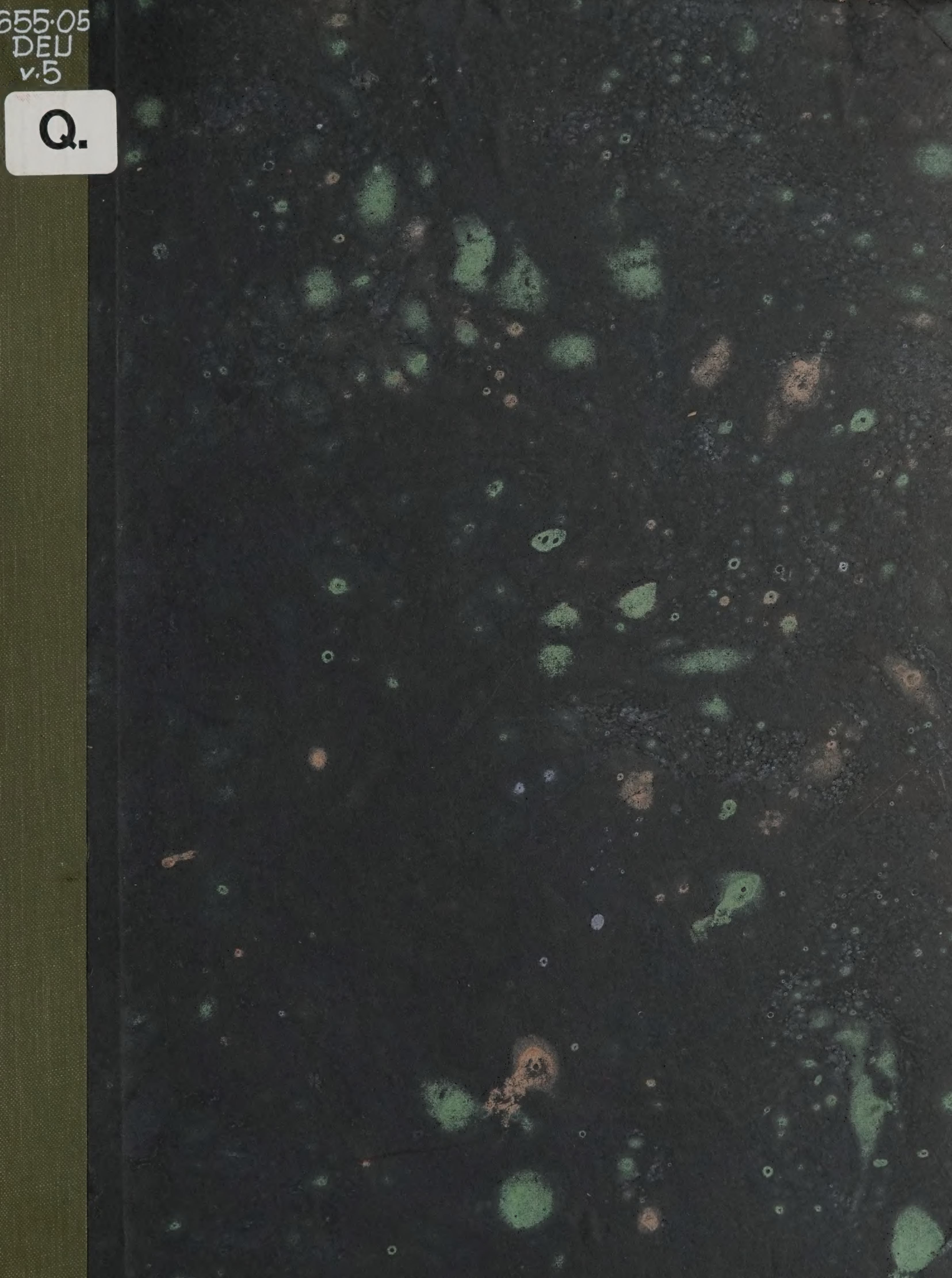
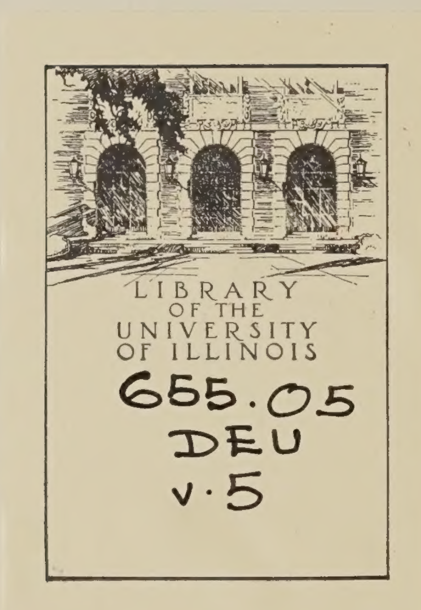






V. JAHRGANG NUMMER 1–12

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

1 * 9 * 2 * 2

SCHRIFTLEITUNG: MUSEUMSDIREKTOR PROFESSOR
Dr. ALBERT SCHRAMM / LEIPZIG / ZEITZER STRASSE 14[1]

Inhalts-Verzeichnis

der Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum, 5. Band, 1922.

Namen-Register.

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 1. 2. 3. JANUAR/MÄRZ 1922

Geschichte des deutschen Signets.

Von Dr. phil. ANNEMARIE MEINER-Leipzig.

Einleitung.

Für die Drucker- und Verlegermarken, die Signete, ist wohl immer bei Bücherfreunden und Bücherliebhabern bibliographisches und künstlerisches Interesse vorhanden gewesen. Schon im Jahre 1625 erschien in Frankfurt/M. ein Buch von G. Draudius: „Discursus typographicus experimentalis“, in dem die Signete behandelt werden. Selbst im ersten Drittel des 18. Jahrh., als im allgemeinen wenig Wert auf die praktische Anwendung und gute Ausführung von Büchermarken gelegt wurde, entstanden zwei Werke, sogar in dem gleichen Jahr (1730), die eine erste Zusammenstellung und zum Teil eine Erklärung vieler damals bekannten Marken geben. Es sind die in lateinischer Sprache abgefaßten Arbeiten von J. C. Spoerlius: „Introductio in Notitiam Insignium Typographicorum“ und von Fr. Roth-Scholtzius: „Thesaurus symbolorum ac emblematum, id est, insignia bibliopolarum et typographorum“. Auf ihnen bauen die aus dem 19. Jahrh. stammenden Veröffentlichungen von Drucker- und Verlegerzeichen auf.

Für das Studium der deutschen Marken bildet die Sammlung von Paul Heitz und seinen Mitarbeitern (A. Barack, C. Chr. Bernoulli, P. Kristeller) die Grundlage. Trotz mancher Ungenauigkeiten in den Angaben wird sie wegen der vortrefflichen Wiedergabe der Zeichen und der Reichhaltigkeit des gebotenen Materials nie ihren Wert verlieren. Die Ergänzung zu dieser Sammlung, die nur die wichtigsten alten Büchermarken bis zum Ende des 17. Jahrh. bringt, will Paul Heichens Buch: „Die Drucker- und Verlegerzeichen der Gegenwart“ geben. Es kann nie den Anspruch auf Ebenbürtigkeit mit den Heitzschen Publikationen machen. Ihm fehlt jede Systematik in der Auswahl, und die Abbildungen sind zum größten Teil recht mangelhaft — es ist höchst bezeichnend für den Tiefstand des deutschen Buchgewerbes vor den 90er Jahren des 19. Jahrh. Was im 20. Jahrh. in Deutschland über Drucker- und Verlegerzeichen geschrieben und von ihnen veröffentlicht wird, findet sich nur verstreut in Werken über Buch- und Schriftwesen und in Zeitschriften.

Die für das Studium der ausländischen Büchermarken nötigen Sammlungen sind zum Teil schon vor den deutschen erschienen. In Frankreich gab 1853 L. C. Silvestre seine „Marques typographiques“ heraus, und schon 1866 folgte das „Inventaire des Marques typographiques“ von P. Delalain. In dem gleichen Jahr veröffentlichte J. Berjeau „Early Dutch, German and English Printers' Marks“, dessen Sammlung 1892 durch W. Roberts „Printers' Marks“ wesentlich ergänzt wurde. Eine ausgezeichnete Sammlung der niederländischen Marken liegt in den beiden Bänden „Marques typographiques des Imprimeurs dans les Pays-Bas“, die 1893 von der Universitätsbibliothek Gent herausgegeben wurden, vor. Italienische und spanisch-portugiesische Signete bringen die Publikationen von Heitz in Zusammenstellungen von P. Kristeller und K. Haebler.

Ein reiches Anschauungsmaterial ist also für den vorhanden, der sich mit alten und neuen Drucker- und Verlegermarken beschäftigen will. Mit den vorhandenen gedruckten Publikationen wäre aber trotzdem eine annähernd erschöpfende Behandlung meiner Arbeit nicht möglich gewesen, wenn mir nicht die ausgezeichnete Weißenbachsammlung des

Deutschen Museums für Buch und Schrift in Leipzig zur Verfügung gestanden hätte, deren Wert darin liegt, daß sie besonders viele Originale in- und ausländischer Herkunft, die noch nirgends veröffentlicht sind, enthält.

Ich möchte an dieser Stelle dem Direktor des Museums, Herrn Professor Dr. Schramm, herzlich für die Bereitwilligkeit danken, mit der er mir stets diese und andere Sammlungen des Museums zur Verfügung stellte. Durch viele freundliche Hinweise und Ratschläge hat er mir die Verarbeitung und Auswertung des vorhandenen Materials sehr erleichtert.

Trotz des Interesses, das man den Büchermarken stets entgegenbrachte, fehlt doch bis jetzt noch eine zusammenfassende Geschichte des Signets von den Anfängen der Buchdruckerkunst bis zur Gegenwart. Einmal kann diese Geschichte vom stilvergleichenden und stilkritischen Standpunkt aus geschrieben werden. In diesem Fall würde es sich darum handeln, die verschiedenen Stile genau festzustellen und die Künstler zu bestimmen,[1] — das würde in das Arbeitsgebiet des Kunsthistorikers fallen. Zum anderen könnte versucht werden, die Abhängigkeit des Signets von der Zeit, in der es auftritt, festzustellen, im Signet den Ausdruck der bestimmten Kultur einer Zeit zu erkennen, — das würde in das Gebiet des Kulturhistorikers gehören. Denn nicht nur was in den verschiedenen Jahrhunderten geschrieben und gelesen wird, ist von Bedeutung für den Kulturhistoriker, sondern auch wie das Geschriebene äußerlich ausgestattet wird, in wieweit Form und Inhalt eine Einheit bilden, ist bezeichnend für eine bestimmte Periode. Wie das geschriebene Buch des Mittelalters mit seinen sorgfältig und fein ausgeführten Miniaturen, mit seinen kunstvollen Initialen und Verzierungen, Ruhe, Frieden und Beschaulichkeit des klösterlichen Lebens wiederspiegelt, so läßt das gedruckte Buch, das durch seine geschäftsmäßige Herstellung vollkommen mit der Welt verbunden ist, in seiner schneller und leichter möglichen Anpassungsfähigkeit ganz anders alle Wandlungen der Kultur erkennen. Das zeigt sich in der Entwicklung des Buchgewerbes und des Buchschmuckes. Parallel mit deren Entwicklung geht die Entwicklung des Signets. Das soll in der vorliegenden Arbeit gezeigt werden.

Um die Arbeit zu einem Abschluß zu bringen, mußte eine geeignete Auswahl aus der Fülle des vorhandenen Materials getroffen werden. Da viel zu wenig Spezialuntersuchungen für einzelne Signete oder Signetgruppen vorhanden sind, außerdem über die Drucker, denen sie gehören, oft gar keine oder nur sehr mangelhafte Bearbeitungen vorliegen, ist eine Berücksichtigung sämtlicher europäischer Büchermarken nicht möglich.[1] Nur die deutschen Signete sollen behandelt werden. Selbst dabei kann manches in seiner Art oder für seine Zeit charakteristische Zeichen nicht genannt werden. Ohne Rücksicht auf Einzelheiten soll es vielmehr darauf ankommen, die Geschichte der deutschen Drucker- und Verlegermarken bis zur Gegenwart in großen Zügen darzustellen, und die Abhängigkeit ihrer Entwicklung von den verschiedenen Kulturströmungen zu zeigen.

---

[1] Es wird dies allerdings in vielen Fällen nicht möglich sein.

[1] Nur vergleichsweise werden einzelne ausländische Marken herangezogen.



Abb. 1.

I.
Die Vorläufer des Signets.

1. Signet und Handschriften des Mittelalters.

Das älteste Druckerzeichen ist das von Fust und Schöffer, den Mitarbeitern Gutenbergs, das sich im Psalterium von 1457, dem ersten mit Jahr- und Ortsangabe versehenen Buche befindet: An einem Baumast hängen zwei Schilde, im rechten das Zeichen Fusts, zwei gekreuzte Stäbe mit Widerhaken, im linken das Zeichen Schöffers, ein von drei Sternen umgebener Sparren.[1] In sauberem vorzüglichem Metallschnitt ausgeführt und meist in kräftiger roter Farbe gedruckt, zeigt das Signet dieselbe technische Vollkommenheit und Vollendung, die man an den ersten Drucken so sehr bewundert (s. Abb. 1). Die Entstehung dieses Zeichens, das für alle Büchermarken das Vorbild wurde, ist noch nicht geklärt. Die Frage bleibt, ob es eine Erfindung der ersten Drucker ist oder auf andere Vorläufer zurückgeht.

Es ist bekannt, daß die ersten Drucker möglichst genau die mittelalterlichen Handschriften zu kopieren versuchten. Daher liegt die Vermutung nahe, daß man vielleicht hier die Vorläufer des Druckerzeichens findet. Bei beiden, Handschrift und Buch, wird der Name am Schluß genannt, dort der des Schreibers, hier der des Druckers; bei beiden oft verbunden mit Ausrufen und Sprüchen, bei beiden mit oder ohne Jahresangabe, aber nur beim gedruckten Buch ist das Signet zu finden. Nirgends, weder in den Büchern der Einzelschreiber, noch in denen der Schreibstuben, ist neben dem Namen ein signetähnliches Zeichen gesetzt.[2] Gerade bei dem fabrikähnlichen Betrieb der Schreibstuben könnte man sich wohl auf ihren Erzeugnissen eine Marke der Werkstatt zur besseren Unterscheidung von Büchern ähnlicher Betriebe denken. Aber selbst Diebolt Lauber und seine Genossen lassen es bei der Namensnennung in ihren Schlußreden und Anpreisungen bewenden.[3] Es fragt sich, ob schon vor den Signeten Zeichen in Gebrauch waren, die den Druckern die Anregung zum Gebrauch einer eigenen Marke geben konnten.

[1] Hier und auch im folgenden stets im heraldischen Sinne verstanden.

[2] Selbst so vorzügliche Handschriftenkenner wie Professor Dr. P. Lehmann und Direktor Dr. Leidinger-München, die mich bei dieser Frage mit Ratschlägen freundlichst unterstützten, kennen keine Zeichen der Schreiber in den Handschriften.

[3] Vergl. R. Kautzsch: Diebolt Lauber und seine Werkstatt in Hagenau. Ztrbl. f. Bibl. Wesen, 12. Jahrg. 1895.

2. Signet und Hausmarken.

Im Mittelalter, wo die Kenntnis des Lesens und Schreibens nur auf wenige bevorzugte Kreise beschränkt war, dienten Zeichen und Marken aller Art als Verständigungs- und Auskunftsmittel. Da sie jeder verstehen konnte, erfreuten sie sich allgemeiner Beliebtheit. Wir finden sie auf fast allen Gebrauchs- und Schmuckgegenständen, fast in allen Berufszweigen, fast in jeder Familie, sodaß die Redensart, die wir noch heute haben, „er ist seines Zeichens ein . . . .“ volle Berechtigung hatte.

Die ältesten Zeichen dieser Art sind die sogenannten Hausmarken, deren gründliche Erforschung wir Homeyer[1] verdanken. Sie sind seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. mit sicheren Daten überliefert, waren aber schon früher im Gebrauch.[2] Ihre eigentliche Blütezeit fällt in das 15. und 16. Jahrh.

Das lineare Zeichen, im Unterschied zu Bild und Sinnbild, Buchstaben, Monogramm und Gemeinzeichen, mit dem der Hausbesitzer ursprünglich seine bewegliche und unbewegliche Habe versah — die Hausmarke —, wurde im Laufe der Jahrhunderte auch ohne Rücksicht auf Besitz und Bezeichnung eines Hauses als ständige Marke von einer bestimmten Person oder Gemeinschaft benutzt, um als Individual-, Urheber-, Willens-, Gewerbe- oder Vermögenszeichen die Stelle des eigenen Namens zu vertreten.[3] In den weitesten Kreisen war die Hausmarke in diesem Sinne verbreitet: Patrizier führten sie wie Bürger und Bauern, Meister und Gesellen wie die gesamte Zunft, Handwerker und Kaufleute wie Gelehrte und Künstler, ja selbst der niedere Adel, Kirchen und Klöster. Die Marke tritt in Urkunden auf, entweder neben der Unterschrift oder statt dieser, sie wird in Bürgerrollen und Handlungsbüchern vermerkt und im ausgehenden Mittelalter in Siegel und Wappen aufgenommen. Mit ihrer immer größeren Verbreitung wandelt

[1] Die Haus- und Hofmarken. Berlin 1870.

[2] Vergl. die Lex Salica und andere Quellen, Homeyer S. 8 ff.

[3] Ich halte mich in dieser Definition streng an Homeyer, da von ihr alle späteren, richtigen und falschen, ausgegangen sind.

sich ihr Charakter. Er verliert das Geometrisch-Abstrakte, ein bildhaftes Beizeichen tritt hinzu, bis sich schließlich die Marke auflöst, in das Bild übergeht oder zum reinen Buchstaben wird.

Sehen wir uns daraufhin einmal das Fust und Schöffersche Signet an. Zwei einfache geometrische Figuren befinden sich in den beiden Schilden. Es könnte sich also hier um heraldisierte Hausmarken handeln, und wirklich ergibt sich durch Vergleich eine formale Zugehörigkeit dieses Druckerzeichens zur Familie der Hausmarken (s. Abb. 2).[1] Aber auch die praktische Anwendung des Signets gleicht der der

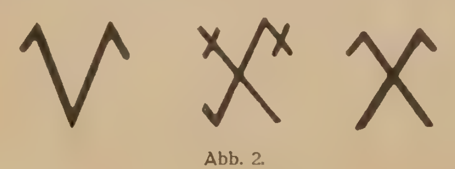


Abb. 2.

Hausmarken. Wie früher der Hausbesitzer alles, was ihm gehörte, mit seinem Zeichen versah, wie später die Kaufleute ihre Warenballen und Güter vor dem Versand mit ihrer Marke bezeichneten, so setzen jetzt die Drucker das Signet in das Buch. Sie folgen nur einem alten Brauch, wenn sie durch die Marke auf den Ursprung ihres Erzeugnisses hinweisen.

3. Signet und Gewerbezeichen.

Mit allen mittelalterlichen Gewerbezeichen stehen die Druckermarken bis zu einem gewissen Grade in verwandtschaftlichen Beziehungen, mit einigen mehr, mit anderen weniger.

a) Steinmetzzeichen.

Es ist oft auf die Steinmetzzeichen als Vorläufer der Signete hingewiesen worden. Das Zeichen, das der Steinmetz in Pfeiler und Wände einmeiselte, war zunächst Urhebermarke und wurde im 15. Jahrh. zur Fabrikmarke der Bauhütten. Auch die Signete sind Urheberzeichen, auch sie entwickeln sich, wenn man die großen Druckereien als „Fabrik" auffaßt, zur Fabrikmarke. Der Zweck von Steinmetzzeichen und Signet ist derselbe. Wie steht es aber mit der bildhaften Übereinstimmung?

Die Steinmetzzeichen haben den geometrischen Charakter mit vielen Hausmarken gemeinsam[2] (s. Abb. 3). Schon des spröden Materials wegen mußte man möglichst einfache Formen für sie verwenden. Wenn nun gewisse Signete den Steinmetzzeichen ähneln, so ist das durch den Einfluß der Hausmarken, die eben auch für die Steinmetzzeichen den Ausgangspunkt bilden, zu erklären. Wenn sich die Drucker wirklich nur die Steinmetzzeichen zum Vorbild genommen hätten, dann hätten sie ganz einseitig die geometrischen Formen bevorzugen müssen. Das ist aber nicht der Fall. Schon in der Inkunabelzeit haben wir eine große Mannigfaltigkeit von Druckerzeichen, die keineswegs nur einen streng geometrischen Charakter besitzen.

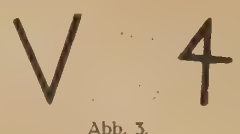


Abb. 3.

b) Goldschmiedezeichen.

Mußte der Drucker wirklich erst bis zu den Steinmetzen gehen, mit denen er doch in keiner Weise in Verbindung stand, um Anregung und Vorbild für sein Zeichen zu finden? Viel leichter und besser war das bei den Goldschmieden möglich. Denn die ersten Typographen standen mit den Kreisen der Goldschmiede in enger Fühlung,[1] einige waren sogar früher selbst Goldschmiede gewesen.[2] Bei den Goldschmieden hatte die Marke schon immer eine besondere Bedeutung gehabt. War sie zunächst ein rein persönliches Zeichen gewesen, das der Meister aus freiem Willen seinem Werke aufprägte, so wurde die Kennzeichnung der Goldwaren schon im frühen Mittelalter gesetzlich gefordert, um eine gewisse Garantie für Herkunft und Qualität der Waren zu haben. Neben das „Merk" des Verfertigers mußte der städtische Stempel gesetzt werden, neben das Meisterzeichen das Beschauzeichen. Auch kommt oft der volle Name des Verfertigers, vielfach mit Zeit- und Ortsangabe, vor. Wie nahe lag es für die ersten Drucker, ihre Erzeugnisse ähnlich wie die des Kunstgewerbes zu bezeichnen, da sie doch vom Kunstcharakter ihrer Werke vollkommen überzeugt waren![3] Gerade, wo kein Gesetz die Bücher vor Nachahmung schützte, wo jeder sie beliebig nachdrucken konnte, mußte ein Erkennungszeichen doppelt wünschenswert sein.

[1]) Vergl. Homeyer, Tafel 13, No. 16 und 45, Tafel 16, No. 343.

[2]) Vergl. Homeyer, Tafel 39, No. 16 und 83.

[1]) Joh. Koelhoff d. Ae. ließ sich in Köln in die Zunft der Goldschmiede eintragen. — Die ersten Straßburger Drucker gehörten zur Goldschmiedezunft „Zur Stelz".

[2]) z. B. Nik. Goetz von Schlettstadt, Georg Hußner, Hans Koberger, Christian Döring, Joh. Mentel (scriba aurarius) und Johann Rynmann.

[3]) Vergl. die Schlußreden der ersten Drucker: Adiuventione artificiosa imprimendi et caracterizandi .... kommt in vielen Variationen immer wieder vor.

Es ist nicht möglich, direkte Beweise für die Übernahme gewisser Goldschmiedezeichen als Druckermarken, oder wenigstens für eine Beeinflussung der Signete durch sie, zu geben. Denn nur wenige mit Marken versehene Goldschmiedeerzeugnisse des 14. u. 15. Jahrh. sind erhalten. Wir sind für die Kenntnis der Marken dieser Zeit fast nur auf dürftige Belege aus Urkunden angewiesen. Aber soviel läßt sich mit Sicherheit aus allem Überlieferten entnehmen: die Goldschmiede besaßen nicht nur geometrische Zeichen; sie verwendeten Bilder wie Adler, Faß, Halbmond und Lilie und die verschiedenen Stadtwappen schon um die Wende des 14. und 15. Jahrh.[1])

Ein ganz anderes, viel reicheres Anschauungsmaterial als bei den Steinmetzzeichen lag hier den Druckern vor. Dazu kommt, daß die Goldschmiede gewöhnt waren, ihre Erzeugnisse mit einem Zeichen zu versehen. Es mußte ihnen, wenn sie Buchdrucker wurden, selbstverständlich erscheinen, auch in ihre typographischen Werke ein solches zu setzen. — Daß von dieser Seite des Kunstgewerbes starke Anregungen ausgingen, die zur Entstehung des Druckerzeichens beitrugen, ist wohl ohne Zweifel.

c) Wasserzeichen.

α) Allgemeine Beziehungen zwischen Wasser- und Druckerzeichen.

Mit einem anderen Kunstgewerbe standen die Drucker in mindestens ebenso nahen Beziehungen, ja waren vollkommen auf dessen Erzeugnisse angewiesen, nämlich dem der Papierfabrikanten. Auch diese versahen ihre Erzeugnisse mit einer Marke, die nicht nur Fabrik-, also Ursprungsmarke war, sondern gleichzeitig die Qualität des Materials oder das Format der Bogen bezeichnete. Ohne eine Kenntnis dieser Zeichen kam der Drucker beim Papiereinkauf nicht aus. Je nachdem für welche Kreise das Buch bestimmt war, je nach dem zu erwartenden Umsatz mußte er das Papier wählen. Immer wieder konnte er die Vorteile, die der Papierhersteller durch diese Art der Bezeichnung hatte, erkennen. Immer wieder bildete das Wasserzeichen den Ausgangspunkt bei seinen Überlegungen für den Einkauf. Wie leicht konnte der Wunsch entstehen, seinen Erzeugnissen eine ähnliche Empfehlungsmarke mitzugeben! Wohl ganz besonders dann, wenn der Drucker in seinem eigenen Geschäft und Handel Wasserzeichen anwendete, d. h. wenn er gleichzeitig „Papierer" war. So wissen wir z. B. von Bämler, Sorg und Schönsperger in Augsburg (Ende des 15. Jahrh.)[1]) und Wendelin Rihel und seinen Nachfolgern in Straßburg (16. Jahrh.), daß sie eigene Papiermühlen besaßen. Würde also eine Übereinstimmung zwischen ihren Wasserzeichen und Signeten festzustellen sein, so wäre der direkte Beweis für den Ursprung der Druckerzeichen, wenigstens dieser, erbracht.

Er ist in dieser Form nicht zu geben. Die drei Augsburger Drucker führten kein Druckerzeichen, damit fällt schon, wenn man auch ihre Wasserzeichen genau kennen würde, was nicht der Fall ist, die Vorbedingung zur Untersuchung weg. Bei Wendelin Rihel sind Wasserzeichen und Signet erhalten. Seine Initialen mit dem Merkurstab, die auf seinen Papieren vorkommen,[2]) erscheinen ebenso auf seinem Druckerzeichen. Nur sind sie hier ein Anhängsel zum Bild der Sophrosyne, die das eigentliche Thema des Signets ist, während sie als Wasserzeichen unter dem Schild mit der Straßburger Lilie vorkommen (s. Abb. 4—5). Die verschiedene Anwendung des Zeichens läßt sich aus der Verschiedenartigkeit der technischen Herstellung von Wasserzeichen und Signet erklären. Eine Frauengestalt in der Art der Sophrosyne bereitete der damaligen Holzschneidetechnik keine Schwierigkeiten, dagegen war ein derartig kompliziertes Wasserzeichen mit den verhältnismäßig primitiven Geräten zur Papierbereitung einfach nicht herzustellen. Deshalb mußte sich Wendelin Rihel bei seinen Papiermarken mit dem einfachen Schild und den Initialen begnügen; deshalb konnte er seine Druckermarke viel reicher gestalten. Daß er die kleine Urhebermarke mit seinen Buchstaben auch auf sein Signet setzte, läßt schließen, daß er ihr auch für dieses eine Bedeutung zusprach. Es kann also in diesem Fall nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen von einer Übereinstimmung zwischen Wasserzeichen und Signet die Rede sein. Andere Beispiele zur Untersuchung fehlen. Und doch scheinen starke stoffliche und gedankliche Übereinstimmungen zwischen den Wasserzeichen vor 1450 und den späteren Druckerzeichen zu bestehen, die dazu berechtigen,

[1]) Vergl. Marc Rosenberg: Der Goldschmiede Merkzeichen. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1911.

[1]) Vergl. Frdr. v. Hössle: Geschichte der alten Papiermühlen im ehemaligen Stift Kempten und in der Reichsstadt Kempten. Kempten 1900.

[2]) Vergl. P. Heitz: Les Filigranes des papiers contenus dans les Archives de la Ville de Strasbourg. Straßburg 1902.



Abb. 4.



Abb. 5.

von einer Beeinflussung der Signete durch die Wasserzeichen zu sprechen. Eine Untersuchung dieser Art ist insofern möglich und aussichtsreich, als ein reiches Anschauungsmaterial in dem Werke von C. M. Briquet „Les Filigranes“[1]) zur Verfügung steht, das sämtliche Wasserzeichen von 1282 bis ungefähr 1600 bringt.

Auch die Wasserzeichen haben sich aus den Hausmarken entwickelt. Das beweisen die vielfach vorkommenden geometrischen Figuren, die mit diesen übereinstimmen. Denn so einfach wie sich das Friedrich von Hössle[2]) vorstellt, sind die Wasserzeichen doch nicht entstanden. Er sagt: „Die Wiedergabe der Rippen des Drahtgeflechtes im Papierbogen mag den Papiermacher schon sehr früh auf die Idee gebracht haben, auf das Sieb der Form Buchstaben oder Figuren aufzusetzen, und damit war das Wasserzeichen erfunden“. Ähnlich leicht machte sich schon 1846 Sotzmann[1]) die Erklärung, der annahm, daß sie „ganz willkürlich und ohne alle Beziehungen“ gewählt seien. Wenn wir auch keine positiven, urkundlichen Beweise haben, die Aufschluß geben über die Motive, die zum Gebrauch der Wasserzeichen führten — selbst Briquet, dem Spezialforscher auf diesem Gebiet ist nichts bekannt — so sind sie doch nicht ohne einen bestimmten Grund plötzlich dagewesen. Wenn man aber die Wasserzeichen als eine Art von Hausmarken auffaßt, und das ist für die erste Zeit ihrer Anwendung zweifellos berechtigt, so ergibt sich ganz zwanglos wenigstens ein Motiv der Entstehung. Wie die Hausmarken so waren auch die Wasserzeichen für die große Masse viel leichter verständlich und zu behalten als der ausgeschriebene Name, den man in den Papieren des beginnenden 14. Jahrh. vielfach als Wasserzeichen findet. — Auch die Wasserzeichen wandelten sich im Laufe der Jahrhunderte. Ihr bildhafter Charakter tritt im 14. und 15. Jahrh. besonders deutlich hervor.

[1]) 3 Bände. Paris 1907.

[2]) Friedrich v. Hössle: Geschichte der alten Papiermühlen, S. 8.

[1]) Serapeum VII, 1846.



Abb. 6.

β) Gliederung der Wasser- und Druckerzeichen.

Die vor 1450 vorkommenden Wasserzeichen lassen sich leicht in einzelne Gruppen gliedern, was die Untersuchung für die Beziehungen zwischen Wasser- und Druckerzeichen wesentlich erleichtert.[1])

In einer 1. Gruppe kann man alle Zeichen vereinigen, die einen speziell hausmarkenartigen, geometrischen Typus aufweisen, wie: Dreiecke, Kreise, Kreuze, Kreise durch Grade verbunden, Kreise mit Kreuzen in den verschiedensten Variationen, Anker.

In der 2. Gruppe finden sich alle Gegenstände, die sich auf das tägliche Leben beziehen: Handschuh, Lampe, Schlüssel, Horn, Dolch, Blumen, Früchte, verschiedene Tiere.

In der 3. Gruppe sollen alle Handwerkergegenstände untergebracht werden, die entweder mit der Papierfabrikation selber in Zusammenhang stehen, wie: Rad (als Zeichen der Mühle), Eimer, Winkelmaß und Zirkel, oder die mit anderen Gewerben Beziehungen haben wie Amboß, Hammer, Wage, Axt, Egge.

Die 4. Gruppe umfaßt die meisten Zeichen: mit einem religiös-kirchlichen oder mystischen Sinn, wie Tiara, Sonne, Delphin, Kreuz, Schlange, Kreuz und Schlange in den verschiedensten Kombinationen, Herz, Herz mit Kreuz, Herz mit Lilie, Gotteslamm, Engel, Heilige oder Attribute von Heiligen wie Adler, Löwe, Lilie, Fisch, Kelch, Ochse oder Ochsenkopf.

Sagenhafte Wesen, mythologische Tiere bilden die 5. Gruppe: Basilisk, Einhorn, Sirenen.

Die 6. Gruppe zeigt die Beeinflussung der Wasserzeichen durch Heraldik und Schrift. Hierher sind alle Marken, die irgendwie an Wappen erinnern, zu rechnen: einfache Schilde, Doppelschilde, ohne und mit Figuren, Monogramme, Initialen und volle Namen.[1])

Auffallend ist, daß man die Druckerzeichen des 15. und 16. Jahrh. in ebensolche Gruppen gliedern kann, und daß bei einer derartigen Zusammenstellung auch hier die vierte Gruppe zahlenmäßig die größte ist. Selbstverständlich konnten die Drucker mit ihrer Technik die Zeichen ganz anders ausgestalten und vervollkommnen als die Papierfabrikanten. Daher wird das einfache geometrische Zeichen fast nur in der Inkunabelzeit, wo man noch technisch lernt, verwendet, und wenn es später wirklich noch vorkommt, verschwindet es neben oder in dem eigentlichen Signetbild (wie bei Wendelin Rihel). Daher fallen bei den Signeten die Gegenstände des täglichen Lebens als besondere Gruppe fast ganz weg, da sie leicht zur besonderen Ausschmückung und Verlebendigung anderer Marken dienen konnten. Man brauchte sich ja vor komplizierten Darstellungen nicht zu scheuen.

Besonders stark tritt das Gedankliche und Symbolische in den Signeten hervor, und dies Element ist nach meiner Ansicht schon ähnlich in den Wasserzeichen zu finden. Briquet bestreitet zwar eine mystische und symbolische Bedeutung der Wasserzeichen.[2]) Er glaubt, daß die Papierer völlig in ihrer Welt befangen waren und den symbolistischen Ideen des Mittelalters fernstanden. Ich weiß nicht, ob man das ohne weiteres zugeben darf, da es weder für seine noch für die gegenteilige Anschauung wirkliche Beweise gibt. Warum sollten denn gerade die Papierfabrikanten diesen Ideen ferngestanden haben, die doch im Mittelalter Gemeingut der breitesten Volksschichten waren? Als Glied der allesbeherrschenden Kirche wurde jeder gewissermaßen mit ihren symbolischen und mystischen Anschauungen auferzogen. Wenn schon die niederen Volkskreise wenig davon gewußt hätten, so standen sicher die Mühlenbesitzer, die zu den angesehenen und gebildeten Bevölkerungsschichten gehörten — in Ravensburg z. B. zu den Patriziern — diesen Ideen nahe. Ich möchte als Anlaß für Zeichen wie Anker, Fisch, Delphin und Schiff nicht nur das die Fabrik umgebende Wasser ansehen, wie es in der einschlägigen Literatur allgemein zu finden ist, sondern ich glaube, daß

[1]) Damit ist selbstverständlich eine Schematisierung verbunden. Die Einordnung manches Zeichens war oft schwierig und eine gewisse Willkür konnte manchmal nicht vermieden werden, um zu einer klaren Einteilung zu kommen.

[1]) Die Einteilung ist nach stofflichen Gesichtspunkten bestimmt, zu denen chronologische, wenigstens für die erste und letzte Gruppe, hinzutreten.

[2]) „Les Filigranes ont-ils un sens caché?" im „Bibliographe moderne" 1909.

man ihnen ähnlich wie Kelch, Engel, Adler, Osterlamm, Herz, Kreuz, Lilie eine tiefere symbolische Bedeutung zusprechen kann. Soll die mittelalterliche Symbolik wirklich zum ersten Mal in den Marken der Drucker zu finden sein? Es ist nicht anzunehmen, da in den Signeten viele symbolische und mystische Gedanken durch ähnliche Bilder ausgedrückt werden, wie sie schon bei den Wasserzeichen vorkommen. So kann man wohl rückschließend mit einiger Sicherheit sagen, daß zum Teil schon die Wasserzeichen eine symbolische Bedeutung besaßen.

Natürlich besteht die Gefahr, daß man in diesen Zeichen mehr sieht, als wirklich da ist, daß man etwas in sie hineinlegt, was garnichts mit ihnen zu tun hat. Zu was für falschen und irreführenden Ergebnissen dies führen kann, sieht man an den Untersuchungen Guido von Lists, Pudors und Koerners, die z. B. alle in den Druckerzeichen Runen zu erkennen glauben.[1])

Die figürliche und gedankliche Übereinstimmung der Signete mit den obengenannten Gruppen der Wasserzeichen, die im Laufe der Arbeit zu untersuchen sein wird, ist aber nicht das Einzige, was die Verwandtschaft zwischen Wasserzeichen und Signet beweist. Auch der Gebrauch beider Marken zeigt viele Ähnlichkeiten. Wasserzeichen und Signet waren keine gesetzlich geschützten Marken. Sie konnten daher nach Belieben aus persönlichen oder geschäftlichen Gründen gewechselt oder verändert werden, ja eine Person konnte auch verschiedene Zeichen für die gleichen Erzeugnisse verwenden. Wenn die Marken auch als Schutz und Empfehlung gedacht waren, so wurden sie doch oft nachgeahmt, teilweise oder ganz von anderen Meistern übernommen. Es kommen viele Klagen vor, wie es „gegen allen Handwerksbrauch“ verstoße, daß das Wasserzeichen nachgeahmt werde, wie die Meister „ain Auffmerkens haben“ sollen, „daß mit den Zaichen und Markhen Kainer dem Andern Beschwernus und Eintrag oder ain Zaichen nit nachfuern thue. Alles bey Verlust ihres Handwerkhs“.[2])

Ähnlich klagen die Drucker über die Nachahmung ihrer Zeichen.[3]) Ohne große Bedenken entlehnen

[1]) Vergl. Otto Hupp: „Wider die Schwarmgeister.“ 3 Hefte, München 1918, der sie gründlich widerlegt und ihnen in erfreulicher Deutlichkeit ihre unwissenschaftliche Methode klar zu machen versucht. — Vergl. auch E. Mogk: Die Runen. Ztschr. des Vereins für Buchw. und Schrifttum 1920, No. 7/8.

[2]) Vergl. v. Hössle, a.a.O., S. 9.

[3]) Es wird später noch darauf hinzuweisen sein.

sie fremde Motive. Ich weise nur auf Kachelofen hin, der von Schongauer den Vorwurf zu seinem Signet nahm. Wie die italienischen Wasserzeichen nach Deutschland wanderten und ohne weiteres von den deutschen Papierfabrikanten übernommen wurden, so gingen die deutschen Druckerzeichen mit den ersten Druckern über die Alpen und wurden bald auch in Italien gebraucht. Sehr bald kamen sie von dort in einer neuen, reicheren und verfeinerten Gestalt nach Deutschland zurück: sie brachten die Renaissance mit. Doch davon erst später.

Nach dem bisher Gesagten, zu dem weitere Beweise später hinzuzufügen sind, muß man die Wasserzeichen in erster Linie als Vorläufer der Signete ansehen. Sie sind zweifellos für die Gestaltung der Druckermarken von größtem Einfluß gewesen.[1])

4. Signet und Formschnitt.

Unerwähnt ist bis jetzt der Formschnitt, speziell der Holzschnitt geblieben, mit dem die Druckkunst wohl in Verbindung steht, wenn er auch nicht direkt zu ihrer Erfindung beigetragen hat, wie man das früher annahm.[2]) Auch der Formschneider hatte sein Zeichen und, war er nicht selber Zeichner, kommt oft neben seiner Marke auch die des Zeichners vor. Nun treten aber beide Marken, die des Schneiders und die des Zeichners, fast gleichzeitig mit den ersten Signeten auf. Nur ganz selten findet man auf einem älteren Holzschnitteinzelblatt den vollen Namen des Künstlers, nur ganz selten einen Buchstaben oder ein kleines Schneidemesser als Zeichen. In der Inkunabelzeit aber und auch späterhin kommen häufig Marken beim Formschnitt vor, die oft große Ähnlichkeit mit den Signeten haben.[3]) Von einer Beeinflussung der Druckerzeichen durch die Marken des Formschnittes kann deshalb nicht die Rede sein. Viel eher scheint deren Entwicklung durch die Signete bestimmt worden zu sein. Das wäre aber noch zu untersuchen.

[1]) Ich möchte besonders an dieser Stelle Herrn Professor Dr. P. Lehmann-München danken, der mir die Anregung zum Studium der Wasserzeichen gab.

[2]) Vergl. W. L. Schreiber: Darf der Holzschnitt als Vorläufer der Buchdruckerkunst betrachtet werden? Ztrbl. f. Bibliothekwesen, 12. Jahrg. 1895, 5/6. Heft.

[3]) Vergl. W. L. Schreiber: Manuel de l'Amateur de la Gravure 3. Band 1893. Index des Marques et monogrammes d'artistes. S. 33—323.

5. Signet und Siegel.

Es besteht eine auffallende Ähnlichkeit zwischen den ersten Druckerzeichen und den Siegeln. Zunächst im Gebrauch: Wie der Siegelinhaber sein Siegel unter das setzte, was er bestätigen wollte und wofür er sich verantwortlich erklärte, so setzte der Drucker sein Zeichen unter sein Schriftstück, denn auch er wollte daran erkannt werden, auch er wollte dafür einstehen, abgesehen davon, daß er dem Buch gleichzeitig einen besonderen Schmuck verlieh.[1] Auch im Aussehen gleichen die ersten Signete den Siegeln. Porträts, Heiligenfiguren, Symbole, Wappen, Tiere, Besitz- und Handelszeichen, Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, Monogramme und Initialen, die auf den Siegeln des ausgehenden Mittelalters vorkommen, finden wir bei den Druckerzeichen wieder. Die Signete sind, wenn man so sagen darf, in die Druckersprache übertragene und mit deren Mitteln ausgestattete Siegel, d. h. bildliche Vertreter der sie benutzenden Person. Ja, dasselbe Wort, das in den Legenden und Korroborationsformeln für das kleinste und persönlichste Siegel, das Privatsiegel, gebraucht wurde, signetum[2]), wird später eine spezielle Bezeichnung der Drucker- und Verlegermarken.[3])

[1]) Vergl. K. A. Barack: Vorbemerkungen und Nachrichten über die Drucker in „Els. Büchermarken“, Straßburg 1892.

[2]) Vergl. W. Ewald „Siegelkunde“ und Th. Illgen „Sphragistik“.

[3]) Wann das Wort Signet zum ersten Male für das Drucker- und Verlegerzeichen angewendet wurde, ist nicht genau zu bestimmen. Im 18. Jahrh. scheint es zuerst in dem heute üblichen Sinne gebraucht worden zu sein. Vorher wird nur selten mit einem Namen auf das Zeichen hingewiesen, am frühesten wohl bei Peter Schöffer, der von „suis consignando scutis“ spricht. Ähnlich wie er lehnt Michael Wenszler seine Bezeichnung an die Wappensprache an: „suis consignando armis“. Ratdolt und Johann von Westfalen reden in der Inkunabelzeit von ihrem „signum“, Aldus Manutius von „insignia“, während Erasmus das Zeichen des venetianischen Druckers „symbolum“ nennt. Roth-Scholtz gebraucht 1730 nur insignia, symbolum, emblematum für die Drucker und Verlegerzeichen. Aber schon zehn Jahre später findet sich bei Gessner und von Seelen neben insignia der Begriff Signet. Von da an ist dieser technische Ausdruck geblieben, wenn er auch bis heute noch nicht allgemein bekannt ist. Selbst H. Klenz nennt in seinem Büchlein „Die deutsche Druckersprache“ (Straßburg 1900) das Wort Signet nicht. Das verwundert einigermaßen, da gerade um das Jahr 1900, als das Buch erschien, dem Verlegerzeichen erhöhte Aufmerksamkeit und Beachtung geschenkt wurde. — Es liegt schließlich auch kein Grund vor, höchstens der Kürze wegen, das Fremdwort Signet einbürgern zu wollen. Genauso wie die Franzosen ihre marque typographique (seit dem Edikt Franz' I. 1539) und die Engländer ihre printers' mark haben, ebenso gut können wir von der Drucker- und Verlegermarke oder dem Drucker- und Verlegerzeichen reden.

6. Signet- und Notariatszeichen.

Es sei kurz auf die äußerliche Verwandschaft, die zwischen Drucker- und Notariatszeichen besteht,[1]) hingewiesen. Seit dem 13. Jahrh. kommen die aus freier Hand mit Feder und Tinte gezeichneten Signete vor, die die Notare anstelle eines Siegels unter die von ihnen ausgestellten Urkunden setzten. Als direkte Vorläufer der Druckerzeichen sind sie kaum anzusehen, denn nirgends begegnet man solchen verschnörkelten und monogrammartigen Formen in den Zeichen der ersten Drucker. Nur der Gebrauch ist der gleiche und der Name, der stets in der Textformel erwähnt wird: nomine atque signete usuali signavi. Bei manchen seit dem 16. Jahrh. vorkommenden Drucker- und Notariatszeichen kann man allerdings eine gewisse Übereinstimmung feststellen[2]) (s. Abb. 7 u. 8), jedoch ist schwer zu sagen, ob und wie eine gegenseitige Beeinflussung stattgefunden hat.

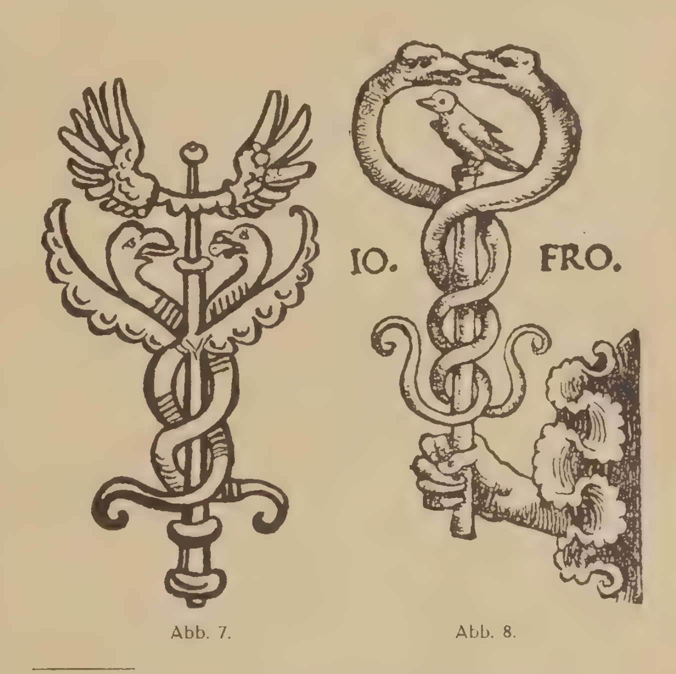


Abb. 7. Abb. 8.

[1]) Vergl. Fr. Leist, „Die Notariats-Signete. Ein Beitrag zur Geschichte des Notariats“. Leipzig u. Berlin 1896. Er gibt eine treffliche, knappe Einführung und viele Abbildungen.

[2]) Vergl. Das Notariatssignet von Wolfg. Curio, Würzburg 1540, und die Druckermarke v. Joh. Froben, Basel 1515.

7. Zusammenfassung.

Rückblickend seien die Ergebnisse der vorangegangenen Betrachtungen über die mögliche Herkunft der Signete noch einmal kurz zusammengefaßt. Mit Sicherheit läßt sich feststellen, daß nicht in den Handschriften, wie etwa zu vermuten wäre, ihr Vorbild zu suchen ist. Die Anregungen zum Gebrauch einer Druckermarke scheinen hauptsächlich von den mittelalterlichen Gewerben ausgegangen zu sein, deren Zeichen in engem Zusammenhang mit den Hausmarken stehen. Auffallend groß ist die Übereinstimmung zwischen Wasserzeichen und Signeten, die auf eine direkte Beeinflussung durch die Papiermarken schließen läßt. Aber diese und jede andere Annahme bleibt nur Vermutung, da keinerlei direkte Beweise für sie zu erbringen sind. Die Tatsache, daß sich die Drucker selber nirgends darüber ausgesprochen haben, wie und warum sie zum Gebrauch eines Signets kamen, spricht dafür, daß es für sie ganz selbstverständlich war, die mittelalterliche Sitte der Markenbezeichnung auch auf ihre Bücher auszudehnen. Das Signet ist tatsächlich das Glied einer langen Entwicklungsreihe, die bei den Hausmarken beginnt und sämtliche mittelalterliche Gewerbezeichen und sonstige Marken in sich schließt, die schießlich das Siegel alle in sich vereinigt. Mit dem Signet wird aber die Reihe nicht abgeschlossen; sämtliche moderne Waren- und Reklamemarken bilden neue Glieder der Kette, deren Ende nicht abzusehen ist.

Wie die Drucker zu ihren Signeten gekommen sind, ist demnach nicht festzustellen. Dagegen läßt sich hier und da verfolgen, wie ein bestimmter Drucker gerade zu seinem Zeichen kam. So kann z. B. der Name des Druckers, die Stadt, das Haus oder die Straße, in der er wohnte, den Vorwurf zu einem Signet geben (sog. redendes Signet). Auch kann das Signet in Beziehung zu den Lebensverhältnissen des Druckers stehen oder rein persönliche Anschauungen ausdrücken. Diese besonderen Fälle der Entstehung eines Signets werden in der Arbeit hervorzuheben sein.

II.
Signete der Inkunabelzeit (1457 — ca. 1500).

1. Allgemeine Charakteristik der Inkunabelsignete.

Alle Drucke vor 1500 werden gewöhnlich als Inkunabeln bezeichnet. Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß dieser Zeitpunkt willkürlich gewählt ist. Trotzdem hat die Unterscheidung der Wiegendrucke von denen nach 1500 eine gewisse Berechtigung. Erst das Titelblatt, das seit diesem Zeitpunkt allgemein vorkommt, nimmt dem Buch den Charakter des Erstlingswerkes einer neuen Kunst, erst mit dem Titelblatt gehört es der Neuzeit an. Dazu kommt, daß die Drucktechnik bis 1500 soweit fortgeschritten war, daß sie im großen und ganzen allen Anforderungen genügen konnte, die ein wissensfreudiges Jahrhundert an sie stellte. Auch hatte sich der Buchdruck bis dahin über weite Teile Deutschlands ausgebreitet und schon seinen Lauf durch Europa begonnen. Gerade in dem Augenblick, wo man ihn dringend notwendig brauchte, war seine Entwicklung so weit vorgeschritten, daß er die ihm gestellten Aufgaben ohne wesentliche Schwierigkeiten bewältigen konnte: die Verbreitung von Luthers Ideen wäre ohne ihn kaum in dieser Schnelligkeit möglich gewesen.

Kann man also den Begriff Inkunabel bis zu einem gewissen Grade verteidigen, so muß man auch die Bezeichnung Inkunabelsignete anerkennen. Sie hat insofern mehr Berechtigung, als der Unterschied zwischen den Druckerzeichen vor und nach 1500 viel größer ist als der der Drucke vor und nach dieser Zeit. Die Signete des 16. Jahrh. sehen ganz anders aus als die des 15., wenn sich auch gewisse Motive erhalten.[1] Selbst in diesen kleinen Zeichen kann man erkennen, wie das gesamte kulturelle Leben in Deutschland nach 1500 eine neue Wendung nimmt. In der Abhängigkeit von dieser Kultur liegt der große Unterschied der Marken des 16. Jahrh. von den Signeten der Inkunabelzeit begründet.

Da bis 1500 die Drucker den größten Teil ihrer Erzeugnisse auf eigene Gefahr herstellten und selbst für deren Vertrieb sorgten, sind die Inkunabelsignete gleichzeitig Drucker- und Verlegermarken. Es ist auffallend, daß die größten Verleger der Zeit der Frühdrucke, Koberger[2] und Rynmann, kein eigenes Zeichen hatten; erst im 16. Jahrh. tritt die Verlegermarke allgemein auf.

[1] Ganz streng in das Jahr 1500 ist die Grenze natürlich nicht zu legen, deshalb werden im folgenden manchmal auch Beispiele aus den ersten Jahren des 16. Jahrh. gebracht.

[2] Koberger hat nur auf seinen Fässern eine Marke. Vergl. O. v. Hase, „Die Koberger".

Die Marken vor 1500 stehen fast alle hinter der Schlußschrift, dem Kolophon, oder unmittelbar nach dem Ende des Werkes. Sie vertreten den Namen des Druckers, der vielfach noch durch Initialen angedeutet wird, und der bis 1500 nur ganz selten voll ausgeschrieben dem Zeichen beigefügt ist. Das Signet ist vor allem Erkennungs- und Ursprungsmarke. Mit seiner Hilfe konnte manchem Werk, das ohne Druckvermerk und Jahresangabe gefunden wurde, leicht sein Platz innerhalb der Druckgeschichte zugewiesen werden.

Ebenso wenig wie die Hausmarke war das Druckerzeichen ursprünglich durch gesetzliche Bestimmungen geschützt. Es konnte deshalb leicht von einem Drucker auf den anderen übergehen, überlassen,[1] verkauft[2] oder nachgeahmt werden.[3] Doch bestand eine Art Gewohnheitsrecht, das der Marke einen gewissen Schutz gab, sodaß verhältnismäßig selten ein direkter Nachdruck von Druckerzeichen vorkam.

Daß die ersten Druckerzeichen als ein künstlerischer Schmuck des Buches gedacht waren, wie es vielfach in der Literatur angenommen wird,[4] ist schwer nachzuweisen. Denn ihre äußere Form ist meist klein und anspruchslos, die technische Ausführung oft noch roh und unbeholfen,[5] und die Abwechslung der Themen gering. Aber das ist fast allen gemeinsam: sie sind klar und prägen sich dem Gedächtnis schnell ein, erfüllen damit Anforderungen, die man noch heute an ein gutes Signet stellt. Erst in der ausgehenden Inkunabelzeit kommen Druckermarken vor, bei denen man sieht, daß ihr Besitzer auf eine möglichst schöne und reiche Ausbildung Wert legte. Das Zeichen bekommt dadurch einen persönlichen Charakter und wird nun erst recht eigentlich für den Kulturhistoriker wertvoll.

Die Signete der Frühdrucke sind meist in Holzschnitt, seltener in Metallschnitt ausgeführt, nur ein einziges Signet in Schrotmanier ist mir in Deutschland bekannt.[1] Schon das ist charakteristisch. Es zeigt ganz allgemein die große Bedeutung des Holzschnitts für die Büchermarken. Mit der Blüte der Holzschneidekunst im 15. und 16. Jahrh. hängt die künstlerische Vollendung der Signete dieser Zeit eng zusammen.

2. Verschiedene Gruppen der Inkunabelsignete und ihre Beziehungen zu den Wasserzeichen.

Im vorigen Kapitel ist von einer Verwandtschaft zwischen Wasserzeichen und Druckermarken gesprochen worden, die jetzt nachzuweisen ist. In der Inkunabelzeit kann sie am besten gezeigt werden, da hier im allgemeinen Signete mit einfachen, wenig komplizierten Formen vorkommen. Sobald an ihre Stelle phantasievolle und geistreiche Bildmarken treten, was im 16. Jahrh. der Fall ist, löst sich der enge Zusammenhang mit den Wasserzeichen und ist nur noch in einzelnen Motiven zu erkennen.



Abb. 9.

a) Signete im Charakter der Hausmarken.

Viele Inkunabelsignete zeigen noch deutlich die Gebundenheit an die alten hausmarkenartigen, geometrischen Formen der Wasserzeichen, wie sie in der 1. Gruppe zusammengefaßt wurden. Auf das Fust und Schöffersche Zeichen, das ganz den Charakter der Hausmarke besitzt, ist schon hingewiesen worden. Denselben Charakter wie die gekreuzten Doppelhaken Fusts hat die Marke von Heinrich Gran, Hagenau 1489.[2] Arnold ther Hoernen, Köln 1470,[3] hat gekreuzte Stäbe an einem Ende so verbunden, daß ein Dreieck entstanden ist (s. Abb. 9). Einfache geometrische Zeichen, vielfach mit dem sogen. Merkurstab, der auch schon als Hausmarke vorkommt, kennzeichnen die Signete von Michael

---

[1] So vielleicht bei Laurenz Bornemann, s. u.

[2] Vergl. den Brief von Paulus Manutius an seinen Sohn Aldus d. J. v. 26. Juni 1568: . . . „Quanto alla stampa, ho fatto un' accordo col Basa, per anni cinque: che, godendo la insegna, mi dia vinti scudi d'oro al mese, senza obligo tuo, ne mio, di correger le stampe: et esso truoverà correttore assiduo, e diligente.“ (Lettere di Paolo Manuzio, herausgegeben von A. Renouard, Parigi 1834).

[3] Auf die Nachahmung des Fust und Schöfferschen Zeichens und der Marke von Aldus Manutius wird später zu verweisen sein.

[4] Vergl. F. H. Ehmcke: „Wahrzeichen — Warenzeichen“. Plakat 12. Jahrg. Heft 2, 1920, und P. Kristeller: „Italienische Büchermarken“. Er redet von „ornamentalen Beigaben“.

[5] Manche Signete dieser Zeit lassen in technischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig und fügen sich dem Buchganzen trefflich ein: es sei nur an die Marke von Fust und Schöffer erinnert.

[1] In Frankreich dagegen ist der Schrotschnitt für Signete sehr beliebt. Vergl. Silvestre: Marques typographiques Nr. 8, 10, 20, 25, 32, 246 etc.

[2] Weiß. Slg. No. 424.

[3] Kölner Büchermarken, Tafel 1, No. 2 und 3.

Wenszler, Basel 1476,[1]) Jakob von Pforßen, Basel 1489,[2]) und Gregor Boettiger, Leipzig 1495[3]).

Neben den Signeten, die sich von den Hausmarken kaum unterscheiden, sind die zu nennen, die durch ihre streng geometrischen Formen wie eine Hausmarke wirken. Das sind vor allem die Marken, auf denen Kreis und Kreuz in mannigfacher Verbindung vorkommen. Meist wird der Kreis von einem Kreuz mit einfachem oder doppeltem Querbalken überhöht. Der Kreis selbst ist oft horizontal in zwei Hälften geteilt, die entweder leer sind oder die Initialen des Druckernamens, zuweilen auch geometrische Zeichen, enthalten.

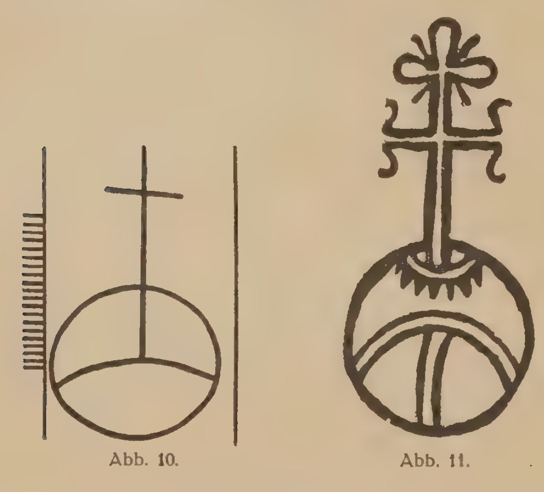


Abb. 10. Abb. 11.

In den verschiedensten Variationen findet man Kreis und Kreuz schon als Wasserzeichen[4]) (s. Abb. 10), und in ebenso vielen Modifikationen werden sie als Druckermarke gebraucht. Es ist aus dieser Tatsache auf eine allgemeine Beliebtheit und Verbreitung dieses Zeichens zu schließen, die wohl mit seiner symbolischen Bedeutung, die bewußt oder unbewußt in der Vorstellung der betreffenden Markeninhaber lebte, in Zusammenhang steht. Der Kreis bedeutet im Mittelalter die Welt, das Kreuz aber Christus, der wohl mit der Welt in Verbindung steht, sie aber überwunden hat und beherrscht.[5]) Will man weiter in die Symbolik dringen, so kann man mit Paul Delalain[6]) im Kreuz ein Zeichen der Kirche sehen, die die Welt beherrscht und unter deren Schuß sich der Rechtgläubige, hier also der Drucker, stellt. Troß dieser mittelalterlichen Ideen, mit denen das Zeichen verwachsen ist, wird es in der Form des Signets mit in die neue Zeit hinüber genommen[1]) und hat sich als solches bis in unsere Zeit gehalten, aber nicht etwa wegen der Symbolik, die ihm anhaftet, sondern wegen der klaren und leicht einprägsamen Form[2]) (s. Abb. 13).

Sicher hat diese Form schon in der Inkunabelzeit bei der Wahl von Kreis und Kreuz als Druckerzeichen mitgesprochen. Außerdem mußte ein solches altes Zeichen in dieser neuen Anwendung schneller und leichter eine Gedankenverbindung hervorrufen



Abb. 12.

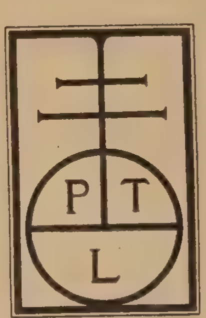


Abb. 13.

als ein neues unbekanntes. Es wurde ganz von selbst zur Erkennungs- und Empfehlungsmarke.

Wir finden dies Zeichen bei den Brüdern vom Gemeinsamen Leben in Rostock 1481 (nach Schubert schon 1476; s. Abb. 11)[3]) und dem Priester Johann Weyßenburger, Nürnberg 1503,[4]) bei beiden ist die Verbindung mit religiös-symbolischen Vorstellungen

[1]) Basler Büchermarken, Seite 3, No. 1.

[2]) Basler Büchermarken, Seite 7, No. 7.

[3]) Monumenta typ. Tafel 211.

[4]) Vergl. Briquet No. 2992 ff.

[5]) Vergl. den Wahlspruch der Karthäuser: „Stat crux dum volvitur orbis" und G. Roudolph „Die Signete", Börsenblatt III 1899.

[6]) Inventaire des marques typograghiques, 2. Aufl. Paris 1892, Seite XVIII ff.

[1]) Der Kreis wird zur Weltkugel, auf der das Kreuz steht, er wird zum Symbol des Kaisers neben dem des Schwertes, das zeigt die Druckermarke von Guillaume Eustace in Paris (1493—1525). Er führt Kaiser, König und Papst mit ihren Symbolen in seinem Zeichen. (Silv. No. 878).

[2]) Vergl. das Signet von Poeschel & Trepte, Leipzig, gezeichnet von W. Tiemann.

[3]) A. Schubert: Einige unreproduzierte Inkunabelsignete. Ztschr. f. Bücherfreunde, 4. Jahrg. 1900/01. — Monumenta typ. Tafel 88.

[4]) Weiß-Slg. No. 427.

offensichtlich — selbst Briquet müßte sie hier zugeben! —, bei Friedrich Meynberger, Tübingen 1498[1]), Johann Schott, Freiburg 1503, als dreifaches Kreuz,[2]) Johann Wähinger, Straßburg 1503, in Rotdruck,[3]) Jakob Thanner, Leipzig 1495, der die Weltkugel zu einer Hufeisenform umgestaltet hat,[4]) und Johann Grüninger, Straßburg 1497, bei dem der Kreis außer dem Kreuz noch von der Straßburger Lilie überragt wird.[5])

Das Kreis-Kreuz-Signet kommt nicht nur bei deutschen Druckern vor, wie dies bei späteren Druckerzeichen, besonders denen des 16. Jahrh. oft der Fall ist, sondern es hat sozusagen europäische Bedeutung. In allen Ländern, die im 15. und 16. Jahrh. die Druckkunst einführten, ist es zu finden, sowohl in Frankreich und England als in Italien, Spanien und Portugal. Auch daraus ist die allgemeine Beliebtheit und Verständlichkeit zu sehen, die das mittelalterliche Zeichen besaß. In Kreis und Kreuz konnte jedes Volk seine eigenen Gedanken hineinlegen, aber beide Zeichen standen auch über den verschiedenen Völkern mit ihren Anschauungen: sie verbanden die Nationen als Angehörige der Christenheit zu einer Einheit.

Die meisten Signete dieser Art sind in italienischen Druckwerken zu finden.[6]) Im allgemeinen gebraucht man in Italien in der Inkunabelzeit selten Druckerzeichen; unter den vorhandenen steht das Kreis-Kreuz-Signet bis etwa 1525 an erster Stelle (s. Abb. 12). Es spielt dort in ganz anderem Maße eine Rolle als in Deutschland. Deshalb bezeichnet es wohl auch Kristeller als eine „spezifisch italienische Bildung".[7]) Trotzdem glaubt er nach längeren Untersuchungen in ihm die Hausmarke des Johannes de Colonia zu erkennen, die dieser Drucker, der Sitte seiner Heimat — also Deutschland — folgend, seinen Werken beifügte. Hierin liegt ein Widerspruch, denn wenn die deutsche Hausmarke die Urform und das Vorbild für alle folgenden Zeichen dieser Art wurde, wie Kristeller behauptet, so hat man es eben mit keiner spezifisch italienischen Bildung zu tun. Der Widerspruch löst sich, wenn man die Wasserzeichen zur Erklärung heranzieht.

[1]) Weiß-Slg. No. 429.

[2]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 4.

[3]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 8.

[4]) Weiß-Slg. No. 426.

[5]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 1.

[6]) Vergl. das Signet von Octavianus Scotus, Venedig 1493 (Weiß. Slg. 6 No. 438) und daneben die Tiemannsche Zeichnung für Poeschel & Trepte! (Abb. 13).

[7]) Vergl. Kristeller, „Italienische Büchermarken".

Die Wasserzeichen mußten natürlicherweise im Land der ältesten Papierfabriken des Kontinents die größte Verbreitung haben. Es ist also nicht so verwunderlich, wenn Kreis und Kreuz auf italienischen Papieren öfters vorkommen als auf deutschen. Als Wasserzeichen sind sie höchstwahrscheinlich eine italienische Erfindung: im Lande des herrschenden Papsttums ist ihr Gebrauch ohne weiteres motiviert. Sie wurden nun, da ihre Form allgemein bekannt war und bestimmte Vorstellungen hervorrief, als Druckerzeichen übernommen und zwar dort, wo die Anwendung dieser Zeichen besonders bekannt und beliebt war, am häufigsten. Daß von einer Beeinflussung der deutschen Signete durch die italienischen Kreis-Kreuz-Druckerzeichen nicht die Rede sein kein, ist daraus zu erkennen, daß der erste Gebrauch von Kreis und Kreuz als Signet in beiden Ländern ziemlich gleichzeitig erfolgt: in Italien 1480 durch Johannes de Colonia, in Deutschland 1481 durch die Brüder vom Gemeinsamen Leben. Nimmt man aber als gemeinsame Ursprungsquelle für dieses Druckerzeichen das Wasserzeichen an, dann ist die parallele Entwicklung der Zeichen in Italien und Deutschland und ihr qantitatives Überwiegen in Italien ohne weiteres verständlich.[1])

b) Signete mit Themen aus dem Gebiete des täglichen Lebens und des Handwerks.

Über die 2. und 3. Gruppe, in die Gegenstände des täglichen Lebens und solche der Handwerker zusammengefaßt wurden, kann man bei den Druckerzeichen schnell hinweggehen, denn die Zahl der dazugehörigen Marken ist gering. Die meisten



Abb. 14.

[1]) Noch heute lebt das alte Kreis-Kreuz-Zeichen in dem Signet der Rupprecht-Presse (v. F. H. Ehmcke) und in dem der Marées-Gesellschaft (v. E. R. Weiß) weiter. Vergl. Loubier: Die neue deutsche Buchkunst.

lassen sich besser in anderen Gruppen unterbringen. Von diesen wenigen sind als charakteristische Marken die von Martin und Johannes Schott, Straßburg 1498, zu erwähnen, die einen Kohlkopf mit offenen Wurzeln als Signet haben[1] (s. Abb. 14). Ferner die stilisierten Blumen von Konrad Winters von Homburg 1476,[2] und Matthäus Rorißer 1486,[3] der Greif des Andreas Friesner, Wunsiedel 1475, der Baum mit zwei Sternen des Peter Drach, Speyer 1477,[4] der Frauenkopf (Heiligenbild?) des Conrad Baumgarten, Olmüß 1500.[5] Auch die ersten „redenden Signete" gehören hierher: der Reiher des Johann Reger, Ulm 1486,[6] (s. Abb. 15), der Kesselhaken des Nicolaus Kessler, Basel 1486,[7] und die sich kreuzenden Sensen des Johann Sensenschmidt, Nürnberg 1475,[8] (s. Abb. 16), — alles Anspielungen auf den Namen der Drucker.



Abb. 15. Abb. 16.

c) Signete religiösen und mystischen Inhalts.

Die religiösen und mystischen Zeichen der 4. Gruppe sind bei den Druckermarken ebenso reich entwickelt wie bei den Wasserzeichen. Ihre Blütezeit fällt allerdings erst in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrh. Aber schon vorher gibt es einige charakteristische und schöne Marken dieser Art, die sich von den überwiegend starren Formen der Inkunabelsignete vorteilhaft abheben und schon die spätere Entwicklung ahnen lassen. Der Unterschied gegenüber den Wasserzeichen besteht darin, daß nicht so sehr einzelne Gegenstände oder Figuren religiösen oder mystischen Inhalts bevorzugt werden, wie das bei den Papierzeichen einfach durch die Schwierigkeit der Herstellung geboten war, sondern daß meist an Stelle des einfachen Zeichens ein ganzes Bild tritt, das mit wenigen Zügen, oft recht roh und unbeholfen, den Gedanken zu erzählen versucht, oder daß mehrere Symbole und Attribute in einem Bild vereinigt werden. An erster Stelle wären hier noch einmal die Kreis-Kreuz-Signete zu nennen, wenn man in ihnen nicht nur eine Art Hausmarke sieht, sondern ihren symbolischen Sinn zugibt.

Ein ebenso beliebtes Wasserzeichen war bis 1600 der Ochsenkopf, von dem Briquet 1366 verschiedene Formen bringt, ungefähr $^1/_{12}$ aller Wasserzeichen, die er veröffentlicht hat. Ob bei diesem Zeichen Beziehungen zu dem Symbol des Evangelisten Lukas vorliegen, ist schwer zu entscheiden, ganz von der Hand zu weisen sind sie jedenfalls nicht. Zweimal habe ich den Ochsenkopf auch als Druckermarke gefunden; in dem Breviarium Missnense, Meißen 1483,[1] und bei Martin Landsberg, Leipzig 1480.[2] Damit ist ein neuer Beweis für die Beeinflussung der Druckermarke durch das Wasserzeichen gegeben. Daß der Ochsenkopf nur so selten als Signet vorkommt, liegt wohl daran, daß man sich, da er als Wasserzeichen überall stark verbreitet war, vor Verwechslungen scheute und deshalb andere, weniger gebräuchliche Marken vorzog.

Die Kombination verschiedener Symbole und Attribute innerhalb desselben Signets zeigt besonders gut die Marke von Hermann Bungart von Kettwig, Köln 1493[3]): außer Kreis mit Kreuz sind darauf Sonne, Mond und Sterne, Herz, Lilie und Krone und die Initialen von Jesus und Maria zu zu sehen (s. Abb. 17). Es scheint fast, als habe man hier noch einmal die Symbolik des Mittelalters konzentrieren wollen, eine Symbolik, deren Tiefe und Beziehungsreichtum der modern eingestellte Mensch nur bei konzentriertester Einfühlung erfassen kann. — Symbolischer und religiöser Sinn spricht auch aus dem Zeichen Johann Koelhoffs, Köln 1493,[4] der den Doppeladler bringt über dem eine Krone schwebt, und der auf der Brust den Kruzifixus trägt.

In die ausgehende Inkunabelzeit fällt der erste Gebrauch eines Evangelistensymbols als Druckerzeichen: der Adler des Evangelisten Johannes

---

[1] Wahrscheinlich ihre Hausmarke (vielleicht ein Wortspiel mit choux?) Elsäßische Büchermarken, Tafel 2, No. 1 und 3.

[2] Monumenta typ. Tafel 135.

[3] Monumenta typ. Tafel 192.

[4] Monumenta typ. Tafel 264.

[5] Weiß. Slg. No. 422.

[6] Weiß. Slg. No. 429. Ges. f. Typenkde, Tafel 747 (Reiher als dialektisch palatal gesprochenes Reger).

[7] Weiß. Slg. No. 441.

[8] Weiß. Slg. No. 427.

---

[1] Monumenta typ. Tafel 187.

[2] Monumenta typ. Tafel 250. Weiß. Slg. No. 426 (Vergl. Schubert, a. a. O.).

[3] Kölner Büchermarken, Tafel 4, No. 16.

[4] Kölner Büchermarken, Tafel 2, No. 5.



Abb. 17.

bewacht das Buch, auf dessen aufgeschlagener Seite sich die Marke Grüningers befindet[1]) (s. Abb. 18).

Für das schönste und stimmungsvollste aller Druckerzeichen dieser Gruppe halte ich das Signet von Ulrich Zell in Köln von 1491[2]) (s. Abb. 19). Unter einem weiten, von zwei Säulen getragenen Spitzbogen, sitzt auf etwas erhöhtem Boden auf einer schweren, breiten, truhenähnlichen Bank, die vor einer niedrigen Mauer steht, die Jungfrau Maria. In vorwiegend eckigen Falten fallen Kleid und Mantel zu Boden. Der künstlerische Mittelpunkt des Bildes ist das Gesicht. Eng schmiegt sich das reiche Haar darum und fällt in kleinen Wellen bis über die Schultern hinab. Auch ohne den Strahlenkranz, der darum gelegt ist, liegt etwas Hoheitsvolles in Marias gestraffter, aufrechter Haltung. Trotzdem hat man nicht den Eindruck, daß die Gestalt steif und gezwungen wirkt. Von einer wundervollen Klarheit ist die breite Stirn. Die Augen halb geschlossen, mit schweren großen Lidern, die Züge um Augen und Nase merkwürdig hart und alt, — und doch liegt in der leicht geneigten Kopfhaltung



Abb. 18.

und dem etwas gesenkten Blick eine unendliche Milde und Güte. Wundervoll ist auch die schlanke feine Hand geformt, die dem Jesusknäblein, das auf ihrem Schoße steht, eine Frucht oder eine Blume



Abb. 19.

[1]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 1, No. 4.
[2]) Kölner Büchermarken, Tafel 1, No. 1.

hinhält. Es beeinträchtigt den Eindruck nicht, daß das Kind anatomisch verunglückt ist und recht unbeholfen und unkindlich aussieht. Auf den Geist des Bildes kommt es an, auf das Gefühl, das hineingelegt wurde; wenn sie klar und deutlich sprechen, sieht man über manche technische Unvollkommenheit hinweg. Innerlichkeit, tiefer religiöser Sinn und andächtiger Schauer vor der Mutter mit ihrem Kind, der Gottesmutter, kommt in keinem anderen Signet der Inkunabelzeit so unmittelbar zum Ausdruck wie in diesem einfachen Holzschnitt. In keinem anderen Lande der Druckkunst findet sich eine ähnliche Marke, nur in Deutschland, wo Mystik und frommer Kirchenglaube mit dem Volkscharakter tief verwachsen war, konnte ein solches Signet entstehen.

Mit Hilfe der xylographischen Unterschrift des Bildes: „Impressum Colonie apud lyskirchen" kann man nachweisen, wie Ulrich Zell dazu kam, sich diese Marke zu wählen. 1471 hatte Zell ein Haus für seine Werkstätte gekauft, das neben dem Kirchhofe von Maria Lyskirchen lag. 1473 hatte er dann auch den Rittersitz der Familie Lyksirchen erworben, deren Vorfahr Lisolphus der Kirche den Namen „Zur heiligen Maria von Lyskirchen" gegeben hatte. Ihr zu Ehren versah Zell seit Mitte der 1470er Jahre das Amt eines Kirchenmeisters, das als eine besondere Ehre galt und nur angesehenen und frommen Bürgern zukam. So ist es ganz natürlich, wenn er für seine Drucke, die hauptsächlich einen religiös-theologischen Inhalt hatten, das Bild der Pfarrpatronin wählte, mit der er sich durch sein Amt besonders verbunden fühlen mußte, und der er nach katholischer Auffassung schon allein dadurch näher stand als andere Menschen, weil er die niederen Weihen empfangen hatte.[1]) — Als Zeichen der Stadt setzte Zell in die beiden oberen Ecken des Bildes das alte Wappen Kölns mit drei Kronen und zwölf Flammen im Felde.

Dasselbe Signet finden wir 1510 in Drucken von Laurenz Bornemann in Münster/W., aber jetzt mit der Unterschrift: „Impressum Monasterii p Laurē. Born". Wer dieser Bornemann war, wissen wir nicht. Da einige seiner Typen mit denen Zells übereinstimmen und Zells Sohn die Druckerei des Vaters nicht fortführte, nimmt man an, daß er ein Schüler oder Gehilfe Zells war, der Druckerzeichen und Typen von ihm erworben hatte.[2]) Ein wirklicher Beweis ist jedoch für diese Annahme noch nicht erbracht.

[1]) „Clericus diocesis Moguntinensis" nennt er sich in Drucken von 1466/67.

[2]) Vergl. J. Merlo: Ulrich Zell. Köln 1900.

Wer das Signet entworfen und geschnitten hat, in welcher Beziehung es zur Holzschneidekunst Deutschlands im allgemeinen und Kölns im speziellen steht, muß den Untersuchungen des Kunsthistorikers überlassen bleiben. Aus der Gestalt der Maria, die wundervoll plastisch und geschlossen wirkt, spricht wirklich künstleriches Empfinden. Die Architektur — der weitgeschwungene Spitzbogen und die gerieften Säulen —[1]) die ganze Art der Behandlung des Themas, die Gewandung und die Technik des Holzschnitts weisen auf einen spätgotischen Meister der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Eins ist auffallend bei den Zeichen dieser Gruppe: fast alle gehören Kölner Druckern. So spiegelt sich in den Signeten Kultur und Zeit: Köln das Zentrum der katholischen Kirche in Nordwestdeutschland seit dem frühen Mittelalter, Köln, die Hochburg der Scholastik bis in die Reformationszeit hinein, Köln die Stadt vieler Drucker der katholischen Theologie und Wissenschaft — notwendig mußte auch das Druckerzeichen den Stempel seiner religiösen, katholischen Umgebung tragen.

d) Signete sagenhaften Charakters.

In die 5. Gruppe der Fabelwesen und mythologischen Figuren gehören nur zwei Signete der Inkunabelzeit: die Marke Günther Zainers in Augsburg von 1477,[2]) und die von Hermann Bungart von Kettwig, die schon vorhin erwähnt wurde. Bei beiden treten als Schildhalter die merkwürdigen Gestalten der wilden Menschen auf, die von da an für diesen Zweck sehr beliebt waren.[3]) Wann sie enstanden sind ist unbekannt[4]), ebenso was sie bedeuten sollen. Vielleicht gerade aus diesem Grunde regten sie die Phantasie des Dichters an: Goethe charakterisiert sie im großen Karneval in Faust II vortrefflich mit den Versen:[5])

„Die wilden Männer sinds' genannt
Am Harzgebirge wohl bekannt,
Natürlich nackt in aller Kraft,
Sie kommen sämtlich riesenhaft.
Den Fichtenstamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulstig Band,
Den derbsten Schurz von Zweig und Blatt,
Leibwache wie der Papst nicht hat".

[1]) Ähnliche Spitzbogen sind übrigens im Braunschweiger Dom zu finden.

[2]) Vergl. Ges. f. Typenkde, Tafel 459 und A. Schramm: Der Bilderschmuck der Frühdrucke. 2. Teil: Die Drucke von Günther Zainer in Augsburg. Leipzig 1920. Tafel 87.

[3]) Sie kommen besonders auf französischen Signeten vor.

[4]) Seit dem Hausbuchmeister sind sie öfters zu finden

[5]) 1. Akt. Kaiserl. Pfalz (Weimarer Ausgabe 1899).

Der Zainersche Holzschnitt zeigt einen wilden Mann mit zottigem Körper, der einen Schild mit einem fletschenden, gekrönten Löwen als Füllung hält, während seine Keule am Boden liegt. Bei Bungart von Kettwig treten wilder Mann und wilde Frau als stützende Randfiguren auf, gleichsam einen lebendigen Abschluß des viereckigen Bildes bildend. Es ist schon durchaus der Typus aller später folgenden Gestalten dieser Art: Mann wie Frau sind von reichem Haarwuchs bedeckt, der nur Brust, Hände und Füße unverhüllt läßt. Dem Mann hängt das Haar bis auf die Schultern herab, und der Bart bedeckt zum Teil die Brust. Bei der Frau schmiegen sich die Haare dicht an den Körper an und hängen bis über die Hüften herab. Im Gegensatz zu den meist mürrisch blickenden wilden Menschen sehen diese beiden freundlich auf den Beschauer (s. Abb. 17).

Bei Bungart von Kettwigs Marke ist mit Sicherheit anzunehmen, daß das Haus „tzo deme wilden manne", in dem sich seine Werkstatt befand, die Anregung zum Motiv der wilden Menschen gab.

e) Signete mit Wappencharakter.

In die 6. Gruppe, die alle Zeichen umfaßt, die durch die Heraldik beeinflußt sind, fallen in der Inkunabelzeit die meisten Signete. Es mag einerseits an der allgemeinen Zunahme von Wappenverleihungen an Bürgerliche, die seit dem 15. Jahrh. festzustellen ist, liegen.[1] Deshalb wurde wohl auch schon das Wasserzeichen durch die Heraldik beeinflußt[2] (s. Abb. 20). Andererseits ist sicher der Grund für das auffallende Überwiegen der wappenähnlichen Signete im 15. Jahrh. in dem klaren und guten Vorbild, das Fust und Schöffer gegeben hatten, zu suchen. Wie stark beeinflussend es gewirkt hat, sieht man nicht nur an den Büchermarken dieser Zeit, sondern vor allem daran, daß ihre Marke in ähnlicher Gestalt in allen folgenden Jahrhunderten auftaucht. Selbst in unseren Tagen lebt sie weiter im Signet der Schletterschen Buchhandlung in Breslau und in dem von List & Franke in Leipzig (s. Abb. 21), und erfüllt heute ihren Zweck wie vor 460 Jahren.[1]

Zu dieser Gruppe gehört die unübersehbare Menge der einfachen gotischen Schilde, Doppelschilde und Tafeln, die Monogramme, Initialen oder hausmarkenartige Zeichen im Felde führen. Meist sind sie an einem kleinen Baumast oder Baum aufgehängt oder einfach als Tafel benutzt. Bald genügen diese einfachen Formen nicht mehr: die Wappen — hier nie im streng heraldischen Sinne zu verstehen — werden von Tieren oder Menschen gehalten oder in ein größeres Bild eingefügt.

Zu den einfachsten Druckerzeichen, die eine starke Abhängigkeit von dem Fust-Schöfferschen Vorbild erkennen lassen, gehört das älteste Druckerzeichen Kölns, die zierliche kleine Marke Arnold ther Hoernens von 1470, die meist in Rotdruck mit den Initialen des Druckers erscheint (s. Abb. 9), die von Heinrich Gran, Hagenau, 1489, der mit einer Ähre und den Initialen H. G. auf seinen Namen anspielt. Weiter gehören hierher das Zeichen Konrad Winters von Homburg, Köln 1476[2], das von Bernhard Richel, Basel 1476[3], mit seinen Initialen und einem Dreiberg im Schilde (s. Abb. 22), von Michael Wenszler, Basel 1456, und von Nicolaus Keßler, Basel 1486, ebenso das von Martin Landsberg, Leipzig 1490, mit Ochsenkopf- und Stadtmotiv, und von Wolfgang Stoeckel, Leipzig 1497, mit dem Rad von Erfurt, einem Stockpaar und dem Leipziger Stadtwappen.[4]

In der ausgehenden Inkunabelzeit werden die wappenähnlichen Signete durch Schildhalter be-

[1]) Vergl. das Konzilienbuch Ulr. v. Richenthals, bei Sorg 1483 gedruckt. Es sei auch auf das Wappen von Lukas Cranach hingewiesen, das ihm 1508 von Kurfürst Friedrich dem Weisen verliehen wurde.

[2]) Vergl. die Schilde bei Briquet No. 834, 848, 868, 869, 871.

[1]) Vergl. Heichen, Nr. 288 und 297. Die Schildfüllung bei List & Franke ist dieselbe wie bei Martin Landsberg, Leipzig (s. unten). Auch das Signet von Heinrich Zimmermann in Waldshut (Baden) ist stark an Fust und Schöffer angelehnt. (Vergl. Heichen, No. 250).

[2]) Kölner Büchermarken, Tafel 3, No. 9 und 10.

[3]) Basler Büchermarken, Seite 3, No. 2.

[4]) Weiß. Slg. No. 426 (vielleicht eine Symbolisierung seines Namens?).



Abb. 21.

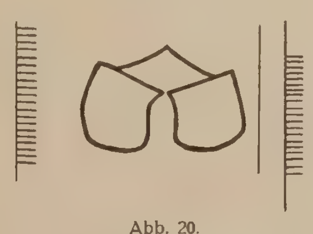


Abb. 20.



Abb. 22.

reichert. Als solche lernten wir schon wilde Menschen bei Günther Zainer und Hermann Bungart von Kettwig kennen. Die meisten Marken werden von Tieren gehalten: von Adler und Löwen z. B. die von Grüninger, Straßburg 1507[1]), von zwei Drachen die von Peter Drach, Speyer 1498, von zwei Greifen die von Michael Furter, Basel 1499[2]), von einem Löwen die von Mattias Hupfuff, Straßburg 1501[3]) und von Johann Bergmann von Olpe, Basel 1496[4]), von einer Eule die von Gregor Böttiger, Leipzig 1494[5]), vielleicht eine erste Anwendung des später so beliebt gewordenen Motivs für Bücherzeichen (Exlibris). Ein Drache und ein Löwe fassen mit den Pranken das als Signet benutzte Kölner Wappen des Johann Koehlhoff von 1495[6]), das außerdem von einem Pfauenstoße mit den drei Kölner Kronen überragt wird und die Initialen J. K. in den beiden oberen Ecken führt. Bei Koehlhoff d. J. tritt an Stelle des Löwen der Greif und das Wappen wird von einem Helm überdacht.

In den Büchern religiösen Inhalts mit religiösen Signeten treten öfters Engel als Schildhalter auf: so bei Johannes Weyßenburger, Johann Bergmann von Olpe, Jakob von Pforßen und Conrad Baumgarten.

Kulturhistorisch wertvoll ist besonders das Holzschnittsignet von Friedrich Riedrer, Freiburg/Br. 1493[7]). Die Frau, die den Schild hält, trägt ein langes, faltenreiches Gewand und eine dicht anschließende hohe Haube, die das Haar ganz verdeckt (s. Abb. 23). Ihr Körper hat den leisen Schwung, der allen gotischen Frauengestalten eigen ist: sie steht noch vollkommen in der spätgotischen Zeit. Dasselbe ist von der Straßburger Bürgerin zu sagen, die hinter dem Schilde Martin Flachs vom Jahr 1501 mit dem klaren, sauber ausgeführten Monogramm des Druckers steht[8]) (s. Abb. 24). In dichte Falten ist das Kleid gelegt, das weit ausgeschnitten, der Mode der Zeit entsprechend, dicht unter der Brust von einem Gürtel zusammengehalten wird; so weit und lang ist der Rock, daß sie die Schleppe über ihren Arm legen kann. Auch sie trägt eine hohe Kappe, die Haar und Stirn verbirgt.[9]) Diese beiden Signete werden zu Kulturdokumenten: sie zeigen Menschen, an deren Kleidung und Haltung man sieht, daß sie am Ausgang des Mittelalters stehen. Man könnte versucht sein, alle Inkunabelsignete als letzten bildlichen



Abb. 23.



Abb. 24.



[1]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 1, No. 3.
[2]) Basler Büchermarken, Seite 17, No. 3.
[3]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 7, No. 1.
[4]) Basler Büchermarken, Seite 19, No. 3.
[5]) Ges. f. Typenkde, Tafel 97. Vergl. Schubert a. a. O.
[6]) Kölner Büchermarken. Tafel 1, No. 4.
[7]) Monumenta typ. Tafel 132.
[8]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 6, No. 1.
[9]) Die Gestalt der Mode auf dem Signet von Franz Lipperheide in Berlin ist offenbar an die Bürgerin Martin Flachs angelehnt. (Vergl. Heichen, No. 255).

Ausdruck einer Welt anzusehen, die der neue Humanismus überwinden will, einer Welt, an deren Zerstörung die Drucker unbewußt selbst mitarbeiteten. Was wir bis jetzt betrachtet haben, rechtfertigt diese Anschauung: Spätgotik in Form und Inhalt trat uns in den Zeichen der verschiedenen Gruppen entgegen, am stärksten in den religiös-mystischen Marken.

3. Vorläufer der Signete des 16. Jahrhunderts.

Leise Anzeichen für den Beginn einer neuen Zeit sind schon bei den Inkunabelsigneten festzustellen.

In der Technik ist wohl kaum eine Marke des 15. Jahrh. so vollendet wie die von Kunz Kachelofen in Leipzig 1496. Körper und Kleidung des bärtigen, zwei Schilde haltenden Turbanträgers, sein dem Beschauer zugewandtes Gesicht und das Rasenstück, auf dem er kniet, sind in allen Einzelheiten meisterhaft ausgeführt (s. Abb. 25). Die künstlerische Vollendung dieses Signets — durch einen runden Rahmen erhält es einen guten Abschluß — wird verständlich, wenn man weiß, daß dazu kein anderer als Martin Schongauer die Vorlage lieferte (s. Abb. 26). Es ist nämlich, wie Lehrs festgestellt hat, eine Kopie des Schongauerschen Kupferstiches B. 101 (das Wappen mit dem knieenden Mann) [1]. Nur die Schildfüllung konnte der Kopist nicht von Schongauer übernehmen, da sie für das Druckerzeichen nicht gepaßt hätte. Die neue Füllung: Initialen und eine Hausmarke anstatt Adlerklaue und Hahn, sticht in ihrer rohen, unbeholfenen Ausführung merkwürdig ab gegen das von Schongauer Übernommene, — der Zeichner war wohl ein guter Kopist, aber kein produktiver, selbständiger Künstler.

Was ist nun das Neue bei dieser Marke? Wir haben hier das erste Signetbild vor uns, dessen Meister zu den größten Künstlern der Zeit gehört. Daß ein Stich von ihm, wenn auch nur als Kopie verwendet wurde, ist bezeichnend genug. Zum ersten Male stehen hier bei einem Signet bildender Künstler und Buchdrucker in deutlicher Beziehung, wenn auch nur indirekt. Es bedurfte nur eines letzten Schrittes und der Drucker suchte sich genauso wie für die Illustration seiner Werke auch einen Künstler, der ihm sein Druckerzeichen entwarf und ausführte. So ist es vielfach im 16. Jahrh., nachdem Renaissance und Humanismus starken Einfluß auf den Buchdruck gewonnen hatten.

Kachelofens Drucke gehören mit zu den primitivsten und rohsten der Inkunabelzeit, vielleicht sollte seine schöne künstlerische Marke das Publikum über die mangelnde Qualität der Drucke hinwegtäuschen. Jedenfalls spricht das Signet nicht gerade zu seinen Gunsten: das Plagiat, ein solches ist es doch, zeigt deutlich Kachelofens Mangel an Ideen und seine Unbekümmertheit in Bezug auf Entlehnung fremder Erzeugnisse für seine Zwecke.[1]

Daß man versucht, sich von alten Vorbildern und Traditionen freizumachen, sieht man an den Druckerzeichen von Erhardt Ratdolt, Augsburg 1494 [2], und Nicolaus Götz von Schlettstadt, Köln 1472.[3]

[1] Vergl. J. Bauch, Rep. für Kunstwissenschaft 1896, Bd. 19: Das schönste deutsche Buchdruckersignet des 15. Jahrhunderts, und M. Lehrs, Rep. für Kunstwissenschaft 1897, Bd. 20: Das schönste deutsche Buchdruckersignet des 15. Jahrhunderts. Siehe die Vorlage in Hans Wendland: Martin Schongauer als Kupferstecher, Berlin 1907, Abb. 87.

[1] Ähnlich hatte schon 1494 Friedrich Biel in Basel einen Kupferstich des Meisters E. S. für seine Holzschnittmarke benutzt.

[2] Weiß. Slg. No. 422 und Sammlungen d. Bibl. d. Börsenvereins, Leipzig.

[3] Kölner Büchermarken, Tafel 2, No. 8.



Abb. 25.



Abb. 26.

Die Marke Ratdolts ist aus zwei Gründen besonders wichtig: aus einem technischen, weil sie in der doppelten Ausführung von Schwarz und Minium eines der frühesten Beispiele des Farbendrucks in Deutschlands ist, wie ja überhaupt Ratdolt der Drucker ist, der den Farbendruck als erster in seinen Werken anwendete, — und aus einem inhaltlichen, weil sie einen Verweis des Druckers auf sein Zeichen enthält:

„Erhardi Ratdolt felici conspice signa.
Testata artificem qua valet ipse manum“, —

so steht über dem Signet von 1494. Eigenartig ist das Bild: es stellt einen nackten Mann dar, der einen großen Stern mit seiner linken Hand auf den Leib hält, und in der rechten zwei sich kreuzende, mit dem Kopf nach oben gerichtete Schlangen faßt, vielleicht Merkur mit dem Schlangenstab (s. Abb. 27).

Daß Ratdolt zu diesem Motiv in Italien angeregt wurde — in seinen venetianischen Drucken findet es sich allerdings nicht — ist wahrscheinlich, denn Jacopo de' Barbari in Venedig führte den Merkurstab als Zeichen seiner Gemälde und Stiche. Vielleicht hat Ratdolt mit ihm in irgendwelchen Beziehungen gestanden und die Marke als Teilstück zu seinem Signet von ihm übernommen.[1] Ob es der Spezialforschung gelingt, hier ein befriedigendes Resultat zu liefern, ist zweifelhaft, da es an Nachrichten über Ratdolts Tätigkeit in Venedig und seine Beziehungen zu den italienischen Druckern und Künstlern fehlt. Jedenfalls zeugt die hohe technische Vollendung der Druckermarke von seinem Verständnis für einen klar und sauber ausgeführten Druck und zeigt, welche Beachtung er auch dieser Kleinform der Buchkunst schenkte.

Bei dem Druckerzeichen von Nicolaus Göß ist ähnliches festzustellen (s. Abb. 28). Es unterscheidet sich von anderen Signeten schon äußerlich dadurch, daß der Metallschnitt in Schrotmanier ausgeführt ist. Göß übernimmt außerdem nicht, wie die meisten Drucker dieser Zeit, nur einige Motive aus der Heraldik, sondern er bringt ein vollständiges Wappen mit Wappenschild, Helm, Helmdecken und Helmzier. Die Schildfüllung erinnert an die Schöffers: der Winkelhaken teilt das Feld in drei Abschnitte, von denen jeder eine Muschel enthält. Als Helmzier dient der Oberkörper eines bärtigen Mannes mit spitzer Mütze, der mit beiden Händen ein kurzes Schwert faßt. Ihn umgibt im Halbkreis ein Spruchband mit dem Wahlspruch des Druckers: eine ganz seltene Erscheinung in der Inkunabelzeit! Der Text ist in verschiedenen Drucken verschieden gefaßt, aber hat stets den gleichen Sinn: „Sola spes mea mre virgīs grā“.[1] Am Fuß des Signets befindet sich der Name: „Ncolaus goß de fleßstat“.

Durch den Wahlspruch und die Namensunterschrift bekommt diese Druckermarke einen ganz persönlichen Charakter. Wieder begegnet uns in Köln ein religiös denkender Drucker, der seinen frohen Glauben jedem mitteilen möchte. Die Wahl eines lateinischen und nicht eines deutschen Spruches

[1] Vergl. F. Lippmann: Der italienische Holzschnitt im 15. Jahrhundert. Jahrb. f. Kunstwissenschaft V, Berlin 1884.

[1] Eine ähnliche Fassung erscheint in der Schlußschrift zu seiner Biblia latina im Jahre 1475: Sola spes mea in Maria virginis Gracia. Vergl. E. Voullième: Der Buchdruck Kölns bis zum Ende des 15. Jahrh. Publikation d. Ges. f. Rhein. Geschichtskde. 24. Bd. Bonn 1903.



Abb. 27.



Abb. 28.

ist bezeichnend: noch ist Latein die Sprache, in der die Gebildeten, d. h. vor allem der Klerus, vorwiegend mit Gott verkehrten. Erst seit dem Auftreten Luthers trat darin eine Änderung ein, auch in den Signeten kommt das zum Ausdruck, wie wir später sehen werden. — So ergibt die Betrachtung dieses Zeichens eine Fülle von Beziehungen. Es redet von einem frommen Manne, der fest mit dem Kirchenglauben verwachsen ist. Aus ihm spricht aber auch ein Mensch, der sich seiner Persönlichkeit bewußt ist: er begnügt sich nicht mit den Initialen seines Namens wie die anderen Drucker seiner Zeit, sondern er setzt ihn ganz ausgeschrieben auf die Marke. So steht er zwischen zwei Welten: der einen, in der als Glied der Kirche demütig vertrauend und gläubig hoffend zur göttlichen Hilfe hinaufschaut, die allein ihn retten kann — darin vollkommen ein Mensch des Mittelalters —, und der anderen, in der er selbstbewußt schafft, stolz auf sein Werk schaut und seine Person bewußt betont, — darin ein Mensch des erwachenden Individualismus: eine typische Übergangserscheinung an der Wende des 15. und 16. Jahrh.

Eine stark persönliche Note hat auch das Druckerzeichen Johann Bergmanns von Olpe in Basel durch Spruchband, Unterschrift des Namens und Nennung des Druckjahres bekommen (s. Abb. 29). Auf dem

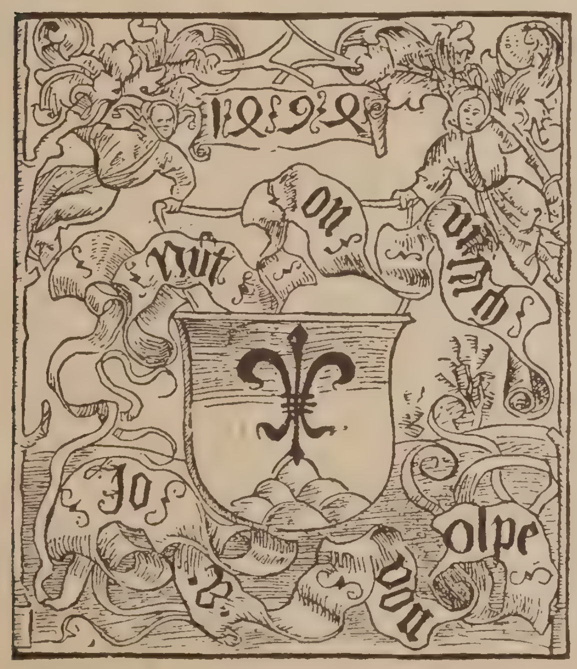


Abb. 29.

Band des Signets von 1491 steht: „Nihil sine causa. Jo. Bergman de Olpe 1491", während es auf dem von 1499 „nit on vrsach. Jo. B. von Olpe 1499" heißt. Der verschiedene Gebrauch von lateinischer und deutscher Sprache überrascht zunächst, ist jedoch sehr bezeichnend. Er ist ein Beweis für das feine Empfinden des Druckers, der auf ein lateinisch geschriebenes Buch, wie es das von 1491 ist, den lateinischen Spruch setzte, der aber für ein Volksbuch wie Sebastian Brants „Narrenschiff" das Latein in die Sprache seiner Heimat umwandelte. Gerade das Narrenschiff, das überall gelesen wurde, mußte ja seinen Namen weit verbreiten. Wie viel besser war das möglich, wenn auf seiner Marke ein deutscher Spruch stand, den jeder verstehen konnte! Unter dem nüchternen lateinischen „Nihil sine causa" konnten sich die breiten Volksschichten nichts vorstellen, während das „nit on vrsach" ohne weiteres zum Nachdenken anregen mußte. War nicht der Inhalt des „Narrenschiffs" mit diesem Spruch in Beziehung zu bringen?[1]

Die Wahrscheinlichkeit ist sehr groß, daß der Dichter des „Narrenschiffs" den Spruch geprägt hat. Denn er klingt stark an die Zeile „on vrsach ist das nit getan" im Kapitel „von unnutzen buchern" des „Narrenschiffs" an. Bei dem Freundschaftsverhältnis, das zwischen Brant und Olpe bestand, ist eine Teilnahme Brants bei dem Entwurf des Druckerzeichens nicht ausgeschlossen, zumal auch viele Schlußreden in Basler Büchern seinen Stil erkennen lassen.[2] Außerdem verband den Kreis der Basler Gelehrten und angesehenen Bürger, der sich um Brant, Olpe und Johannes a Lapide gebildet hatte, der gleiche Wahlspruch „Nichts ohne Ursach". Wir haben hier eines der wenigen Signete vor uns, bei dem die direkte Beeinflussung durch einen dem Drucker befreundeten Dichter festzustellen ist. Im 16. Jahrh. ist eine Anregung des Themas des Signets durch humanistische Gelehrte oft anzunehmen, läßt sich aber nie mit dieser Sicherheit wie bei Brant und Olpe nachweisen.

---

[1] Fadrique de Basilea (Friedrich Biel von Basel), der 1485 bis 1517 in Burgos druckte, führt in einem seiner Druckerzeichen denselben Wahlspruch wie Bergmann von Olpe, was auf Beziehungen zu Olpe schließen läßt. (Vergl. Spanische und portugiesische Büchermarken, Tafel 3, c)

[2] Vergl. F. Zarncke: Einleitung zur Narrenschiffausgabe S. XXVI: „Ich täusche mich sicher nicht, wenn ich in manchen der in Hexametern verfaßten Schlußanzeichen, die meist nur den Namen des Druckers und einen Lobspruch auf Basel enthalten, bereits im Laufe der 70er Jahre Brants Stil zu erkennen glaube".

Rückblick.

Überblicken wir noch einmal die Signete der Inkunabelzeit. Für jede Gruppe, in die die Wasserzeichen gegliedert wurden, sind entsprechende Beispiele bei den Signeten des 15. Jahrh. zu finden. Der größte Teil dieser Druckermarken zeigt tatsächlich eine formale und inhaltliche Übereinstimmung mit den Wasserzeichen; außerdem ist bei manchen die Beeinflussung durch Hausmarken zu erkennen. Am Ende der Inkunabelzeit treten Marken auf, die eine persönliche Note tragen und sowohl durch ihren Inhalt als ihre Technik schon auf die vollendeten Signete der ersten Hälfte des 16. Jahrh. hinweisen.

III.
Die „Zeit des Signets" (1. Hälfte des 16. Jahrhunderts).

Wenn man auch darüber streiten mag, welcher Zeitpunkt sich am besten für eine Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit eignet, so steht doch fest: das 16. Jahrh. ist für die Entwicklung deutschen Lebens und deutscher Kultur von entscheidender Bedeutung. Große geistige Bewegungen legen die Grundlage, auf der die folgenden Jahrhunderte weiterbauen. Das Zusammentreffen von Renaissance[1]) und Reformation bringt in Deutschland eine Intensivierung des Geisteslebens mit sich wie kaum zuvor. Kein Mensch dieses Jahrhunderts bleibt von dem Neuen ganz unberührt; irgendwie nimmt jeder dazu Stellung.

Groß und verantwortungsreich war die Aufgabe, die der Buchdruck in der Popularisierung alles dessen zu erfüllen hatte, was die Menschen dieser Zeit empfanden, erkannten und glaubten. Nicht alle seine Vertreter sind sich dessen bewußt gewesen. Aber im allgemeinen bilden die Leistungen der Drucker des 16. Jahrh. einen Höhepunkt in der Geschichte des Buchdrucks überhaupt. Ihre Bücher mit den sauber gedruckten Lettern, den sorgfältig ausgeführten Holzschnittillustrationen und ornamentalen Beigaben sind wirklich Kunstwerke.

Nur durch den Einfluß der Kunst der Renaissance ist die Vollendung der äußeren Form des Buches und die Einheitlichkeit von Satz und Bild zu erklären. Und nur durch den Einfluß von Humanismus und Reformation war es möglich, daß zu der Vollendung der Form ein ebenso vollendeter Inhalt trat. Die ganze Fülle des formalen und gedanklichen Reichtums der ersten Hälfte des 16. Jahrh. kann man aus den Büchern dieser Zeit ersehen.

1. Allgemeines über die Signete der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Unmöglich konnte die Entwicklung, die das Buch im Laufe des 16. Jahrh. nahm, an irgend einem und selbst dem kleinsten Teile spurlos vorübergehen. Wie das Buchganze wird auch das Signet ein lebendiges Abbild der Zeit. Seine Form wird reicher und sorgfältiger und sein Inhalt vielfach bestimmt durch die neuen Ideen des Jahrhunderts. Renaissancekunst, Humanismus und Reformation sind für die Entwicklung des Signets von stärkstem Einfluß gewesen.

Man kann, die Geschichte des Signets überblickend, ohne Übertreibung die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts die „Zeit des Signets" nennen. Es ist die Epoche, wo der Gebrauch dieser Zeichen am verbreitetsten und beliebtesten war und in Bezug auf Form und Inhalt des Signets ein Höhepunkt erreicht wird.

Jetzt ist das Signet nicht mehr vorwiegend Druckermarke. Je mehr der Verleger an leitende Stelle tritt und die Verantwortung für den Vertrieb des Buches übernimmt, desto mehr tritt an Stelle des Druckerzeichens das Verlegersignet, ohne daß die Druckermarke ganz verdrängt wird. In einer ganzen Anzahl von Büchern findet man beide Marken: dann meist die des Verlegers auf dem Titelblatt, die des Druckers am Schluß des Buches.[1]) Ähnlich steht heute der Name des Verlegers am Anfang des Werkes mit und ohne Zeichen, während der Drucker viel seltener eine Marke zu seinem Namen hinzufügt. Wie bei den ersten Büchern hat das Druckerzeichen heute seinen Platz am Ende des Buches, ist also vollkommen vom Titelblatt verdrängt.

Während es in der Inkunabelzeit vollkommen in dem Belieben des Einzelnen stand, ob er ein Zeichen seiner Werkstatt auf das Buch setzte oder nicht, scheint im 16. Jahrh. darin eine Wandlung eingetreten zu sein, wenigstens in Frankreich. Der Artikel 16 des Buchdruckeredikts von Franz I. vom

[1]) Der Humanismus wird hier im Sinne Burckhardts als Teilerscheinung der Renaissance aufgefaßt.

[1]) Bei Ivo Schoeffer finden sich z. B. Marken auf dem Titelblatt und am Ende des Buches. Vergl. F. W. E. Roth a. a. O.

31. August 1539 ist dafür besonders wichtig und aufschlußreich.[1] Er lautet:

> „Ne pouront prendre les maîtres imprimeurs et libraires, les marques les uns des autres, ains chacun en aura une à par soi, différente les unes des autres, en manière que les acheteurs des livres puissent facilement connoître en quelle officine les livres auront été imprimés et lesquels se vendrent aux dites officines, et non ailleurs".

Daraus ist zu erkennen:

1. Drucker und Verleger gebrauchten wechselseitig ihre Marken.
2. Der Nachdruck von Signeten hatte so überhand genommen, daß die Regierung dagegen einschreiten mußte.
3. Gebrauch eigener, streng von einander verschiedener Zeichen wird dringend in Rücksicht auf das kaufende Publikum gewünscht.

Der Nachdruck ist der Gegenstand dauernder Klage im 16. Jahrh., selbst kaiserliche Privilegien vermochten nicht, den Einzelnen genügend davor zu schützen.[2] Er betraf Bücher jeden Inhalts[3] und Illustrationen aller Art und machte selbst vor dem Druckerzeichen nicht Halt. Die Nachdrucker der Aldinen in Lyon wagten allerdings nicht das Zeichen des Aldus zu übernehmen, wie das aus seinem Monitum von 1502 deutlich hervorgeht[4], dafür taten es andere ohne Bedenken, ja der vom Delphin umschlungene Anker (s. Abb. 30) ist bis in unsere Zeit von ähnlichem Einfluß auf die Gestaltung des Signets gewesen wie die Doppelschilde von Fust und Schöffer.[1]

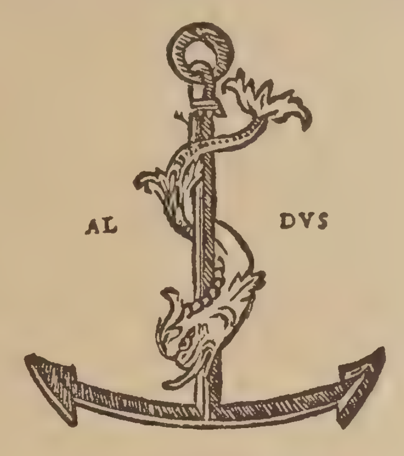


Abb. 30.

Bei dem zweiten und dritten Punkt des Artikels scheint es sich nicht um einen eigentlichen Markenzwang zu handeln, da die Verordnung sonst sicher noch nähere Bestimmungen gebracht hätte. Alle Bestimmungen sind anscheinend mehr wohlwollend als streng richterlich gemeint. Wenn der Drucker oder Verleger auf Erfolg und Verbreitung seiner Werke rechnen wollte, sollte er sich einer eigenen Marke bedienen, die seine Offizin schneller beim Publikum bekannt machen konnte als nur sein Name ohne das Zeichen. Nahm er kein Druckerzeichen, so war es sein eigener Schaden. Liegen die Verhältnisse nicht heute noch fast genau so? Ein charakteristisches Signet wirkt in ganz anderem Maße auf weite Kreise als nur der Name seines Besitzers. Heute ist bei der Wahl eines Verlegerzeichens ausschlaggebend, ob es werbende Kraft besitzt oder nicht. Das war im 16. Jahrh. kaum der Fall. Und doch haben sicher viele Marken dieser Zeit werbend gewirkt. Von dem Anker des Aldus, dem Merkurstab Frobens und dem Eckstein Köpfels ist es wohl anzunehmen.

---

[1] Vergl. Saugrain: Code de la librairie et de l'imprimerie. Paris 1744.

[2] Man hat sogar das kaiserliche Privileg nachgeahmt (R. Beck u. W. Reyff in Straßburg). Vergl. auch die Klage W. Rihels gegen H. Albrecht u. H. Schott wegen des Nachdrucks seiner Bücher. (Archiv für Gesch. d. Dtsch. Buchhandels V, Seite 1 ff.).

[3] Man vergegenwärtige sich, welche heftigen Vorwürfe Luther seinem Nachdruckern macht. Vergl. Martin Luthers Briefe, Sendschreiben und Gedanken. Gesammelt von De Wette. Herausgegeben von Seidemann, Berlin 1856. 6. Teil. In der Vermahnung an die Drucker 1525 sagt er: „Nu aber drucken sie meine Bücher und eilen also, daß, wenn sie zu mir widder komen, ich meine eigene Bücher nicht kenne". — „Also treibt sie der Geiz und Neid, unter unserm Namen die Leute zu betriegen und die unsern zu verderben".

[4] Vergl. Renouard: Annales de l'imprimerie des Aldes. Paris 1834, Seite 321:

Restabat: ut in Vrbe Lugduno libros nostros et mendose excuderent: et sub meo nomine publicarent; in quibus nec artificis nomen: nec locum, ubinam impressi fuerint, esse uoluerunt . . . In nostris (oibus) uero omnibus sic est: Venetiis in aedibus Aldi Ro. illo: uel illo tempore. Item nulla in illis uisuntur insignia. In nostris est Delphinus anchorae inuolutus ut infra licet uidere.

[1] Im 16. Jahrh. lehnen sich offenbar an Aldus an: Bartholomäus Westheimer, Basel 1533 (Basler Marken S. 89) und Heinrich von Neuß, Köln 1529, der anstatt des Ankers einen Pfeil bringt (Kölner Marken Tafel 8), Conrad Scher Straßburg 1616, und Philipp Mülb, Straßburg 1642 (Els. Marken Tafel 52 und 53), Robert Coulombel in Paris (Silv. 482 und 892).

Fast unverändert kommt das Zeichen bei Carl Steyer, Cannstatt 1880, vor (Heichen, Tafel 22, Nr. 308). Die Hoffmannsche Buchdruckerei, Felix Krais, Stuttgart bringt den Anker ohne Delphin, in einer Zeichnung von Walter Tiemann. In England ist der Anker des Aldus bei William Pickering mit und ohne Kartusche und bei Basil Montago Pickering 1828 zu finden. (Vergl. W. Roberts, Printers' Marks S. 239). Ähnlich in dem Verlag von George Bell.

Der Steigerung der Bücherproduktion im 16. Jahrh. steht die Zunahme der Zahl der Drucker- und Verlegerzeichen gegenüber. Jeder Drucker und Verleger, der etwas auf sich und seine Erzeugnisse hält, besitzt seine eigene Marke. Da technische Hindernisse nicht im Wege stehen, kann er sie in beliebiger Größe herstellen, also ganz dem Format des Buches anpassen; er kann dasselbe Motiv mannigfach variieren[1], ja er kann sogar mehrere von einander verschiedene Marken benutzen und sie beliebig, je nach dem Inhalt des Werkes, anwenden.[2]

Mit der Zunahme von Zahl und Gebrauch der Büchermarken im 16. Jahrh. ist ein wirklicher Fortschritt noch nicht ohne weiteres gegeben. Von einem solchen ist vielmehr erst dann zu sprechen, wenn in Form und Inhalt der Signete eine Vervollkommnung und Vertiefung festgestellt werden kann.

Überwogen in der Inkunabelzeit einfache geometrische Figuren und wappenähnliche Zeichen, so treten diese jetzt sehr zurück und werden durch ganz neue Elemente ersetzt. Jetzt sollen nicht mehr wie früher die Marken nur die Herkunft des Buches bezeichnen, sondern gleichzeitig einen anderen Zweck erfüllen: nämlich ein Schmuck des Buches werden, dekorative und ornamentale Wirkung haben. Ganz von selbst mußten sie diese Entwicklung nehmen sobald sie in das Titelblatt, auf dessen reiche und schöne Ausgestaltung man gerade in Deutschland besonderen Wert legte, eingefügt wurden.[3] Aus seiner Isolierung hinter dem Kolophon kam nun das Signet in ein wohlgeordnetes Gefüge, dem es sich anpassen mußte, wenn es nicht aus dem einheitlichen Rahmen herausfallen wollte. Den verschiedenen Bordüren und Ornamenten des Titelblattes mußte es sich angleichen, dessen Bildern Raum lassen, selbst dessen Type gerecht werden, mit einem Wort: es mußte Stil bekommen. Und dieser Stil ist der der Renaissance.[4]

Sehr früh ist der Einfluß der italienischen Renaissance in Deutschland in der graphischen Kunst zu spüren. Die Bücherornamentik des 16. Jahrh. ist stark von ihr abhängig. Kaum werden noch gotische Motive allein verwendet. Dafür finden sich alle die Bestandteile, die für das italienische Renaissanceornament charakteristisch sind: stilisiertes Ranken- und Blattwerk, Blumen- und Früchtegirlanden, architektonische Bestandteile, Rollwerk, Kartuschen, Masken, Grotesken und Putten. Doch ist daraus nicht zu schließen, daß blindlings und gedankenlos einfach alles übernommen und nachgeahmt wurde. Wie es der deutschen Eigenart entsprach, wurden die neuen Formen und Vorbilder umgestaltet.[1] Durch die Verbindung von spätgotischen Elementen mit reinen Renaissanceformen wurde eine größere Vielseitigkeit und Lebendigkeit erreicht als sie das italienische Ornament besaß. Alle deutschen Buchornamente des 16. Jahrh. aber sind ohne den belebenden Hauch der Renaissance nicht denkbar.[2]

Die große Bereicherung durch die italienische Renaissance kommt besonders dem Holzschnitt zugute. In höchster Vollendung wird er für den Buchschmuck verwendet: als Bild, als Titelumrahmung und als Druckerzeichen. Jetzt arbeiten die größten Künstler zusammen mit dem Verleger oder Drucker an der Ausgestaltung des Buches. Dieser gemeinsamen Arbeit ist der künstlerische Wert der Bücher des 16. Jahrh. zu danken. Um die Einheit der Form bis ins letzte durchzuführen, werden auch zum Entwurf und zur Herstellung des Signets Künstler herangezogen. Es sei nur an Holbein, Hans Baldung Grien und Wechtlin erinnert; von den meisten wissen wir die Namen nicht.[3] Wie groß der Anteil des Künstlers oder der des Verlegers (resp. Druckers) an der endgültigen Fassung des Signets war, ist schwer festzustellen. Schließlich ist auch das nicht das Entscheidende. Das Zusammenarbeiten von Künstler und Herausgeber redet deutlich von ihrer gegenseitigen Achtung und der Harmonie ihrer persönlichen Anschauungen.

---

[1] Vergl. die Marken von Froschauer und Birckmann.

[2] Vergl. die Marken von Thomas Wolff in Basel.

[3] Die Einziehung des Signets in eine ornamentale Umrahmung kommt in Italien selten vor. Dagegen ist es dort vielfach in eine größere figürliche Komposition verarbeitet und wird darin zum Beiwerk herabgedrückt. (Vergl. P. Kristeller, Einleitung zu den Italienischen Büchermarken).

[4] Die Einfügung des Druckerzeichens in die Titelleiste ist bei fast allen Druckern zu finden, besonders schön bei Froschauer, Froben, Cratander, H. Gran etc.

---

[1] Der Akanthus, der in Italien besonders beliebt war, wird z. B. in Deutschland nur ganz selten verwendet.

[2] Hans Wolff: Die Buchornamentik im 15. und 16. Jahrhundert (Monogr. d. Buchgewerbes, 5. Bd., Leipzig 1911) sagt Seite 4: „Die Buchornamentik bedurfte der an ornamentalen Ausdrucksformen überreichen Renaissancekunst, um überhaupt erst zur selbständigen Entfaltung zu kommen". Ist das nicht etwas zuviel behauptet?

[3] Eine Marke Cratanders (1522) trägt z. B. das Monogramm G. F. (Basler Büchermarken S. 61, No. 94 und 94 a); eine andere H. F. (S. 59, No. 91); vielleicht mit dem letzteren Hans Frank gemeint?

Diese persönlichen Anschauungen bestimmen den Inhalt des Signets. Viel mehr als in der Zeit der Wiegendrucke sucht jetzt der Drucker oder Verleger etwas von seiner Persönlichkeit in seinem Zeichen zum Ausdruck zu bringen. Deshalb liegen ihm abstrakte Formen fern. Und wo sich hausmarkenartige Zeichen finden, sind sie in einer größeren Umrahmung untergebracht oder in ein Bild aufgenommen. Das ist der Unterschied zu den Druckerzeichen der Inkunabelzeit: ihr spezieller Markentypus wird verlassen und statt dessen ein bildhafter Typus bevorzugt. Ein Bild konnte ganz anders das, was man dachte, wiedergeben als eine Marke. Sein Inhalt konnte durch Zufälligkeiten bestimmt sein (Stadt, Straße, Namen), persönliche, allgemein menschliche Schwächen oder Beziehungen des Druckers zur eigenen Familie zum Ausdruck bringen, — dann war es leicht möglich, das Signet humoristisch auszuwerten, es heiter und freundlich — ansprechend zu gestalten. Das Bild konnte aber auch zum Bekenntnis werden, es konnte Wissen verraten und ein Abbild des Charakters sein. So aufgefaßt, mußte es Ernst und Tiefe haben.

Zur Unterstützung des Bildes tritt im 16. Jahrh. fast durchgängig das Wort: als einfache Über- oder Unterschrift, als Wahlspruch auf dem Spruchband, als Zitat, das das Bild umrahmt, oder als Motto vollkommen in das Bild einbezogen. Meist ist es lateinisch abgefaßt, doch findet es sich auch in griechischer, selten in hebräischer Sprache, manchmal kommt auch ein deutscher Spruch vor. Der verhältnismäßig seltene Gebrauch der deutschen Sprache ist bezeichnend: nicht nur auf die Form des Signets hat die Renaissance einen Einfluß gehabt, sondern vielleicht noch stärker auf seinen Inhalt, und zwar durch ihre wissenschaftliche Richtung, den Humanismus. Wie sehr der Humanismus in Deutschland im 16. Jahrh. verbreitet war, in wie weite Kreise er drang, dafür legt auch das Druckerzeichen Zeugnis ab. Wenn sich eine Marke mit humanistischem Einschlag — in der Wahl des Themas des Signets und in den begleitenden Worten zum Ausdruck kommend — auf humanistischen Werken findet, so war ein Verständnis beim Publikum ohne weiteres vorauszusetzen. Wenn sich dieselben Signete aber genauso in volkstümlichen Schriften und Werken religiösen Inhalts finden, dann war das nur möglich, wenn der Drucker oder Verleger von einer Wirkung auch auf weitere Volkskreise überzeugt war. Verstand man auch nicht überall die Sprache des Signets, so regte doch das Bild die Phantasie an und prägte sich dem Gedächtnis ein, wenn es nicht mit Symbolen und Gedanken überladen war.

Wenn uns heute die Deutung von manchen Büchermarken dieser Zeit schwer wird, ja oft garnicht gelingt, so liegt das einesteils daran, daß uns die Anspielungen aus griechischer und römischer Sage und Literatur lange nicht so vertraut sind wie den Menschen, die das klassische Altertum wieder zu beleben suchten. Andrerseits aber liegen sicher auch hinter diesen Bildern rein persönliche Motive des Besitzers verborgen, die, bei den verhältnismäßig spärlichen Quellen, die für den einzelnen Drucker oder Verleger zur Verfügung stehen, nur in den seltensten Fällen aufzudecken sind.

Jedenfalls geht das klar aus diesen Zeichen hervor: der Buchdrucker und Verleger steht im 16. Jahrh. mitten in der Bewegung des Humanismus, wird von ihr mit fortgerissen und eignet sich ihre Forschungs- und Wissenschaftsergebnisse an, um sie für sich auszunützen. Wie eng und freundschaftlich die Beziehungen zwischen den humanistischen Gelehrten und den Druckern oder Verlegern ihrer Werke waren, ist bekannt. Es sei nur an die Freundschaft von Froben und Erasmus oder Aldus und Celtis erinnert. Es ist wahrscheinlich, daß die Humanisten, die vielfach als Korrektoren bei den Druckern und Verlegern beschäftigt waren, öfters bei der Wahl oder dem Entwurf eines Drucker- oder Verlegerzeichens anregend und mitbestimmend wirkten. Andrerseits spricht die hohe Bildung vieler Drucker und Verleger — manche waren an der Universität immatrikuliert und hatten einen akademischen Grad erworben (z. B. in Basel) — dafür, daß sie durchaus nicht nötig hatten, sich fremder Hilfe zu bedienen.

Außer diesen allgemeinen Zügen erfährt man manche interessanten Einzelheiten durch das Wort, das das Signet ergänzt und erweitert. Gehört die Marke einem Verleger, so wird das oft im Unterschied zur einfachen Nennung des Namens beim Zeichen des Druckers durch die Formel: in aedibus, ex officina, impensis et sumptibus, iussu, ductu oder ähnliches hervorgehoben.[1] Daß sich das Signet vererben konnte, deuten die Worte „in heredibus" an.[2] Einzelne, verschiedene Namen, die das Signet

[1] Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 13, No. 1: „Ductu Leonardi et Lucae Alantsee fratrū." — Vergl. auch: „Impressum in Hagenow per Henricum Gran inibi incolam impensis et sumptibus providi viri Joannis Knoblauch civis inclyte urbis Argen. Anno 1508".

[2] z. B. Coloniae apud Ludovicum Alectorium et haeredes Iacobi Soteris 1559.

begleiten, deuten darauf hin, daß eine Marke auch mehreren Personen zusammen gehören konnte, sozusagen Gesellschaftszeichen war.[1]) Manchmal wird auch Stadt, Straße oder Haus genannt, wo der Betreffende arbeitete, auch das Jahr der Herstellung wird angegeben.[2]) Ganz selten einmal wird das Zeichen selbst erwähnt. Wir fanden es schon in der Inkunabelzeit bei Ratdolt. Jetzt wird bei Theodor Baum 1584 durch „sub signo arboris" darauf hingedeutet;[3]) ebenso bei dem Verleger Jakob Dupuys, Paris 1573, durch „ex officina Jacobi Puteani, sub signo samaritanae".[4]) Mit dem „In hoc victoria nostra" auf dem Bild des Erzengels Michael wollen wohl die Drucker des Grauen Klosters zu Berlin (1585)[5]) auf ihren Glauben an diesen im menschlichen Leben hinweisen, wie auf den besonderen Vorteil, den ihre Erzeugnisse, wenn sie mit diesem Signet versehen sind, gegenüber der Konkurrenz andere Druckwerke haben.

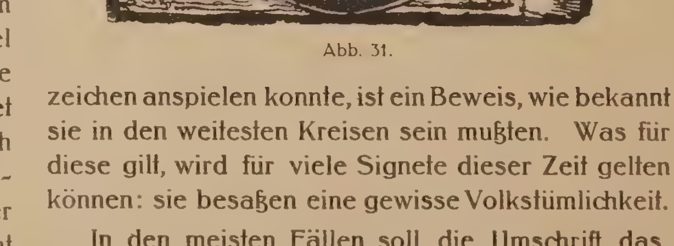
Sehr ergötzlich ist die Erwähnung zweier Druckerzeichen in dem 1519 in Rostock erschienenen Buch „Dat nye schip van Narragonien". Im Kapitel „Achtinge der sternen" wird über die Marken der Rostocker Drucker gesprochen:

> Dar druckt men denne nedden vnder
> Eynen affgod effte eyn meerwunder.

Mit dem „affgod" ist das Signet der Brüder vom Gemeinsamen Leben gemeint, die den Erzengel Michael, auf einer Weltkugel stehend, führten, wie er mit Lanze und Schwert den Drachen überwindet (s. Abb. 31). Das „meerwunder" dagegen bezieht sich auf die Marke Nicolaus Marschalks mit der zweigeschwänzten gekrönten Meerjungfrau, die in jeder Hand einen Fischschwanz hält (s. Abb. 32).[6]) — Nicht nur ein Sinn für Humor spricht aus diesen Zeilen. Daß man in einem Volksbuch dichterisch auf die Drucker-



Abb. 31.

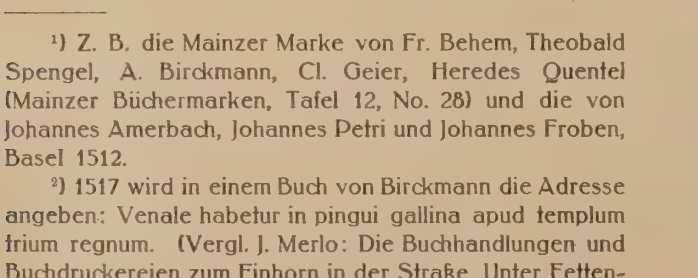


zeichen anspielen konnte, ist ein Beweis, wie bekannt sie in den weitesten Kreisen sein mußten. Was für diese gilt, wird für viele Signete dieser Zeit gelten können: sie besaßen eine gewisse Volkstümlichkeit.

In den meisten Fällen soll die Umschrift das, was schon im Bilde zum Ausdruck kommt, erklären



Abb. 32.



[1]) Z. B. die Mainzer Marke von Fr. Behem, Theobald Spengel, A. Birckmann, Cl. Geier, Heredes Quentel (Mainzer Büchermarken, Tafel 12, No. 28) und die von Johannes Amerbach, Johannes Petri und Johannes Froben, Basel 1512.

[2]) 1517 wird in einem Buch von Birckmann die Adresse angeben: Venale habetur in pingui gallina apud templum trium regnum. (Vergl. J. Merlo: Die Buchhandlungen und Buchdruckereien zum Einhorn in der Straße Unter Fettenhennen zu Köln, vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein, 1876/78).

[3]) Kölner Büchermarken, Seite XXXI.

[4]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 33, No. 1 und Silvestre No. 440.

[5]) Weiß. Slg. No. 422.

[6]) Vergl. C. F. Lisch, a. a. O. Seite 157 und Tafel 3.

und deutlicher machen. Sie kann als einfache Überschrift zur Marke gedacht sein, wie z. B. bei Georg Ulricher von Andlau, Straßburg 1539, der zu seinem Füllhornmotiv „Cornu Copia“ setzt.[1] Oder sie bringt eine richtige Erläuterung des Bildes wie bei Johannes Knoblauch, Straßburg 1521, der unter das Bild der



Abb. 33.

Wahrheit in der Personifikation eines nackten Weibes, das aus einer Felsspalte zum Licht emporsteigt (s. Abb. 33), lateinisch schreibt: „Verum, quum latebris delituit diu, emergit“, auf seine rechte Seite griechisch



Abb. 34.

[1]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 22, No. 1.

hinsetzt: „ἄγει δὲ πρὸς φῶς τὴν ἀλήθειαν χρόνος,“ die linke Seite mit einem hebräischen Zitat schmückt und über das Ganze Η ΑΛΗΘΕΙΑ schreibt.[1]) Theodor Wolff, Basel 1522, umschreibt den zum Schweigen mahnenden Gelehrten: „Digito compesce labellum. Dixisse aliquando poenituit, tacuisse nunquam. Multa quidem audienda, pauca vero dicenda“ (s. Abb. 34.)[2]) Aus Juvenal (I, 160), dem hier die erste Sentenz entnommen ist, stammt auch der Spruch von Johannes Soter in Köln 1530: „Orandum est, ut sit mens sana in in corpore sane“ (Juv. X, 366).[3]) In dem viel verwendeten Spruch: „Discite iustitiam moniti“ erkennt man dagegen ein Zitat aus Vergils Aeneide (VI, 620).[4]) Nur durch den Einfluß des Humanismus ist die Art und Wahl dieser Signetsprüche zu erklären. Die Bedeutung, die seine Anhänger der Wissenschaft zusprachen, zeigt sich am besten von allen Signeten in der Marke Peter Cholins, Köln 1603[5]), der die Unsterblichkeit der Menschen nur durch die Wissenschaft gewährleist findet: „Ex literarum studiis immortalitas acquiritur“.

Nicht nur klassischen Schriftstellern sind die Wahlsprüche mit ihren Lebensweisheiten im 16. Jahrh. entnommen, mindestens ebenso oft werden Bibelstellen angeführt. Die Zahl der religiösen Wahlsprüche übertrifft die der religiösen Bilder bei weitem, denn es kommt oft vor, daß einem Bild ohne eigentlich religiösen Inhalt trotzdem ein Spruch aus der Bibel hinzugefügt ist.[6]) Hier macht sich der Einfluß der Reformation stark bemerkbar: ohne sie wäre es nie zu der Kenntnis der Bibel, wie sie die Signete verraten, gekommen, ohne sie hätte sich der Drucker nie in dem Maße veranlaßt gefühlt, seine religiöse Überzeugung zum Ausdruck zu bringen, wie er es jetzt oft in seinen Büchern tat. Wohin er nur konnte, setzte er das Bild, das sein Bekenntnis war, und den Spruch, nach dem er lebte und wirkte: auf das Titelblatt und an den Schluß des Buches, in Bordüren und Umrahmungen,

[1]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 9, No. 2. Ein ähnliches Motiv hat Konrad Badius, Genf 1564, mit der Unterschrift: „Dieu par le temps retire vérité“. (Genfer Büchermarken, Seite 5, No. 7).

[2]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 13, No. 13. Vergl. Juvenal: „cum veniet contra, digito compesce labellum: accusator erit qui verbum dixerit hic est“.

[3]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 36, No. 125 (nach Woltmann von Holbein).

[4]) Vergl. die Marken der Officina Gymnica, Kölner Büchermarken, Tafel 30 ff.

[5]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 51, No. 181, 182.

[6]) z. B. bei Froschauer 1526 (Zürcher Büchermarken, Seite 13, No. 5).

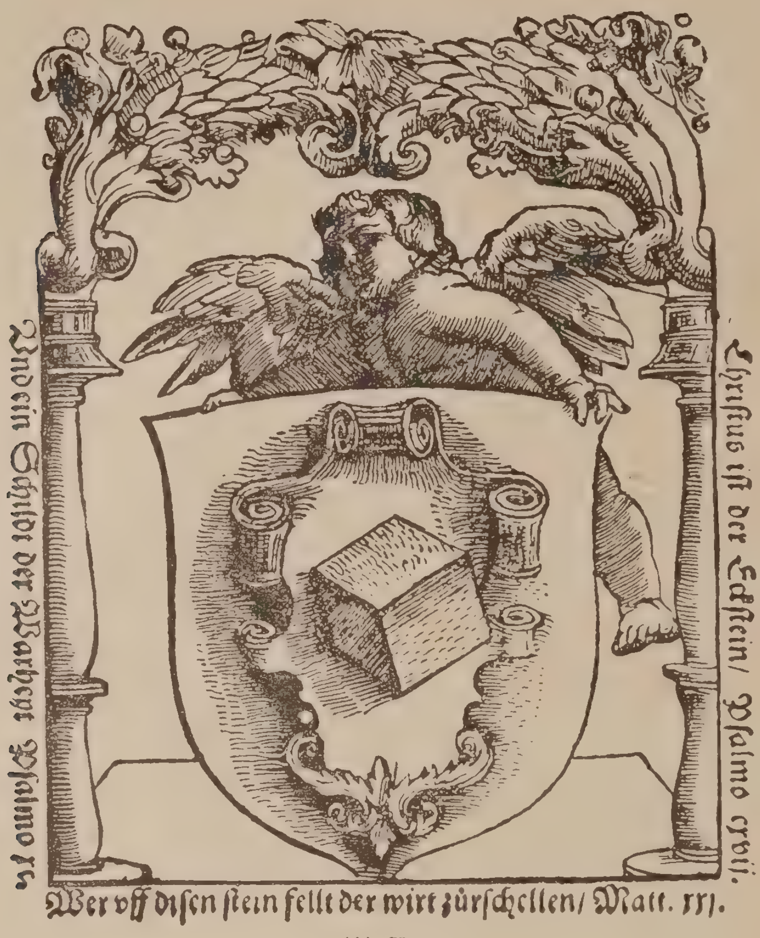


Abb. 35.

sogar auf sein eigenes Porträt[1]) und auf den Bucheinband.[2]) Die meisten Bibelzitate sind lateinisch abgefaßt. Das vereinzelte Vorkommen von deutschen Bibelsprüchen zeigt den beginnenden Einfluß von Luthers Bibelübersetzung. Sie sind deshalb von besonderem literar- und kulturhistorischem Wert.

Anscheinend waren die Psalmen besonders beliebt. Egenolff, Frankfurt 1551,[3]) hat: „Sacrificium deo cor humiliatum" zum Wahlspruch gewählt, gleichzeitig 1. Thim. 4: „Pietas ad omnia utilis est, promissionem habens vitae praesentis et futurae"; Abraham Lamberg, Leipzig 1598,[4]) bringt Psalm 36, 5: „Commenda deo viam tuam et spero in eum, et ipse faciet" und Johann Montanus, Nürnberg 1444[1]), Psalm 89, 16: „Beatus populus qui scit iubilationem" — um nur einige Beispiele zu nennen. Aus dem Alten Testament, Jos. 24, 27, hat Steinmann, Leipzig 1582[2]), das Motiv zu seinem Bild und den begleitenden Spruch: „Lapis iste erit vobis in testimonium quod audieritis omnia verba domini, ne mentiri possitis domino deo vestro". Aus dem Neuen Testament, Joh. 15, 5, stammt der Wahlspruch von Franciscus Behem, Mainz 1559[3]): „Sine me nihil potestis facere", während bei Georg Gruppenbach, Tübingen 1597[4]), auf das Lamm Gottes, das den Drachen tötet, durch die Worte: „Ecce agnus dei qui tollit peccata mundi" (Joh. 1,29) hingewiesen wird.

Wichtig sind zwei deutsche Bibelzitate: das von Wolfgang Köpfel, Straßburg 1525:[5]) „Christus ist der Eckstein. Vnd ein Schild der Wahrheyt.

[1]) Vergl. das Bild auf dem Trauerbrief des Christian Egenolff (Frankfurter Büchermarken, Tafel 33), und das von Nicolaus Marschalk in Erfurt (Bauch, Ztbl. f. Bibliothekswesen 95).

[2]) Vergl. Kirchhoff, Archiv f. Gesch. d. Dtsch. Buchhandels XIII, 4 (meist, wenn der Drucker gleichzeitig Buchbinder war).

[3]) Frankfurter Büchermarken, Tafel 28, No. 2.

[4]) Weiß. Slg. No. 426.

[1]) Weiß. Slg. No. 427.

[2]) Weiß. Slg. No. 426.

[3]) Weiß. Slg. No. 427.

[4]) Weiß. Slg. No. 429.

[5]) Elsäßische Büchermarken, Tafel 17, No. 6.



Abb. 36.

Wer uv diesen stein fellt, der wirt zürschellen" (s. Abb. 35), und das von Christian Froschauer, Zürich 1526[1]) (s. Abb. 36). Über dem Bild steht:

Ein yeglicher guter baum / bringt gute frucht.

An der linken Seite:

Ein yegliche pflanßung die nit gepflanßet hat min himmelischer vatter / wird vssgewurßlet.

Auf der rechten Seite:

Das senffkörnli wird ein baum / vnd wachst so groß / das die vögel vff sinen esten nistend.

Unter dem Bild:

Ein yeglicher baum der nit gute frucht bringt / wirt vssgehouwen.[2])

Diese beiden Sprüche legen Zeugnis ab für die tiefe, innerliche Frömmigkeit dieser beiden Drucker und für ihre protestantische Gesinnung.[3]) Es wird später noch auf sie zurückzukommen sein.

Daß Humanismus und Reformation nicht als zwei entgegengesetzte Pole empfunden wurden, daß sie beide dem Menschen des 16. Jahrh. sehr wertvoll waren, deutet der Spruch des Blasius Fabricius, Straßburg 1549[1]), an: „Pietas et alma scientia hasta est mea et clipeus meus". Die beiden großen Zeitströmungen werden hier in dem Wahlspruch des Druckers zu einer Einheit verschmolzen.

Allein aus der Betrachtung der Wahlsprüche, die die Drucker und Verleger in ihre Bücher setzten, gewinnen wir schon reiche Aufschlüsse für den Einfluß, den Humanismus und Reformation auf die Menschen des 16. Jahrh. ausübten. In viel stärkerem Maße aber geht das aus den Bildern, die das eigentliche Signet ausmachen, hervor, und sie gilt es daher besonders gründlich zu untersuchen.

2. Signete im Charakter der Marken der Inkunabelzeit.

Bevor die Signete, die inhaltlich und formal durch Renaissance und Reformation bedingt sind, behandelt werden, ist es notwendig, noch einen kurzen Blick auf alle diejenigen zu werfen, denen andere Motive zugrunde liegen. Denn nicht mit einem Mal hat nach 1500 die neue Entwicklung eingesetzt. Altes geht neben Neuem noch lange selbständig her, bis schließlich das Neue die Herrschaft an sich reißt und das Alte in seinem Sinn umformt oder ganz abstößt.

a) Hausmarkenartige, geometrische Signete.

Eine Gruppe von Signeten mit hausmarkenartigen, geometrischen Zeichen kann man auch noch für das 16. Jahrh. zusammenstellen. Ganz selten aber kommt jetzt die Hausmarke allein vor. Fast immer ist sie in irgend eine Umrahmung gestellt oder ganz dem Bilde eingefügt, dann meist verschwindend klein, gewissermaßen als Signatur gedacht.[2]) Als reinste Form dieses Hausmarkentypus erscheint das Zeichen von Johann Miller in Augsburg 1515[3]) (s. Abb. 37), das stark an die Marke Anton Kobergers erinnert, die dieser auf seine Fässer setzte und ähnlich auch als Siegel benutzte (s. Abb. 38). Der Drucker und Verleger Jehan Pellut, Metz 1539[4]), bringt seine Initialen in einer viereckigen, schwarzweiß gehaltenen Umrahmung. Matthias Schürer, Straßburg 1515[5]), hat sein geometrisches Zeichen in einen einfachen gotischen Schild gesetzt, der an einem Baum-

---

[1]) Zürcher Büchermarken Seite 13, Nr. 6.

[2]) Die Sprache zeigt deutlich den Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Frühneuhochdeutschen.

[3]) Bei den Genfer Druckern der 2. Hälfte des 16. Jahrh. finden sich besonders viele Bibelzitate, die aus dem Einfluß der Reformation Calvins in Genf zu erklären sind (vergl. Genfer Büchermarken).

[1]) Weiß. Slg. No. 428.

[2]) Vergl. die Marke von Hermann Bungart von Kettwig (Kölner Marken, Tafel 5) und die von Wendelin Rihel (Elsäßische Marken, Tafel 31 u. 32).

[3]) Weiss. Slg. No. 422.

[4]) Weiss. Slg. No. 427.

[5]) Elsäßische Marken, Tafel 12, No. 3 u. 4.



Abb. 37.

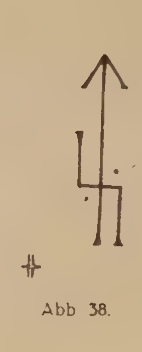


Abb 38.



Abb. 39.

zweig, auf dem ein Knabe sitzt, hängt und von einem Edelknaben gehalten wird. In Köln sind es Hero Alopecius (1521)[1]) und Eucharius Cervicornus (1523)[2]), die geometrische Zeichen in den Schild und die Titelbordüre aufnehmen. Das gleiche ist der Fall bei Thomas Wolff in Basel 1522. Die alte Marke Peter Schöffers aber lebt weiter in denen seiner Söhne und Enkel, jetzt nicht mehr nur im einfachen Schilde vorkommend, sondern in ganz neuen, reichen Einfassungen und von Figuren aller Art umgeben. Später wird nochmals auf sie zurückzukommen sein.

Die einst so ansehnliche Gruppe der Kreis-Kreuz-Zeichen ist im 16. Jahrh. stark zusammengeschmolzen. Ganz rein hat sich das Kreis-Kreuz-Signet bei Johannes Schott, Straßburg 1503[3]), erhalten, dem es jedoch allein nicht mehr genügt und der deshalb zu beiden Seiten ein Band schlingt mit: „Necessitas fortiter ferre“ auf der einen Seite und „Docet Consuetudo facile. Seneca.“ auf der anderen Seite; Ludwig Dietz, Rostock 1523[4]), hat es in einen Schild aufgenommen, ebenso Jürgen Richolff, Hamburg 1529[5]), der außerdem in den Kreis ein Schild mit einem hausmarkenartigen Zeichen setzt. Bei Thomas Anshelm, Pforzheim 1506[6]), hat man es mit einer Variation des Kreis-Kreuz-Zeichens zu tun (s. Abb. 39). Im Kreis befindet sich sein Monogramm (TAB = Thomas Anshelm von Baden), das mit einem geraden, nur oben gewundenem Stab in Verbindung steht, der durch ein Kreuz seinen Abschluß findet. — Damit wären schon die hauptsächlichsten Zeichen dieser Art genannt.

[1]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 39, No. 134, 135.
[2]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 23.
[3]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 4, No. 6.
[4]) Vergl. Lisch a. a. O.
[5]) Weiss. Slg. No. 424.
[6]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 62, No. 4, 5.

b) Buchstaben- und Monogrammsignete.

Sobald man die rein abstrakten Formen aufgab und sich dafür nach einfachen, in der Wirkung ähnlichen Zeichen umsah, mußte man auf den Gebrauch von Initialen und Monogrammen kommen. Die ersten reinen Monogrammsignete sind nicht in Deutschland zu finden, dagegen gibt es sie schon in der Inkunabelzeit in Frankreich[1]) und England.[2]) Während die Initialen vor 1500 dem Zeichen nur zur Präzisierung beigegeben waren, bestimmen sie nun häufig allein angewendet das Signet. Bei Martin Flach begegneten sie uns schon 1501. Johann Schott gebraucht 1501 sein von einem Kreuz durchzogenes „S“ als Marke[8]), die Verleger Alantsee in Wien 1515 haben ihr von einem kleinen Kreuz überhöhtes „A“ in den Schild aufgenommen,[4]) in derselben Art hat auch Reinhard Beck, Straßburg 1515, seine Initialen angebracht (s. Abb. 40).[5]) In den Marken von Johann Prüß d. Ä. tritt seit 1509 ein verschlungenes „SP“ stark hervor, dessen klare Deutung noch nicht gelungen ist.[6]) Die Initialen seiner drei Namen bringt Johann Schabler, genannt Wattenschnee, Basel 1524[7]), und Amand Farkall setzt sein „AF“ in einen Blumenkranz, den Putten halten.[8]) Von den vielen

[1]) Bei Antoine Vérard 1485 (Silvestre No. 37).
[2]) Bei William Caxton (Heichen No. 7) 1501 hat auch Simon de Luere Papiensis in Venedig ein reines Monogrammsignet (Ital. Büchermarken S. 95, No. 245).
[3]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 2, No. 2.
[4]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 12, No. 1.
[5]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 14, No. 1, 3.
[6]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 8, No. 1, 2, 3. (Beziehen sich die Buchstaben vielleicht auf den Holzschneider oder Zeichner? Vielleicht Senior Prüß?).
[7]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 73, No. 117.
[8]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 73.



Abb. 40.



Abb. 41.



Abb. 42.



SIBI ET SVIS.

Abb. 43.

Beispielen, die hier noch zu erwähnen wären, sei als letztes das schöne große Monogrammschild von Melchior Lotter, Leipzig 1520, genannt,[1]) das an Wirkung alle anderen übertrifft (s. Abb. 41). Der Schildhalter in Gestalt eines etwas verwildert aussehenden, bärtigen alten Mannes mit großer Kapuze (etwa eine Anspielung auf die Bezeichnung „Lotterbube“?) trägt viel dazu bei.

c) Wappensignete.

Die Gruppe der durch Fust und Schöffer beeinflußten Zeichen ist auch im 16. Jahrh. noch sehr groß, wenn sich auch ihr Äußeres wesentlich verändert hat. Man bringt nicht mehr die kleinen schmucklosen Schilde, die an einem Baumast aufgehängt sind und liebt nicht mehr die einfachen Tafeln. Einer Zeit, der der reiche Formenschatz der Renaissance zur Verfügung steht, können sie nicht mehr genügen. Dafür bringt man richtige Wappen mit Helm, Helmdecken und Helmzier. Da aber, wo der Schild allein ohne Zierat vorkommt, tritt an Stelle des breiten gotischen Schildes mit seinen einfachen, geraden Linien der zierliche Renaissanceschild mit seinen sich nach unten verjüngenden oder herzförmigen Umrissen (Rosstirn- und Herzschilde). Statt des Schildes wird auch die Kartusche mit starken seitlichen Einrollungen verwendet. Die große Beliebtheit einer dekorativen Verwendung von Wappen aller Art ist nicht nur beim Signet zu finden, ebenso stark fällt sie bei den Exlibris des 16. Jahrh. auf.[2]) Der Grund ist in der schon erwähnten Zunahme der Wappenverleihungen zu suchen.

Zu den heraldischen Zeichen sind auch die rein persönlichen, unechten Wappen der Drucker und Verleger zu rechnen, die sie sich in Anlehnung an echte Wappen speziell für ihr Signet anfertigten. So hat Johann Miller, Augsburg 1515, in seinen Schild einen Mann mit einem halben Mühlrad gesetzt (eine Anspielung auf seinen Namen), im übrigen aber das Zeichen vollkommen korrekt mit Helm, Helmbusch, -zier und -decken versehen. Ähnlich hat Gabriel Heyn in Nürnberg[3]) sämtlichen Zierat um seinen Schild mit einem springenden Löwen als Füllung angebracht und außerdem das Ganze in ein Renaissancetor gestellt. Auch das reiche Wappen Hermann Gülfferichs, Frankfurt 1543, steht in einem Renaissancebogen (s. Abb. 42).[1]) Balthasar Lasius, Basel 1540[2]), führt die Distel auf einem Dreiberg im Schild, dem die Halbfigur eines Mannes als Helmzier dient. Bei allen diesen Zeichen ist das Bestreben erkennbar, möglichst genau die echten Wappen zu kopieren, und diese möglichst reich und und üppig zu gestalten.

Neben solchen, den wirklichen Wappen angeglichenen Marken, wird das echte Wappen, das dem Drucker oder Verleger persönlich verliehen wurde, als Signet verwendet. Das ist bei Matthias Schürer, Straßburg 1515[3]), der Fall. Zum Dank für ein ihm gewidmetes Buch verlieh Kaiser Maximilian dem Drucker ein eigenes Wappen mit einer Garbe im Schilde, das seitdem auf den meisten seiner Drucke vorkommt (s. Abb. 43). Es ist an der Überschrift: „Ex munificentia divi imperatoris Caesaris Maximiliani semper aug.“ und an zwei Schildchen, die sich oberhalb des Wappens befinden und die Worte „Vivat Maxic“ tragen, sofort zu erkennen. Schon vorher hatte Schürer den kaiserlichen Adler neben seiner Hausmarke als Signet benutzt. — Ebenso verwendete Abraham Lamberg in Leipzig das seinem Vater verliehene Wappen als Signet, entweder in Form des Pegasus oder in Form des großen kaiserlichen Wappens.[4])

Seit 1500 werden als Signete auch Familienwappen verwendet. So suchte Johann Mentel in Straßburg bei Kaiser Friedrich III. um Erneuerung seines alten Familienwappens nach. Daß er sie erreichte, ist aus dem Zeichen Johann Schotts, Straßburg 1543, zu erkennen.[5]) Dieser führte nämlich das Wappen seines Großvaters mit dem Löwen im Felde weiter und umgab es stets mit folgenden vier Zeilen:

> Insigne Schottorum Familiae ab Friderico Rom. Imp. III Jo. Mentelin primo Typographiae Inventori ac suis concessū anno Christi, Millesimo, quadringentesimo, sexagesimo sexto.

Von allen Wappen waren Stadtwappen als Signete am beliebtesten, besonders bei den Druckern,

[1]) Weiß. Slg. No. 426.

[2]) Es würde sich lohnen, auch einmal die Exlibris nach ähnlichen Gesichtspunkten wie die Signete zu untersuchen. Man hätte bei dieser Arbeit den Vorteil, schon reiche Vorarbeiten für ihre Geschichte vorzufinden und genügendes Anschauungsmaterial in Büchern und Zeitschriften zusammengestellt zu haben. Es würden sich, soviel ich zu sehen vermag, auch vielseitige Beziehungen zu den Drucker- und Verlegerzeichen ergeben.

[3]) Weiß. Slg. No. 427.

[1]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 32.

[2]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 89, No. 156.

[3]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 13, No. 5.

[4]) Vergl. Otto von Hase: Breitkopf & Härtel, Gedenkschrift u. Arbeitsbericht, 4. Aufl. Leipzig 1917 (1. Bd. Seite 19).

[5]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 2, No. 1. Es ist nicht nötig, auf den Inhalt der Umschrift einzugehen, da das „primo Typographiae Inventori“ in der Literatur über die Erfindung der Buchdruckerkunst schon genügend behandelt und erklärt worden ist.

die im Ausland arbeiteten.[1]) Sie erleichterten dem Käufer schnell zu erkennen, aus welcher Gegend der Drucker des Buches stammte, ob es ein fremder oder einheimischer war. Manches Wappen einer Stadt wurde direkt zur Empfehlungsmarke für den Drucker, z. B. der Baselstab. Basel war im 16. Jahrh. bekannt als die Stadt, in der wissenschaftliche Forschung und freie religiöse Gesinnung ihren Sitz hatten, wo die neue Renaissancekunst besonders eifrig gepflegt wurde und Menschen aller Länder Anregung und Bereicherung fanden. Die Bücher, die von dort stammten, mußten den Stempel dieses Ortes tragen, und wirklich gehören sie, was Inhalt und Form betrifft, zu den schönsten und vollendetsten der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Den Baselstab fanden wir schon in der Inkunabelzeit als Signet verwendet. Jetzt tritt er im Tartschenschild der Gesellschaftsmarke von Johann Amerbach, Johann Petri von Langendorf und Johann Froben 1512[2]) auf, von einem Greifen, der unter einem Renaissancebogen mit spätgotischen Einzelheiten steht, gehalten;[3]) bei Pamphilus Gengenbach, 1513[4]), Adam Petri, 1517[5]) (s. Abb. 44), und Nicolaus Lampater, 1575,[6]) bei allen auf Schilden, die von Greifen gehalten werden.

Wie das Basler Wappen war das von Köln als Signet beliebt. Es findet sich bei Martin von Werden



Abb. 44.

[1]) Den Baselstab z. B. hat Conrad Resch in Paris 1518 bis 1523 (Silv. No. 404 und 405).

[2]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 3 und 5.

[3]) Vergl. Passavant IV, Seite 312. Er schreibt die Zeichnung Hans Baldung Grien zu.

[4]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 21, No. 25.

[5]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 45, No. 62.

[6]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 21, No. 24.

1510,[1]) Ludovicus Hornken 1518 mit dem Spruchband „O felix Colonia"[2]) (s. Abb. 45) und Peter Quentel mit „O foelix Colonia" 1527[3]) als Unterschrift. Das Hamburger Wappen mit der Seerose und den Stadttürmen führt Hans Borchardt, 1510,[4]) das Regensburger Wappen mit den zwei Schlüsseln Heinrich Geißler, 1558,[5]) das Nürnberger Hieronymus Höltzel, Nürnberg 1515.[6])

Weit mehr als in der Inkunabelzeit kommen jetzt Tiere oder Menschen als Schildhalter vor. Von Vögeln ist besonders der sagenhafte Greif beliebt. Eigenartig ist die Verwendung von Adam und Eva als stützende Schildfiguren, ebenso wie die der Schlange, die um den Baum der Erkenntnis gewunden, den Schild in ihrem Maul festhält, wie es die Marken von Johann Albrecht, Straßburg 1534, zeigen.[7]) Der Einfluß der Renaissance ist in kleinen Kindern, Putten oder Genien, die als Schildhalter verwendet werden, zu erkennen. Thomas Anshelm, Straßburg 1518,[8]) bringt Genien in schöner Zeichnung, die von Hans Baldung stammt. Johann Schabler, Basel 1524,[9]) hat geflügelte Putten in



Abb. 45.

[1]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 8, No. 21.

[2]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 9, No. 29 u. 30.

[3]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 44, No. 148.

[4]) Weiß. Slg. No. 424.

[5]) Vergl. Schottenloher: Das Regensburger Buchgewerbe im 15. und 16. Jahrhundert. Veröffentl. d. Gutenb. Ges. Mainz 1920.

[6]) Vergl. Sammlung des Börsenvereins, Leipzig. — In Italien kommt besonders die Florentiner Lilie der Giunta als Stadtwappen vor. (Vergl. Ital. Büchermarken, Seite 81 und 83). — In den Niederlanden sind Stadtwappen besonders als Signete beliebt, auch schon häufig in der Inkunabelzeit verwendet.

[7]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 25, No. 1, 2.

[8]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 62, No. 2.

[9]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 73, No. 117.

einem Renaissancetor, bei Reinhard Beck,[1] Straßburg 1515, stützen außer einem bärtigen wilden Manne kleine nackte Kinder seinen Schild.

Kulturhistorisch wertvoller sind die Signete, bei denen Männer oder Frauen in der Tracht des 16. Jahrh. als Schildhalter verwendet werden. Die Straßburger Bürgerin, die wir schon bei Martin Flach als Schildhalterin fanden, kommt ähnlich bei Johannes Knoblauch, 1507, vor.[2] Ein Landsknecht in kurzem Wams mit weiten Ärmeln, das Schwert in der Linken, mit langen breiten Federbüschen an der nicht deutlich erkennbaren Kopfbedeckung,[3] eine Nürnbergerin in viereckig ausgeschnittenem einfachen Arbeitskleid mit kurzen Ärmeln[4], ein Edelmann mit reichem Federschmuck auf dem Kopf und einer Hellebarde in der Hand[5] (s. Abb. 46), ein Patrizier mit seiner Dame in vornehmer reicher Tracht,[6] ein Ritter bis zu den Knien im Harnischpanzer, die Arme in Kettenringen, Hellebarde und Schild in den Händen,[7] nicht zu vergessen die beiden in zerlumpte Kleider gehüllten Burschen, die mit übereinandergeschlagenen Beinen am Renaissanceschild Hans Hagers, Zürich 1524, stehen[8] (s. Abb. 47), sich mit beiden Armen gemütlich auf ihn stützend und recht verschmitzt dreinschauend, — alles das sind Menschen, die dem Volksleben entnommen sind, Vertreter einzelner Stände des 16. Jahrhunderts.

Die Gruppe der Fabelwesen und mythologischen Figuren wird im 16. Jahrh. durch den Einfluß des Humanismus wesentlich bereichert. Griechische und römische Sagen liefern neue Motive für die Signete. Daneben aber gibt es Zeichen, deren Inhalt mit dem Aberglauben des Volkes in Zusammenhang steht. Geheimnisvolle Wesen, die Wälder und Seen beleben, halb Mensch, halb Tier sind oder aus zwei verschiedenen Tierkörpern bestehen, haben stets eine besondere Anziehungskraft auf die Phantasie des Volkes ausgeübt und werden nun auch für die Signete verwendet. Dazu gehört vor allem die Sirene, die den Menschen, der träumend am Ufer des Wassers



[1] Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 14, No. 1, 3.

[2] Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 9, No. 3.

[3] Vergl. Basler Büchermarken, Seite 7, No. 8.

[4] Vergl. Weiß. Slg. No. 427.

[5] Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 21, No. 73, bei Arndt von Aich 1514.

[6] Vergl. Mainzer Büchermarken, Tafel 7, No. 19, bei Peter Schöffer II (der Haube nach eine Elsäßerin).

[7] Weiß. Slg. No. 422, bei Daniel Byring, Braunschweig 1589.

[8] Vergl. Zürcher Büchermarken, Seite 79, No. 29.



Abb. 46.

sitzt, unwiderstehlich zu sich in die Tiefe zieht. Diese nehmen Nicolaus Marschalk,[1] August Fries, Zürich 1545,[2] und Joseph Klug, Wittenberg,[3] als Druckerzeichen. Dazu gehört auch der Mann mit dem Fischschwanz, der in eine Trompete bläst, auf der Marke



Abb 47.

[1] Vergl. oben.

[2] Zürcher Büchermarken, Seite 39, No. 30.

[3] Vergl. Bauch, Arch. f. Gesch. d. Dtsch. Buchhandels 1895.

von Peter Cholin, Köln 1603.[1]) Ferner das Signet von Johann Gymnicus I, Köln 1532,[2]) mit dem Meerpferd. — Wilde Männer und Frauen gehören natürlich auch in diese Gruppe.

Damit wären die hauptsächlichsten Signete des 16. Jahrh. genannt, die in ihrem Inhalt als eine Weiterbildung der Marken der Inkunabelzeit zu gelten haben, die in ihrer Form aber schon zum Teil den Einfluß der Renaissance erkennen lassen. Nach diesen Voruntersuchungen kann nun erst festgestellt werden, worin das Neue in Form und Inhalt der Signete der ersten Hälfte des 16. Jahrh. besteht.

3. Charakteristische Signete der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

a) Signete, die äußere Beziehungen zum Drucker oder Verleger ausdrücken.

Der Inhalt einer großen Anzahl der für die erste Hälfte des 16. Jahrh. charakteristischen Signete wird durch gewisse äußere Momente bestimmt. Man fasst diese Marken unter den Begriff „Redende Signete" zusammen. Dazu gehören vor allem die, deren Inhalt eine Anspielung auf den Namen des Druckers, die Straße, das Haus oder den Ort seiner Werkstätte darstellt. Nun fanden wir zwar schon solche in der Inkunabelzeit, aber ihre eigentliche Ausbildung erfahren sie erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Mit vielen schmückenden Einzelheiten werden sie da gebracht, und ganz anders betonen sie jeßt die Beziehungen zur Person des Druckers oder Verlegers. Selbst aus den Signeten spricht das „Zeitalter des Individualismus".

Der verbildlichte Name des Druckers oder Verlegers kann entweder seine Hausmarke ergänzen oder allein den Vorwurf für das Signet bilden. Wie eine geometrische Marke durch eine derartige Ergänzung gewinnt, persönlicher und ansprechender wird, sieht man an den Signeten der Familie Schöffer. Die Nachfolger Peter Schöffers bringen den Schild mit der Hausmarke[3]) überall mit Anspielungen auf ihren Namen Schöffer, den sie in naiver Etymologie zu Schäfer machen. Schon 1521 treten bei dem ältesten Sohne Peters, Johann Schöffer, ein Schäfer, der, auf einem Stab gestüßt, seine Herde hütet und ein anderer Schäfer mit dem Dudelsack rechts und links vom Schild in der Titelleiste entgegen.[1]) Mannigfach variiert kommen diese Gestalten in den Titelumrahmungen der folgenden Jahre vor.[2]) Aber erst 1524 findet sich das Schäfermotiv allein als Signet: der Schild, der jeßt die Form des Rosstirnschildes angenommen hat, hängt an einem Baume, neben dem ein Schäfer mit Hund und Schafen steht (einer Darstellung Albrecht Dürers nachgebildet?) [3]) (s. Abb. 48).

Der zweite Sohn Peter Schöffers, Peter Schöffer d. J., hat viele verschiedene Druckermarken. Es scheint, als ob die Familie Schöffer besonderen Wert nicht nur auf die Verwendung von Signeten überhaupt, sondern auch auf deren gute Ausführung gelegt hätte. Es mag wohl daher kommen, daß ihre Vertreter selber Formschneider waren und mit vielen Künstlern in Beziehung standen. So lieferte für Peter Schöffer d. J. wahrscheinlich Hans Baldung Grien eine besonders schöne und reiche Druckermarke.[4]) Mit welcher Andacht und Hingebung spielt der alte Schäfer seinen Dudelsack! Keck und munter steht hinter ihm sein junger Sohn mit dem Schäferstab. Der Hund aber hat seine Vorderpfoten auf die Knie des Alten gelegt und sieht mit gespißten Ohren nach dem vornehmen Paar, das ihm gegenüber an der anderen Seite des Schildes steht und dem Spiel zuhört. In der Luft schwebt, humanistischen Einfluß verratend, ein Band mit den Worten: „Ingenium vires superat".

Eine andere Marke Peter Schöffers d. J. ist in formaler Hinsicht viel unvollkommener, bringt aber inhaltlich eine Erweiterung zu dem Thema des Schäfers.[5]) Ihr Vorwurf bildet die Erzählung von der Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten. Sie zeigt, wie der Engel den erstaunten Schäfern die frohe Botschaft bringt. Durch die Umschrift: „Gloria in excelsis deo, hominibus bona voluntas" weist der Drucker noch besonders auf diese Beziehung hin. Zum leßten Mal findet sich das Motiv des Schäfers bei Ivo, dem Sohne Peters, der es in neuen Variationen, meist in eine Kartusche gestellt, verwendet[6]) (s. Abb. 49).

---

[1]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 51, No. 181—183.

[2]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 30, No. 95 ff.

[3]) Allerdings auch mit einigen Abweichungen: bei Johann Schöffer kommen zwei Sterne mit einer Rose, bei Peter Schöffer d. J. drei Rosen im Schilde vor.

[1]) Vergl. Mainzer Büchermarken, Tafel 2, No. 3.

[2]) Vergl. Mainzer Büchermarken, Tafel 2, 3, 4, 5.

[3]) Vergl. F. W. E. Roth; Die Mainzer Buchdruckerfamilie Schöffer während des 16. Jahrhunderts. (Beiheft z. Ztrbl. f. Bibliothekwesen, Leipzig 1892) und Roth: Die Buchdruckereien zu Worms a. Rh. im 16. Jahrh. und ihre Erzeugnisse. Worms 1892.

[4]) Vergl. Mainzer Büchermarken, Tafel 7, No. 19.

[5]) Vergl. Mainzer Büchermarken, Tafel 7, No. 17. Seit 1521 in Wormser und Straßburger Drucken vorkommend.

[6]) Vergl. Mainzer Büchermarken, Tafel 6, No. 11 u. 12.



Abb. 48.



Abb. 49.

Zu den schönsten aller Signete, deren Inhalt durch den Namen des Druckers bestimmt ist, gehören die Marken des Züricher Druckers Christoph Froschauer, der seinen Namen von „Frosch“ und „auf“ ableitete. Das älteste Zeichen (von 1520) zeigt einen dicken, nackten, aber behelmten Knaben, der auf einem großen, gezäumten Frosch reitet, in der Rechten eine Fahne mit den Initialen des Druckers trägt und mit der Linken die Zügel seines Reittieres hält. Das Ganze ist in eine architektonische Einfassung gestellt.[1]) Recht unbeholfen und unkindlich wirkt die gedrungene Gestalt des Knaben im Vergleich zu der, die auf dem Signet von 1526 vorkommt[2]) (s. Abb. 50). Wie fein ist da der Körper des Kindes durchgebildet! In der etwas nach vorn gebeugten Haltung des Oberkörpers und dem ängstlich halb rückwärts gewendeten Kopfe, in den gespreizten Fingern des dicken, kleinen Händchens, das sich krampfhaft an den Hals des Frosches klammert, kommt deutlich das ganze Mißbehagen des kleinen Reiters zum Ausdruck. Nicht nur der Knabe ist auf diesem Signet besonders gut durchgeführt, sondern auch sämtliche Details: die Frösche, die um ihn herumspielen, der Weidenbaum, an dem ein Frosch emporklettert, der See mit einem Segelboot und die Ortschaften am Fuße der Berge im Hintergrund sind in Zeichnung und Schnitt gleich vollkommen ausgeführt. Noch sorgfältiger und feiner gestaltet aber erscheint eine andere Marke (s. Abb. 36), die einen großen Weidenbaum zeigt, um dessen Fuß lustig mehrere Frösche spielen, während an seinem Stamm andere emporklettern. Um den Baum windet sich ein Band mit dem Namen und der Stadt des Druckers. Im Hintergrunde ist ein kleines Dorf mit Bäumen, Gärten, Wiesen und Bergen überaus duftig und zart hingestellt. Lieblich und sonnig-heiter wirkt das Bild.[1]) Eine Meisterhand muß hier am Werke gewesen sein. Das läßt auch die sorgfältige Ausführung der mit zarten Renaissanceornamenten



Abb. 50.

[1]) Vergl. Zürcher Büchermarken, Seite 9, No. 1.
[2]) Vergl. Zürcher Büchermarken, Seite 13, No. 6.

[1]) Vergl. Zürcher Büchermarken, Seite 13, No. 5.

gefüllten Zierleiste erkennen. Jeder, auch der kleinste Strich ist von Bedeutung für das Ganze und voll Liebe und Hingabe gezogen. Hans Holbein d. J. ist als Zeichner dieser beiden Signete bekannt. Da dem Künstler ein ebenbürtiger Formschneider — Lüzelburger — zur Seite stand, konnte wirklich Vollkommenes geleistet werden. Deshalb übertreffen diese Marken alle übrigen der gleichen Zeit. Nirgends sonst findet sich eine solche Einheit zwischen Zeichnung und Schnitt, stimmen Inhalt und Form so harmonisch zusammen, lebt der Geist der Renaissance so unmittelbar und doch auch so unauffällig in einem Signet.[1])

Alle zeitlich folgenden Marken, die Anspielungen auf den Namen des Druckers enthalten, können, wenn man von denen Froschauers kommt, nicht recht befriedigen; und doch finden sich unter ihnen viele, die wirklich gut in Zeichnung und Schnitt sind, und

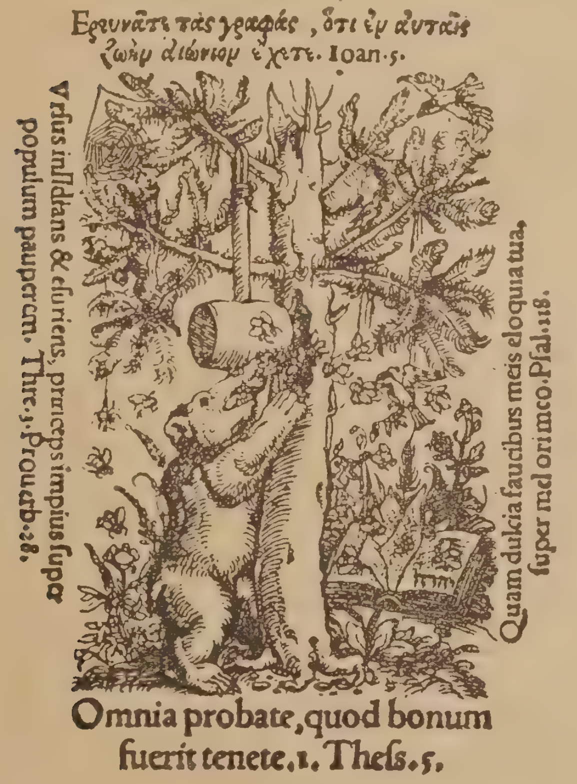


Abb. 51.

denen man künstlerisches Empfinden nicht absprechen kann. Es sei zuerst auf die Signete von Matthias und Samuel Apiarius, Straßburg, Basel und Bern, hingewiesen.[1]) Sie bringen einen Bären, der aus einem hohlen Baumstamm Honig nascht in Anlehnung an den Namen Biener (= Apiarius).[2]) Auf einigen Marken steht er am Boden (s. Abb. 51), auf anderen klettert er am Stamme empor. Überall hängt bei der Höhlung ein schwerer Block, der ihn, wenn er nascht, treffen, betäuben oder töten soll. Auf manchen Marken liegt am Boden ein aufgeschlagenes Buch, das an den hebräischen Buchstaben als Bibel zu erkennen ist. Seine Lettern sind wie Waben gebildet, Bienen sitzen auf ihnen und saugen den Honig ein, genauso wie die Menschen die köstliche Speise der Heiligen Schrift, die noch süßer als Honig ist, in sich aufnehmen sollen: „Quam dulcia faucibus meis eloquia tua, super mel ori meo" (Psalm 118, eigentlich 119, 103). Zur weiteren Erläuterung des Bildes werden noch folgende Sprüche hinzugefügt: „Vrsus insidians et esuriens princeps impius super populem pauperem" (Thre 3. Prouerb 28, 15), und „Omnia probate, quod bonum fuerit tenete" (1. Thess. 5, 21) und griechisch „*Ερευνᾶτε τὰς γραφάς, ὅτι ἐν αὐταῖς ζωὴν αἰώνιον ἔχετε.*" (Joh. 5,39).

Ob Holbein, wie Woltmann angibt,[3]) dieses Signet gezeichnet hat, vermag ich nicht zu entscheiden.[4]) Jedenfalls ist das Bild mit Liebe und Sorgfalt gemacht und auch der Schnitt ist gut ausgeführt. Es ist dem Künstler gelungen, ein lebendiges, anschauliches Bild zu geben. Ein Sinn für Kleinigkeiten ist bei ihm unverkennbar.[5]) Allerlei Blumen wachsen um das Buch herum, Vögel fliegen zwischen den Zweigen des Baumes und eine Spinne hat ihr Netz zwischen den Ästen ausgebreitet. Wunderlich genug sieht auch der morsche Baumstamm mit seinen knorrigen Zweigen aus. Der Bär selbst konnte garnicht besser in seiner täppischen Unbeholfenheit dargestellt werden. Etwas von Märchenzauber lebt in diesem Bild. In keinem

---

[1]) Vergl. Salomon Vögelin: Christoph Froschauer, erster berühmter Buchdrucker in Zürich, nach seinem Leben und Wirken. Zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, Zürch 1840. — Der Häuserkomplex, den Froschauer 1551 erwarb, trägt noch heute den Namen Froschau. Bis 1860 befand sich dort eine Brunnensäule, die dem Motiv des Signets nachgebildet war, — ein Beispiel dafür, wie selbst eine Druckermarke anregend auf die plastische Kunst wirkte (Vergl. Zürcher Büchermarken, Seite 23.)

[1]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 24, No. 1, 2. Basler Büchermarken, Seite 75, No. 118 ff.

[2]) Biener ist einer, der nach den Bienen hascht. Vergl. Roth, Ztrbl. f. Bibliothekwesen 1892, S. 159. — Der Name vielleicht auch in Beziehung zu dem Wahrzeichen Berns.

[3]) Holbein und seine Zeit. 2. Aufl. Leipzig 1874. 1. Bd. Seite 20, 1 ff und 2. Bd., No. 244 u. 245.

[4]) Wichmann-Kadow gibt in Naumanns Arch. f. zeichnende Künste I (Seite 54, No. 8) an, daß es von Jacob Kerver in Holbeins Manier gezeichnet sei.

[5]) Wenigstens bei der Marke No. 119 der Basler Büchermarken (vom Jahre 1539), s. Abb. 51.

Signet ausländischer Drucker und Verleger ist ein so tiefes Versenken in einen derartigen Stoff zu finden. Nur in Deutschland ist der Sinn für Poesie so stark, daß er sich selbst in einem Druckerzeichen zeigen kann.[1]

Was für Vorstellungen dieses Signet, das durch seinen Stoff allen Volkskreisen verständlich war, hervorrief, ist aus einem Gedicht zu sehen, das sich im Agendtbuch, Basel 1569, findet:[2]

„O du grusamer bär, — wie bist mir Binli so gefähr.
Zerreißen mir min näst und hausz
Also das ich musz fliehen drausz:
Mich, sampt minen Jungen thunds verjagen
Das ich schier möchte gar verzagen.
Darumb, o Gott, sich du darin
Und laß mich dir befolhen sin."

Nicht nur auf den Familiennamen, auch auf den Vornamen wird in Signeten angespielt, z. B. bei Crafft Müller in Straßburg (seit 1538).[3] Er bringt in verschiedener Größe einen mächtigen Löwen, der eine Säule auf seiner Schulter trägt und einen Schild hält, auf dem Simson mit der Keule abgebildet ist (s. Abb. 52). Verstärkt wird dieses Symbol für Kraft und Stärke noch durch die Worte: „Hostibus haud tergo, sed forti pectore notus". Nicolaus und Eusebius Episcopus in Basel[4] wollen mit dem Bischofsstab sicher auf ihren Namen hinweisen (s. Abb. 53). Sie fügen ihm noch andere symbolische Beziehungen enthaltende Zeichen hinzu, wie die aus Wolken hervorragende Hand Gottes — ein sehr beliebtes Motiv im 16. Jahrh.[5] — und den auf Posten stehenden Kranich, der, um nicht einzuschlafen, einen Stein in der Klaue hält.[6] — In einigen Basler Drucken kommt ein äußerst fein gezeichnetes Signet vor, mit Laubbäumen und zierlichem Blattwerk, mit Vögeln in den Zweigen und spielenden Hasen am Boden und mit einem Manne, der sich vom höchsten Baumgipfel einen Kranz herunterlangt. Es wird von Delalain Johannes Sylvius und von Silvestre François Forrest zugeschrieben.[7] Wem es auch gehören mag, bei beiden würde es sich um eine Versinnbildlichung ihres Namens „Wald" handeln. — Den Abschluß dieser Gruppe mögen die Marken von Johannes Wolff in Zürich[1] bilden, die schon in das 17. Jahrh. überleiten. Der Wolf unter den Schafen soll nicht nur eine Anspielung auf den Namen sein, sondern gleichzeitig von der religiösen Überzeugung des Druckers Zeugnis ablegen. „Christus pacificator noster" ist sein Wahlspruch in Anlehnung an die Worte Jes. 2, 4. Wie

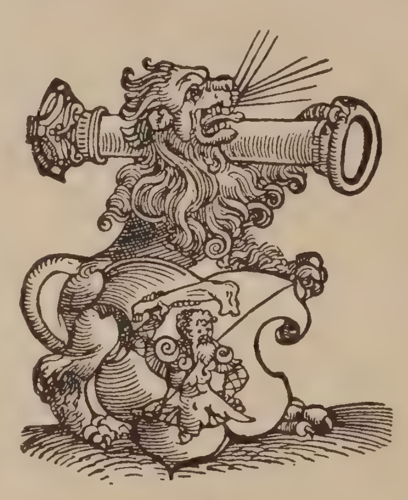


Abb. 52.

Christus es fertig bringt, daß Wolf und Schafe friedlich nebeneinander liegen, so erreicht er allein, daß kein Volk wider das andere ein Schwert aufhebt" und „daß sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen".[2]



Abb. 53.

[1] Bei einer Vergleichung der deutschen Marken mit denen anderer Länder müßte auf die verschiedene Art der Behandlung von gleichen Themen besonderer Wert gelegt werden.

[2] Vergl. Christian Bernoulli: Einleitung zu den Basler Büchermarken, Seite 29.

[3] Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 26, 27, 28.

[4] Vergl. Basler Büchermarken, Seite 97 und 99.

[5] z. B. bei Froben, Johann Lufft, Johann Petreius.

[6] Vergl. Aelian de nat. animal. Lib. 3, cap. 13.

[7] Vergl. Basler Büchermarken, Seite 107, No. 215.

[1] Vergl. Zürcher Büchermarken, Seite 33, No. 24, 25.

[2] Bei ihm taucht auf einem Signet von 1603 die Weide Froschauers wieder auf, ein weiteres Beispiel für die Übernahme von Signetteilen (Zürcher Büchermarken, Seite 37, No. 28.) — Anspielungen auf den Namen des Druckers finden sich auch bei französischen, englischen und italienischen Marken.

Wie der Name, gab auch die Straße, das Haus oder der Ort des Geschäftssitzes die Anregung zu einem Druckerzeichen. Vor allem die Kölner Drucker spielen darauf an. In der Inkunabelzeit waren als Beispiele schon Bungart von Kettwigs und Zells Marken zu nennen. Jetzt ist an erster Stelle der Verleger Arnold Birckmann anzuführen. Sein Signet der fetten Henne (s. Abb. 54) gab erst seinem Haus und dann der Straße hinter dem Domkloster (platea retro claustrum majoris ecclesiae),[1] in der er wohnte, den Namen „in pingui gallina". Noch heute trägt die Straße, in der später fast alle Buchhändler und Drucker ihren Sitz hatten, den Namen „Unter Fettenhennen". Nur selten verwendet Birckmann die Birke allein als „Betula Birck" in Anlehnung an seinen Namen.[2] Meist steht unter dem Baum eine Henne, allein oder von Küchlein umgeben oder ihre Kleinen unter den Flügeln verbergend.[3] Bisweilen schlingt sich auch um den Baum ein Band mit den Worten: „Vtilia semper nova saepius profero". Diese fette Henne und der Spruch sind wirklich gute Symbole für den großen, immer zunehmenden Verlag Birckmanns, der durch seine Beziehungen zum Ausland ein einträgliches Geschäft für den Besitzer war.

Im Haus zum Einhorn hatte Johann Gymnicus I. seine Offizin. Deshalb bringt er (seit 1529) ein aufspringendes Einhorn in seinem zierlichen Schild.[4] Das Haus zum Greifen kaufte 1610 Anton Hierat an, darum erscheint bei ihm der Greif in der Marke.[5] 1613 druckte Johann Crithius im „Hahn vor St. Paulus", so finden wir bei ihm den Hahn als Signet.[6] Im allgemeinen gebraucht man in Deutschland das Zeichen des Hauses oder Firmenschildes selten als Signet, während es in Frankreich sehr oft vorkommt. Daß wir diese Sitte besonders in Köln finden, ist vielleicht auf die Nähe Frankreichs und den regen

[1]) Vergl. Merlo a. a. O.

[2]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 17, No. 59, 60.

[3]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 14—19. Delalain will darin eine Anspielung auf Matth. 23, 37 und Luk. 13, 34 sehen. Ich glaube, daß das nicht der Fall ist.

[4]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 99, No. 92 u. 93. Das Einhorn ist auch ein christliches Symbol (in Anlehnung an Luk. 1, 69). Als solches kommt es wohl als Wasserzeichen vor (Vergl. Briquet No. 9922 ff.). Vergl. auch die Signete der Druckerei zum Einhorn in Delfft, 1487—94 (J. W. Holtrop: Monuments Typographiques des Pays-Bas au 15e Siècle. 1868).

[5]) Vergl. Kölner Büchermarken, Seite XXVI.

[6]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 61, No. 224.

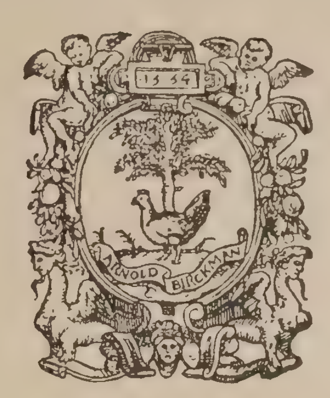


Abb. 54.

buchhändlerischen Austausch, der zwischen Köln und beispielsweise Paris bestand, zurückzuführen.[1])

Sehr hübsch ist auch die Anspielung auf das Haus seiner Werkstätte „Zum Tiergarten" bei Johann Prüss und seinem Schwiegersohn Reinhard Beck in Straßburg.[2]) Der untere Teil des Signets stellt einen umzäunten Tiergarten dar, dessen Türe von zwei Affen oder Hirschen bewacht wird.

Die Rücksichtnahme auf den Druckort führte zum Gebrauch von Stadtwappen, die schon erwähnt wurden.

Manche Signete sind nur zu erklären, wenn man die Familienverhältnisse ihrer Eigentümer kennt und die geschäftlichen Beziehungen, die zwischen einzelnen Druckern oder Verlegern bestanden. Vor allem ist das bei den Gesellschaftsmarken der Fall. Hier sei außer den Genannten noch die gemeinsame Marke von Hierat und Johann Gymnicus IV. erwähnt, in welcher besonders deutlich die innige Verbindung dieser beiden Männer zum Ausdruck kommt, die nicht nur aus geschäftlichen Rücksichten, sondern auch in ihrem Privatleben eng befreundet waren. Ihr Zeichen ist die Concordia,[3]) die mit der Linken ein großes Herz trägt und in ihrer Rechten eine Fahne hält, auf der zwei verschlungene Hände ein Herz fassen. Greif und Einhorn umgeben das Kölner Wappen, und das Ganze hat den Bekenntnisspruch der beiden Buchhändler als Umschrift: „Firmum concordia vallum".

Im 16. Jahrh. geht die Marke an einen neuen Inhaber über, wenn das Geschäft den Besitzer

[1]) Vergl. G. Roudolph a. a. O. Er gibt an, wie eine Firma ihr Signet so oft wechselt, wie sie umzieht, und immer das Signet nach dem Haus benennt, in dem sie ihre Werkstätte auftut.

[2]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 8, No. 2 u. 3, Tafel 14, No. 1, Tafel 15, No. 2.

[3]) Vergl. Merlo a. a. O., Seite 25.

wechselt, was meist bei Verheiratungen der Fall ist. Findet man also in einer Stadt die gleiche Marke bei verschiedenen Besitzern, die zeitlich einander folgen, so kann man ohne weiteres auf verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den einzelnen Eigentümern schließen. Als Verlegerzeichen hat die Marke eigentlich nur zu dem Besitzer wirklich innere Beziehungen, der sie zum ersten Mal gebraucht. Mit dem Übergang der Offizin in andere, oft auch fremde Hände geht ihr persönlicher Charakter verloren. Die Marke wird zum reinen Firmenzeichen. Das Signet des Basler Druckers Johann Bebel z. B., die Palma Bebeliana,[1] mit und ohne Renaissanceschild, wird als Palma Ising, von seinem Schwiegersohn Michael Isengrin weiter geführt,[2] und in wenig veränderter Form tritt sie bei Thomas Guarin auf, der eine Tochter Isengrins zur Frau hatte und dessen Druckerei weiterführte.[3]

Zusammenfassend wäre über das allen diesen „Redenden Signeten" Gemeinsame zu sagen: Aus ihren Bildern spricht Frische und Lebendigkeit, heiter und freundlich sind sie gestaltet. Durch die gefällige Form wie durch den ansprechenden, einfachen Inhalt, der sich leicht dem Gedächtnis einprägt, mußten sie auf die weitesten Kreise ihre Wirkung ausüben. Damit hatten sie ihren Zweck erfüllt; mit dem Bild verband sich auch die Vorstellung vom Verleger oder Drucker des Buches. Eine Gefahr besteht allerdings bei allen Marken dieser Art, daß die Rücksicht auf den Käufer bestimmend für die Wahl des Signetmotivs wird, daß man die volkstümliche Wirkung einer künstlerischen vorzieht. Vom Volkstümlichen zum Trivialen ist dann nur noch ein Schritt. In der ersten Hälfte des 16. Jahrh. verhüten die Renaissance und ihre Meister solche Ausartungen, aber schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. kommen sie vor,[4] und im 19. Jahrh. gibt es genug Marken,[5] deren Inhalt eine Konzession an das Publikum bedeutet.

[1] Vergl. Basler Büchermarken, Seite 73, 113—116.
[2] „ „ „ „ 85 und 86.
[3] „ „ „ „ 103.
[4] Ganz unkünstlerisch sind die Signete von Peter Schmid, Frankfurt 1576 (Frankfurter Bückermarken, Tafel 70, No. 127, 128), von Jakob Berwaldt, Leipzig 1556 (Weiss. Slg. No. 426), von Kilian Hahn, Frankfurt 1575 (Frankfurter Büchermarken, Tafel 66, No. 113), von Johann Spieß, Frankfurt 1586 (Frankfurter Büchermarken, Tafel 72, No. 135 und 136).
[5] Vergl. das Signet von H. Conitzers Verlag, Berlin (Heichen No. 58) und das der Heinsiusschen Buchhdlg., Bremen (Heichen No. 275).

b) Signete, die innere Beziehungen zum Drucker oder Verleger ausdrücken.

Durch ihren Inhalt wertvoller als die „Redenden Signete" sind die Marken, bei denen innere Beziehungen zu ihrem Inhaber zum Ausdruck gebracht werden. Denn sie gewähren oft einen Einblick in den Charakter des betreffenden Druckers oder Verlegers und lassen seine Persönlichkeit ahnen. Sie zeigen außerdem, wie verwachsen er mit seiner ganzen Zeit ist, und wie er zu den verschiedenen Strömungen des Jahrhunderts Stellung nimmt. Es sind die Signete, in denen der Geist von Humanismus und Reformation am lebendigsten spricht.

Manche der eben genannten Marken sind hier noch einmal zu nennen, da sie gleichzeitig über ihren Besitzer Aufschluß geben. Ein Mann wie Froschauer, der sich einen Holbein zum Entwurf seines Druckerzeichens heranzog, mußte einen ausgesprochenen Sinn für Kunst haben, und zwar für die neue Renaissancekunst. Er mußte erkannt haben, daß nur die Zusammenarbeit von Drucker und Illustrator wirklich künstlerische Werke hervorbringen kann. Gewiß, nicht alle Drucker und Verleger hatten es so gut wie die Schweizer, bei denen der Größte auf dem Gebiet der Buchornamentik des 16. Jahrh., eben Holbein d. J., wenigstens für Jahre, weilte. Aber umgekehrt, auch nicht alle Drucker und Verleger hatten ein gleiches Verständnis wie die Schweizer für die Bedeutung der Mitarbeit eines wirklichen Künstlers, und nicht überall war eine so günstige Verbindung zwischen Drucker, Verleger und Künstler gegeben wie in Basel, wo humanistische Gelehrte die Vermittlung übernahmen.[1] Daran liegt es, wenn wir in dieser Stadt einen großen Reichtum an hervorragenden Buchillustrationen haben und wenn sich hier die Signete durch eine ganz besondere formale und inhaltliche Höhe auszeichnen.

Was von Froschauer gilt, ist ebenso von dem Basler Drucker Bebel zu sagen, dessen feine, sorgfältige Zeichnung der Palma ebenfalls von Holbein stammt. In der frühesten Form des Signets (1526) liegt in den Palmenzweigen ein Mann (s. Abb. 55), der sich mit Händen und Füßen gegen einen schweren Preßtiegel stemmt, welcher die Inschrift

[1] Vergl. Salomon Vögelin: Wer hat Holbein die Kenntnis des klassischen Altertums vermittelt? (Repert. für Kunstwissenschaft X, 1887) und K. Zoege von Manteuffel: Hans Holbein, der Zeichner für Holzschnitt und Kunstgewerbe. München 1920.

trägt: „Verdruck Mich Armen Nit".[1]) Nirgends hat man das hübsche Bild zu erklären versucht. Vielleicht ist es so möglich: durch den Druck von Büchern aller Art wird der Drucker berühmt; er wird von der Palme, dem Symbol des Ruhmes und der Fruchtbarkeit, emporgetragen. Aber er kann der Nachfrage nach Druckwerken kaum genügen, Nachdruck und Konkurrenz machen ihm den Platz an erster Stelle streitig. So wird das Drucken, das die Ursache seines Ruhmes ist, gleichzeitig zur Ursache von lastender Sorge: „Verdruck Mich Armen Nit!"[2])

Sind bei der Marke Bebels innere Beziehungen zur Person des Druckers anzunehmen, so sind solche deutlich in den Signeten Johann Frobens zu erkennen, die größtenteils von Ambrosius Holbein stammen.[3]) Frobens Zeichen ist seit 1515 ein Friedens- oder Merkurstab (s. Abb. 8), von zwei — meist gekrönten — Schlangen umwunden, auf dessen Spitze eine Taube sitzt und dessen Ende von zwei Händen gehalten wird, oft mit griechischen, hebräischen und lateinischen Sprüchen in Anlehnung an Matth. 10, 16 umgeben: „Prudens simplicitas amorque recti", und „*Γίνεσθε φρόνιμοι ὡς οἱ ὄφεις. ἀκέραιοι ὡς αἱ περιστεραί*".[4])

Die Klugheit ist in der Tat eine Eigenschaft Frobens, die sich in seinem ganzen Leben zeigt. Sein Haus war der Sammelpunkt der geistigen Vertreter Basels, unter denen er selber als Gleichberechtigter stand. Mit Erasmus war er eng befreundet. Er liebte die Wissenschaft; mit Recht nennt man ihn den wissenschaftlichsten Verleger des 16. Jahrh. Nie aber benutzte er seine Klugheit dazu, andere zu schädigen. Er war nie auf seinen Vorteil bedacht,[1]) sondern immer für die Allgemeinheit schaffend. Er war klug und ohne Falsch, aber er besaß auch nichts von dem Draufgängertum mancher seiner Kollegen (z. B. Adam Petri). Wie Erasmus hielt er sich von einer öffentlichen Stellungnahme zur Reformation zurück, wie er zog er die gelehrte Strömung seiner Zeit der volkstümlichen vor: so druckt er fast nur lateinische Werke und bringt seinen Wahlspruch nur in der Sprache der Humanisten.

Deutlich kann man sich ein Bild von der Person des Druckers machen, wenn er als Signet sein eigenes Porträt bringt. Im allgemeinen kommen Porträtsignete selten vor. In der Inkunabelzeit sind die ersten zu finden, nicht in Deutschland, aber bei deutschen Druckern. Johann und Conrad von Westfalen,[2]) die seit den 70er Jahren in Löwen druckten, bringen auf vielen ihrer Werke ihr eigenes

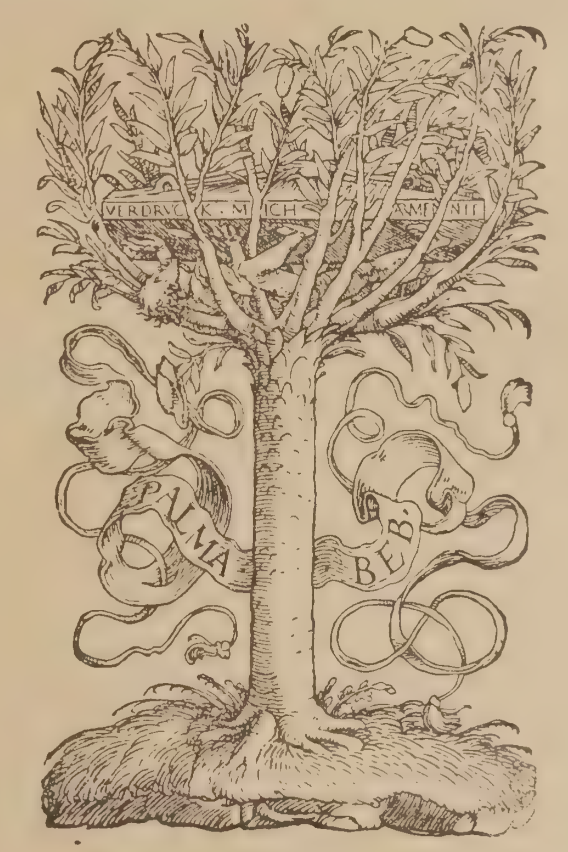


Abb. 55.

[1]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 73, No. 113.

[2]) Offenbar eine Nachahmung des Bebelschen Zeichens liegt bei der Marke von Antoine Bonnemère, Paris 1507—44, vor, der nicht erkannt hat, daß ein Preßtiegel den Mann erdrückt und deshalb eine einfache Platte anbringt. (Vergl. Silvestre No. 1130). — Vergl. die Palma Bebeliana heute bei T. Fisher, Union, London (nach Roberts a. a. O.).

[3]) Vergl. die launige Anspielung auf das Druckerzeichen Frobens bei Johann Fischart in „Aller Practik Großmutter", 1574: „Die Glückruth dess Mercurii Heroldsstab, im Weberschlangenknopff. Ach du armes Deublein daurst mich, daß du also einfeltig zwischen zwo verwickleten leidigen Natern auff der Nadelspitz mußt sitzen, die beyde die Zung auff dich spitzen, das heißet Herodes vnd Pilatus Freundschafft, wann die Reichen vber den Armen mit dem Judasspisslein eins werden." (Vergl. Wilhelm Wackernagel: Joh. Fischart von Straßburg und Basels Anteil an ihm. Basel 1870.)

[4]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 23—43.

[1]) Vergl. J. Stockmeyer und B. Reber: Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte, Basel 1840, Seite 91: „Ita factum est, ut rem literariam magis auxerit quam familiarem, suisque haeredibus plus honestae famae reliquerit quam pecuniae," sagt Erasmus von ihm.

[2]) Vergl. J. W. Holtrop a. a. O.

Bild in sorgfältigem, sauber ausgeführtem Schnitt[1] (s. Abb. 56 u. 57). Später führt Heinrich Vogtherr d. Ä., Straßburg 1538, sein Porträt als Signet. Wie die Legende sagt, ist er auf dem Bild „seins alters" 47 Jahr, ein bärtiger Mann mit tiefen Falten über der Stirn, der finster und verschlossen dreinsieht (s. Abb. 58). Da Vogtherr „moler" war, wird er wohl die Marke selber gemacht haben. Die Technik und die ganze Art der Auffassung sprechen dafür, daß er von Lukas Cranach gelernt hat; man erkennt in seinem Bild den Typus des Junker Jörg. Der Spruch „Audentes Fortuna Iuuat" läßt auf einen wagemutigen, energischen Mann schließen.

Der Charakter des eigenen Berufs wie der Inhalt der Werke werden in dem Signet des Straßburger Mathematikers und Kalendermachers Eberhard Welper, der seine Schriften von 1630 ab bis zu seinem Tode (1664)[2] selber druckte, angedeutet. Der Globus mit dem Winkelmaß und einem anderen mathematischen (?) Instrument ist sein bezeichnendes Symbol. Auch die Marke Johann Ballhorns von 1531,[3] des berühmten und berüchtigten Lübecker Druckers (s. Abb. 59), deutet auf den Charakter seiner Schriften und spielt gleichzeitig mit Ball und Horn auf seinen Namen an. Selbst den Kindern, für die hauptsächlich seine Elementar- und ABC-Bücher bestimmt waren, wird das Zeichen aufgefallen sein.

Haben wir bis jetzt einzelne Eigenschaften der Drucker oder Verleger aus den Signeten zu erkennen vermocht, so fragt sich nun, ob in anderen Marken noch weitere Beziehungen zu erkennen sind. Wir befinden uns in dem Zeitalter, in dem zum ersten Mal an den Grundvesten der mittelalterlichen Kirche gerüttelt wird, in dem jeder für oder gegen die Lehre Luthers Stellung nehmen mußte. Spiegelt sich vielleicht auch in dem Drucker- und Verlegerzeichen das Jahrhundert der Reformation?

Daß die Zahl der Signetbilder mit religiösem Inhalt auffallend groß im 16. Jahrh. ist, hängt zum Teil mit dem überaus starken Interesse dieser Zeit für religiöse und kirchliche Fragen zusammen. Zum Teil ist es auch auf die Beeinflussung durch die religiös-symbolischen Wasserzeichen des Mittel-



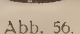


Abb. 56.



Abb. 57.

alters zurückzuführen. War schon diese Gruppe der Wasserzeichen besonders groß, wieviel größer muß nun die gleiche Gruppe der Signete sein! Denn sie übernimmt nicht nur alte christliche Symbole, sondern bekommt auch Marken mit einem neuen, durch die Zeit beeinflußten Gedankeninhalt.



Audentes Fortuna Iuuat.

Abb. 58.

Von diesen altchristlichen Symbolen, die das ganze Mittelalter hindurch beliebt waren, kommt auf den Signeten des 16. Jahrh. besonders häufig der Pelikan vor, der seine Jungen mit seinem Blute nährt als Gleichnis für Christus, der durch sein Blut und seine aufopfernde Liebe die Menschen vom Tode erlöste (s. Abb. 60). Dieses Symbol führen z. B.



Abb. 59.

[1]) Vergl. meinen Aufsatz „Alte Portätssignete" in „Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum", Jahrg. 1921, Heft 11/12.

[2]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 52, No. 1.

[3]) Vergl. Arthur Kopp: Johann Ballhorn, Druckerei zu Lübeck 1528—1603. Lübeck 1906.

Johann Quentel, Köln 1576,[1]) Conrad Scher, Straßburg 1603,[2]) und die akademische Druckerei in Dillingen.[3]) Den Hahn (Sinnbild des Lichtes) als „rerum vigilantia custos“ hat Johann Crithius, Köln 1613, als Signet.[4]) Den Anker als Sinnbild der Hoffnung (nach Hebr. 16, 19), der Standhaftigkeit und Geduld, finden wir bei Wilhelm Selß, Hagenau 1528,[5]) die Schlange am Kreuz, als Symbol der Erlösung bei Melchior Lotter d. J., Wittenberg 1521[6]) (s. Abb. 61), Arnold Mylius, Köln 1595,[7]) und Gottfried von Kempen, Köln 1583.[8])

Ohne die Reformation, ohne Luthers Bibelübersetzung ist der größte Teil der religiösen Signete des 16. Jahrh. nicht denkbar. Jetzt, wo jedem die Möglichkeit gegeben war, selber in der Heiligen Schrift zu lesen und zu forschen, steigerte sich das Interesse für ihre Wahrheiten und Geschichten ganz von selbst. Wieviel Anregung gaben der Phantasie gerade die verschiedenen Erzählungen des Alten und Neuen Testaments! Nicht nur in Bildern finden wir den künstlerischen Niederschlag dieser Vertiefung in biblische Stoffe, sondern auch in Büchermarken, die man dem Thema zuliebe zu kleinen Bildern macht. Da kommen z. B. die Kundschafter Josua und Kaleb mit der Weintraube (4. Mos. 13)[9]) vor und Moses, wie der Herr ihm im feurigen Busch erscheint (2. Mos. 5).[10]) Oft wird die Opferung Isaaks durch Abraham wiedergegeben (1. Mos. 22),[11]) um auf das Sichbeugen unter Gottes Willen hinzudeuten. Auch die Salbung Davids durch Samuel ist be-



Abb. 60.

liebt (1. Sam. 16).[1]) Endlich kommt Noahs Dankopfer (1. Mos. 8) vor mit dem Spruch: „Adhuc coelum voluitur. Nunc pluit et claro nunc Jupiter aethere fulget“.[2]) Wie Moses die Kinder Israel trocken durch das Rote Meer führt (2. Mos. 14), wird sehr lebendig und naiv bei den Erben A. Kelners, Stettin 1596, dargestellt.[3]) Moses geht mit Hörnern am Kopf (Anspielung auf 2. Mos. 34, 29) mit seinem Stab durch das Meer (s. Abb. 62) und teilt es so, daß die Kinder Israel ihm auf dem Trocknen



Abb. 61.



[1]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 46, No. 155.

[2]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 52, No. 2. In Frankreich z. B. bei Geoffroy De Marnef (Silv. 152—54).

[3]) Museum für Buch und Schrift, Kolophon-Slg.

[4]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 61, No. 224 und Mainzer Büchermarken, Tafel 13, No. 32.

[5]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 71, No. 1.

[6]) Weiss. Slg. No. 429.

[7]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 19, No. 72.

[8]) „ „ „ „ 43, No. 145.

[9]) Bei Hans Weinreich, Königsberg 1525. (Vergl. Paul Schwenke: Hans Weinreich und die Anfänge des Buchdruckes in Königsberg. Königsberg/Pr. 1896), und bei Thiebold Berger, 1551 (Els. Büchermarken, Tafel 36, No. 1).

[10]) Bei Nicolaus Waldt, Straßburg 1587 (Elsäßische Büchermarken, Tafel 44, No. 1).

[11]) Bei Christian Egenolff, Frankfurt 1530 (Frankfurter Büchermarken, Tafel 28, No. 12), und bei Haeredes A. Birckmann, Köln 1555 (Kölner Büchermarken, Tafel 16, No. 55 und 56 und Tafel 17, No. 58 und 61).

[1]) Bei Johann Crato, Wittenberg 1557 (Weiss. Slg. 429). Nach Butsch (Seite 51) trägt das Signet Stimmerschen Charakter. Bei Laurentius Säuberlich, Wittenberg 1602 (Weiss. Slg. 429) und bei Samuel Selfisch, Wittenberg (nach Kapp Seite 827).

[2]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 60, No. 91 und Tafel 61, No. 92.

[3]) Weiss. Slg. No. 429. Schon in einer Zierinitiale von Christoph Froschauer, 1528, kommt im Buchstaben D dasselbe Thema vor. (Vergl. Butsch, 1. Bd. Tafel 66.)

folgen können. Wolken und Feuersäule aber stehen zwischen den Ägyptern und dem Volk Israel. Pharao mit der Krone auf dem Haupt sitzt in seinem Wagen, ein Reiter mit einer Fahne (der Halbmond darauf vielleicht eine Anspielung auf die Türkengefahr?) eilt heran, und viele Menschen heben hilfeflehend ihre Hände aus den Wellen empor. Damals war „In tempore opportuno deus adiutor", auch heute glaubt der Drucker, die Umschrift beweist es, daran.

Den grünenden, blütentragenden Mandelstab Aarons (4. Mos. 17) mit dem Namen Jesu (in hebräischen Buchstaben) im Strahlenkranz und den Augen Gottes finden wir bei Simon Meyer, Straßburg 1591.[1] Er setzte, da er hauptsächlich für den Professor der orientalischen Literatur in Straßburg, Elias Schadaeus, druckte, dessen Initialen und Wahlspruch (in hebräischer und deutscher Sprache) hinzu: „Die Mandelruht mit ihrer Bluth, Gotts wortes geut, bedeuten thut. Jer. 1". — An Josua 24, 27, knüpft das Signet Steinmanns mit dem „Lapis testimonii" in Leipzig 1582 an.[2] — Die Marke Christian Egenolffs von 1530[3]) gibt eine besonders hübsche Illustration zu Genesis 3, 19: „In svdore voltus toi vesceris pane tuo". Eine Mutter sitzt mit einem Kind auf ihrem Schoß, während andere um sie herumspielen, neben ihrem Mann, der angestrengt mit der Axt Holz spaltet. Zur Ergänzung dieses kleinen Genrebildes wird der Spruch „Omnia vincit labor improbus" hinzugesetzt.

Verraten diese Signete schon eine große Kenntnis der Bibel, zeigen sie deutlich, wie man die Geschichten des Alten Testaments in Beziehung zu der eigenen Zeit und zum eigenen Beruf setzt, so fällt das noch mehr da auf, wo Stoffe aus dem Neuen Testament verwendet werden. Die Person Christi bildet für diese Signete den Mittelpunkt. Sie kann durch hebräische Buchstaben auf dem Spruchband oder durch JHS im Strahlenkranz angedeutet sei,[4]) noder sie wird durch das Symbol des Lammes mit der Siegesfahne (manchmal über die Schlange schreitend)[5]) vertreten oder wirklich bildlich dar-

[1]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 44, No. 1 u. 2.

[2]) Weiss. Slg. No. 426.

[3]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 28.

[4]) Bei Thomas Anshelm (Elsäßische Büchermarken, Tafel 52), vergl. dazu K. Steiff: Die ersten Buchdrucker in Tübingen, Seite 19. Bei Adolph Sartorius, Ingolstadt 1596 (Weiß. Slg. No. 424).

[5]) Bei Ulrich Morhart, Tübingen 1565, bei Georg Gruppenbach, Tübingen 1589 (vergl. Geßner II, Tab. 17 und K. Steiff, Seite 33.) Bei Hero Alopecius, Köln 1539 (Kölner Büchermarken, Tafel 39, No. 137 und 138), bei Jost Martin, Straßburg 1601 (Els. Büchermarken, Tafel 44, No. 1).

gestellt. So zeigt z. B. das Signet Johann Cratos in Wittenberg 1555,[1]) das einem Altarbild ähnelt, wie Gott, der König mit Krone und reichverziertem Gewand, den für die Menschheit gestorbenen Sohn mit Dornenkrone und Nägelmalen zu sich nimmt, ihn liebevoll auf seinen Schoß bettend.

Besonders beliebt ist als Signet das Bild der Auferstehung Christi. Bei Franciscus Behem, Mainz 1558,[2]) tritt der Auferstandene mit seinem rechten Fuß den Teufel, der vor seinem Sarkophag liegt, zu Boden: „Sine me nihil potestis facere" (Joh. 15). In zwei verschiedenen Darstellungen kommt das Auferstehungsmotiv bei der Offizin von Johann von Berg und Ulrich Neuber in Nürnberg als Signet vor.[3]) Christus erscheint in den Wolken, rechts von ihm kniet Moses mit den Gesetztafeln, links betet ein Heiliger. Auf der Erde liegen drei Menschen, an deren erschreckten Bewegungen und Gesichtern man erkennt, was für einen tiefen Eindruck das Wunder auf sie macht.



Abb. 62.

Zeigen diese Marken nur ganz allgemein die religiöse Gesinnung des Druckers oder Verlegers, so haben wir andere, die speziell seine Stellung zur Lehre Luthers wiedergeben. In Städten wie Straßburg, Basel und Wittenberg, in denen sich die Reformation schnell durchsetzte, betonen auch die Drucker und Verleger ihre Zugehörigkeit zur neuen Lehre, während in einer Hochburg des Katholizismus wie Köln, nur Signete allgemein religiöser Art vorkommen.

[1]) Weiß. Slg. No. 429. Das Signet ist offenbar ganz an einen Cranachschen Schnitt angelehnt.

[2]) Vergl. Mainzer Büchermarken, Tafel 12, No. 26.

[3]) Weiß. Slg. No. 427.

Das Signet, das am schönsten die freudige und mutige Überzeugung der Anhänger Luthers in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. wiedergibt, ist das von Wolfgang Köpfel, Straßburg 1524.[1]) In mannigfacher Ausführung und in wechselnder Umrahmung setzt er auf seine Bücher das Bild des Ecksteins (s. Abb. 35), in Anlehnung an Psalm 17, 18; 90, 91; 118, 22 und Matth. 21, 44. Diese Bibelsprüche, die er teils in den drei von den Humanisten bevorzugten Sprachen, teils im Lutherischen Deutsch wiedergibt, und das Bild des Ecksteins, der von zwei Schlangen angefaucht und umwunden wird (s. Abb. 63), sprechen von seinem Glauben an den Sieg des Evangeliums. Die Schlangen vermögen nichts gegen die Festigkeit des Steines, triumphierend sitzt auf ihren ineinandergewundenen Schwänzen der Geist Gottes in der Gestalt der Taube.[2]) Wie das Bild vom Eckstein anregend in den Schriften der Anhänger Luthers weiterwirkt, sehen wir z. B. bei Bucer, der ihn als Ausdruck der Erwählung oder Verwerfung Gottes verwendet.[3])



Abb. 63.

Die gleiche Festigkeit der Überzeugung spricht aus den Signeten Adam Petris und seiner Nachfolger in Basel. Feuer, das aus Wolken herabgeblasen wird, und ein Hammer, von einer Hand geführt, bearbeiten einen Felsen (Petri=Petra=Felsen), der mehrere Spalten und Risse zeigt (s. Abb. 64). Das Wort Gottes ist, wie die lateinische und griechische Umschrift nach Jer. 23, 29 sagt, „wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt".[4]) Deshalb konnte Petri garnicht schnell genug Luthers Bibelübersetzungen nachdrucken; der Fels, das ist hier die alte Lehre, sollte durch das reine unverfälschte Wort schnell zertrümmert werden.[1]) — Ganz im Sinne der Renaissance ist ein anderes Signet Petris von Holbein gestaltet.[2]) Auf einem mächtigen Löwen sitzt ein nacktes Knäblein, in der Linken an einer langen Stange eine Fahne mit „IHS" und „Ad. P." haltend und mit der Rechten die Zügel fassend. Als Löwenbezwinger wird hier Christus gedacht und



Abb. 64.

damit der feste Glaube angedeutet, daß Christus alle Feinde des Evangeliums besiegen wird. Von Säulen und einem Renaissancebogen ist das Ganze harmonisch abgeschlossen, ein zartes Rosenornament füllt den Hintergrund aus.

Das Signet des Hauptdruckers von Luthers Schriften, Johann Lufft, das er seit 1540 verwendet (s. Abb. 65), ähnelt dem Frobens:[3]) um ein Schwert (bei Froben ein Stab), von zwei Händen gehalten, sind zwei Schlangen gewunden, die ihre Köpfe einander zuwenden (bei Froben wenden sie sie von einander ab). Auf seiner Spitze steht ein Herz (bei Froben eine Taube). Wie schwer die Symbolik dieses Zeichens zu deuten ist, sagt schon 1727 Gustav Georg Zeltner. Trotzdem bemüht er sich, eine Erklärung zu geben, die, weil sie nicht schlecht ist, hier angeführt sei:[4]) „Was unser Lufft damit

---

[1]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 16, 17.

[2]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 17, No. 8a, Tafel 18, Tafel 19, No. 13.

[3]) Vergl. Lang: Der Evangelienkommentar Bucers, S. 187 und J. Ficker: Kreuzbüchlein von Graf Sigmund von Hohenlohe 1525. Straßburg 1913 (Quellen und Forschg. z. Kirchen- u. Kulturgesch. v. Els. und Lothringen I).

[4]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 51, No. 69 (von 1523).

[1]) In der Literatur wird vielfach auf die zweideutige Stellung Petris zum alten Glauben hingewiesen. Nur ein Anhänger Luthers konnte sich wohl so stark auf die Macht des Wortes Gottes berufen.

[2]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 51, No. 58 (von 1520).

[3]) Weiß. Slg. No. 429.

[4]) Vergl. G. G. Zeltner: Kurzgefaßte Historie der gedruckten Bibelversion und anderer Schriften D. Mart Lutheri. Nürnberg und Altdorff 1727.

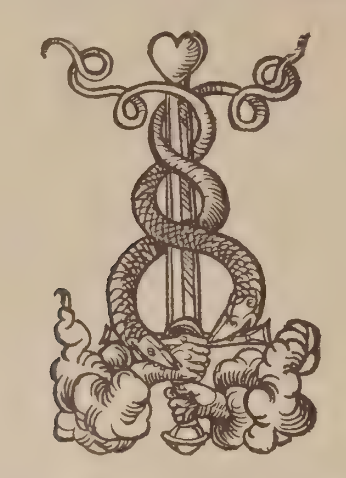


Abb. 65.

andeuten wollen, ist nicht so gar deutlich; doch mag das Schwerdt Gottes Wort und die unter sich gekehrte Schlange die Klugheit in zeitlichen, das Hertz aber oberwerts, das rühmliche und getroste Bestreben nach dem einigen besten Gut, dem Ewigen, zu erkennen geben. Es kann auch wohl seyn, und ist noch wahrscheinlicher, daß Hanns Lufft durch die unter sich gekehrten Schlangen des Teufels und seines Anhangs Sturtz, durch Gottes Wort, als das Schwerdt des Geistes, abzumahlen, im Sinne gehabt; da sie zumal dergestalt liegen, daß sie das Schwerdt zu beiden Seiten bey dem Creutz mit dem Mund erfassen, und wie der Satan wider das Wort Gottes, jedoch vergeblich, rase und tobe, bedeuten könne".

Das Flammenschwert als Symbol für die Worte Gottes, die schärfer sind als das schärfste Schwert und das heißeste Feuer, hat Andreas Petri im lutherischen Eisleben 1565 als Signet[1]) mit der Umschrift: „Sermo dei ignitus et penetrantior quovis gladio ancipiti". — Matthias Stöckel[2]) (1566) bringt seinen Glauben an die neue Lehre durch das Bild eines abgehackten Baumes, aus dem ein frischer, fruchttragender Zweig emporgeschossen ist, zum Ausdruck. Um den alten Stamm windet sich die Schlange und will nach der Taube, die auf dem frischen Ast sitzt, stechen. Aber die Falschheit kann nichts gegen Reinheit und Unschuld machen. Der Geist des Herrn schützt die neue Lehre: „Die Güte des Herrn ist bei denen, die auf ihn hoffen".

[1]) Vergl. Rembe: Geschichte der Buchdruckerkunst in der Stadt Eisleben. Halle/S. 1885, S. 25.

[2]) Vergl. Geßner III, Seite 259.

Die starke Wirkung der lutherischen Lehre spricht aus allen diesen Signeten. Der feste Glaube seiner Anhänger an den Sieg des wahren Wortes Gottes über die falschen Lehren der alten Kirche redet deutlich aus ihnen. Es sei noch einmal an die Worte Froschauers von dem Baum, der keine gute Frucht bringt und deshalb abgehauen wird,[1]) erinnert, die nicht nur das Bekenntnis eines Einzelnen sind, sondern die Überzeugung aller Anhänger Luthers wiedergeben.

Die Drucker- und Verlegerzeichen von katholischen Druckern bringen meist, wenn sie einen religiösen Inhalt haben, nur ganz allgemein die religiöse Gesinnung des Druckers zum Ausdruck, ohne besonders seinen Glauben an die Papstkirche zu betonen. Wir haben diese Marken schon fast alle kennen gelernt. Einige, die eine besondere Stellung einnehmen, seien hier noch hinzugefügt: Für das Signet von Christian Egenolff, Frankfurt 1545,[2]) war die Stelle aus Psalm 50 (51) „Sacrificium deo cor humiliatum", die anscheinend sein Lieblingsspruch war, maßgebend, denn er setzt stets einen Altar, auf dem ein Herz in Reißigflammen geopfert wird, auf seine Bücher (s. Abb. 66). Demut und Frömmigkeit („Pietas ad omnia utilis est" 1. Timoth. 4) sprechen aus diesem Zeichen und legen Zeugnis ab von einem frommen, gläubigen Menschen.[3]) Das



Abb. 66.

[1]) Bei Froschauer in Zürich bezieht sich das Bekenntnis zum neuen Glauben selbstverständlich auf die Lehre Zwinglis.

[2]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 28 und 99. Von H. S. Beham.

[3]) Vergl. H. Grotefend: Christian Egenolff, der erste ständige Buchdrucker zu Frankfurt/M. und seine Vorläufer. Frankfurt/M. 1881.

verbrennende Herz, an den Herz-Jesu-Kult erinnernd, ist wohl das einzige, was für den katholischen Glauben des Druckers sprechen könnte.

Ein Signet,[1] das die ausgesprochene katholische Gesinnung eines Druckers wiedergibt, ist dagegen das Bild mit dem Baselstab zwischen Maria und dem Engel der Verkündigung von Pamphilus Gengenbach von 1528.[2] Dieser Drucker trat stets für die unbefleckte Empfängnis Marias im Sinne der Franziskaner ein. Das betont er auch in den Versen, die er über das Zeichen — wenigstens in seinen „Zehn Altern der Welt" — schreibt: „Maria durch dyn lob und pryss. / Bhüt diss Zaichen mit gantzem flyss / wan under ym ward offenbor / Dein unbefleckt entpfängnüss clor".[3]

Wie eine Episode im religiösen Leben einer Stadt selbst in einem Signet zum Ausdruck kommt, zeigt die Marke von Eucharius Cervicornus. Zur Zeit, als unter Hermann von Wied die Reformation in Köln durchdringen wollte, kommt in einigen seiner Bücher das Zeichen der Protestanten V. D. M. I. AE, (verbi divini magistri in aeternitate) neben der Lilie unter den Dornen vor (s. Abb. 67).[4] Wirklich „Sicut lilium inter spinas" befand sich die Lehre Luthers in den 40er Jahren inmitten des katholischen Erzbistums. Bald war sie wieder zurückgedrängt (1546/47), und seitdem findet sich auch kein protestantisches Signet mehr in kölnischen Drucken.

Wie stark neben der religiösen Bewegung der Einfluß des Humanismus im 16. Jahrh. auf das kulturelle Leben Deutschlands war, erkannten wir schon aus den Wahlsprüchen, die die Drucker- und Verlegerzeichen dieser Zeit umgeben. Besser ist diese wirkliche Herrschaft des Humanismus aber noch in den Signetbildern festzustellen, denen Motive aus griechischer und römischer Mythologie und Literatur zugrunde liegen. Mehr oder weniger stehen sie in Beziehung zur Lebensauffassung des betreffenden Druckers oder Verlegers. Mit dem Bild von Herkules, der den dreiköpfigen Cerberus besiegt, will Simprecht Ruff, Augsburg 1523,[1] auf den Lohn hinweisen, den der empfängt, der sich auch vor der schwierigsten Arbeit nicht scheut. Ebenso soll das Bild des gordischen Knotens, den eine mit einem Schwert bewaffnete Hand zerhaut, bei Johann Faber, Freiburg 1532,[2] auf den Sieg dessen hindeuten, der mutig das scheinbar Unmögliche wagt. Das Glück aber, in der Gestalt der geflügelten Fortuna auf dem Rade oder der rollenden Kugel, mit dem Stundenglas oder verbundenen Augen vorkommend, wünschen sich Franciscus Behem,[3] Jakob Cammerlander,[4] Eberhard Welper,[5] und H. Steyner.[6] — Die Gottheit des günstigen Augenblicks (*Καιρός*, Occasio),[7] die bei den Griechen als Jüngling, bei den Römern als Weib personifiziert war, erscheint bei Andreas Cratander, Basel 1523,[8] als schönes nacktes Weib mit langen wehenden Haaren und geflügelten Füßen, das Schermesser in der Hand, auf einer Kugel schwebend (s. Abb. 68). Bei Nicolaus Basse und seinen Erben in Frankfurt/M.[9] kommt sie auf einem Rad über das Meer schwebend in fast derselben Ausführung vor.

Der Künstler dieser Bilder (Meister J. S.?)[10] hat zweifellos bei Dürer gelernt, bei dem ganz ähnlich die Fortuna behandelt ist. Erst durch die Renaissance war so eine Gestalt wie die Occasio möglich, erst die Vereinigung von Renaissancekunst und -wissenschaft ließ eine solche Büchermarke zu. Die Freude



Abb. 67.

[1]) Das Bild ist sicher als Signet anzusehen.

[2]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite VI.

[3]) Vergl. H. Koegler: Basler Büchermarken bis zum Jahre 1550. Ztschr. f. Bücherfreunde 1908/09.

[4]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 27, No. 87 u. 88 und Tafel 29, No. 90.

[1]) Weiß. Slg. No. 422. Bei Abraham Faber, Metz 1587, wird dasselbe Motiv verwendet (Weiß. Slg. No. 427). Auch in Titeleinfassungen werden vielfach die Arbeiten des Herkules dargestellt, z. B. bei Eucharius Hirtzhorn, Köln 1526 (Vergl. Butsch, 1. Bd., Tafel 70).

[2]) Vergl. Butsch, Seite 68.

[3]) Vergl. Friedrich Schneider: Mainz und seine Drucker. Mainz o. J.

[4]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 24, No. 1, 2.

[5]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 52, No. 2.

[6]) Weiß. Slg. No. 422.

[7]) Vergl. W. H. Roscher: Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Leipzig 1890/94. 2. Bd.

[8]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 65.

[9]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 67—69 (von Stimmer).

[10]) Vergl. Butsch I, Tafel 50.



Abb. 68.

am schönen menschlichen Körper kommt in keinem Signet so stark zum Ausdruck, wie in denen mit der Göttin des günstigen Augenblicks.

Daß bei einer großen Zahl von Signeten mit Stoffen aus der griechischen und römischen Mythologie eine Mitarbeit von humanistischen Gelehrten als wahrscheinlich, aber nicht als unbedingt notwendig anzunehmen ist, wurde schon gesagt. Wäre Valentin Curio in Basel von selbst auf die sogenannte „Parrhasius-Tafel" als Sinnbild präziser Arbeit gekommen? [1]) Auch Holbein, der das Signet zeichnete, wird erst durch Gelehrte von dem Wettstreit zwischen Apelles und Protogenes, an den in Anlehnung an Plinius [2]) angeknüpft wird, unterrichtet worden sein. So bringt er die Hand, die zwischen zwei dicht nebeneinander laufenden Linien einen neuen feinen Strich zieht, ganz im Sinne der Antike (s. Abb. 69). [3]) Auch die geflügelte Sophrosyne mit Winkelmaß, Zaum und Gebiß in den Händen, die Wendelin Rihel und seine Nachfolger als Druckerzeichen haben, ist ohne humanistische Anregung nicht denkbar (s. Abb. 5 u. 6). Nirgends aber war in den Quellen ein direkter Hinweis zu finden, daß wirklich Gelehrte für manche Druckerzeichen verantwort-



[1]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 67 und 68.

[2]) Vergl. Plinius: Naturalis historia. 35. Buch, 81. Ist das Signet von H. und F. Schaffstein in Köln vielleicht eine Modernisierung der Parrhasius-Tafel? (Vergl. Loubier, Tafel 4, No. 2).

[3]) Das Signet von Hugo Richter-Davos ist ganz daran angelehnt.



Abb. 69.

lich zu machen sind. Nur Schweighauser, ein Basler Buchdrucker vom Ende des 18. Jahrh., gibt einmal an, daß Vesal dem Oporin geraten habe, Arion auf einem Delphin als Signet zu nehmen. [1]) Woher Schweighauser das weiß, entzieht sich meiner Kenntnis. Gerade bei Oporin wäre, da er ja selbst Gelehrter war, eine solche Annahme garnicht nötig. Erst die Spezialforschung kann hier vielleicht einmal befriedigende Resultate bringen. [2])

Die ersten Signete Oporins mit dem auf einem Delphin reitenden oder stehenden Arion, der die Laute spielt, sind unbeholfen und ungeschickt in der Zeichnung, [3]) während die seit 1544 [4]) offenbar von einem anderen Künstler, der mehr Gestaltungsgabe besaß, stammen (s. Abb. 70). Wohlgefallen am männlichen Körper spricht aus der hohen schlanken Gestalt des bärtigen Musikers, der furchtlos auf seinem Tier durch die Wellen treibt und mit festem Strich die Geige spielt. [5])

[1]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite XXXIV.

[2]) K. Steiff, (a. a. O. Seite 19 und 20) weist auf den Zusammenhang hin, der zwischen Reuchlins Schrift: „De verbo mirifico" und den hebräischen Wörtern auf den Marken von Thomas Anshelm besteht. Er glaubt, daß die Idee dieser Signete aus der Reuchlinschen Schrift geschöpft ist, ja will die Wahl dieser Zeichen auf Reuchlins persönliche Veranlassung zurückführen. Aber auch er kann keine Beweise für diese Annahme geben.

[3]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 93, No. 182—184.

[4]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 95, No. 185—188.

[5]) Der Arion auch bei Georg Rhau in Wittenberg (Vergl. Kapp, Seite 827).



Abb. 70.

Eigenartig sind die Zeichen Johann Herwagens und seiner Nachfolger in Basel (s. Abb. 71).[1] Durch die Vermischung der Vorstellung von der einfachen griechischen Herme mit der dreileibigen Hekate, gleichzeitig vielleicht in Verbindung mit der Vorstellung des Januskopfes, ist eine dreiköpfige Herme (Merkurherme) entstanden, für die es kein antikes Vorbild gibt.[2] Ein Humanist hat wohl dieses Signet nicht geschaffen, er hätte die drei Motive klar auseinander gehalten. Daß man den Januskopf geeignet als Signetbild fand, beweisen die Marken von Paul Queck, Basel 1564,[3] von Johann Seßer, Hagenau 1536[4], und dessen Schwiegersohn Peter Brubach, Frankfurt 1543.[5] Seßer bringt auch den Janus in ganzer Figur mit Stab in der rechten und Schlüssel in der linken Hand.[6] Das jugendliche und bejahrte Gesicht des Janus wird manchmal leicht durch den Gegensaß von heiterer und finsterer Miene angedeutet.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. sind Büsten im antiken Geschmack beliebt. Lazarus Zeßner in Straßburg bringt 1585 auf einem Quadersandstein eine Büste der Minerva[7]) mit der Inschrift:



Abb. 71.

„Scientia immutabilis", die das beste Zeugnis ist für den Glauben an die Macht der Wissenschaft, den die Menschen des 16. Jahrh. hatten (s. Abb. 72). Er zeigt sich ebenso in den Signeten Bernhard Jobins und seiner Nachfolger,[1] die eine Imperatorenbüste mit „Sapientia constans" führen.

Was sich aus Signeten des 16. Jahrh. noch an anderen Motiven aus der klassischen Mythologie findet, sei kurz aufgezählt: der Pegasus,[2] Ceres oder die Abundantia mit Sichel und Ährenkranz,[3] Pallas Athene mit Eule, Ölzweigen und Schild mit dem

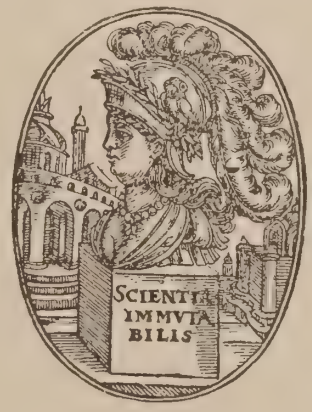
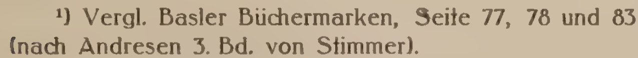


Abb. 72.



1) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 77, 78 und 83 (nach Andresen 3. Bd. von Stimmer).

2) Vgl. Chr. Bernoulli: Basler Büchermarken, Seite XXX, Anmerkung 20.

3) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 105, No. 211.

4) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 69, No. 3, 4, Tafel 70, No. 5 und 7, Tafel 71, No. 8 und 9.

5) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 31, No. 17, 18 und 20.

6) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 70, No. 6.

7) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 45—50, (Zeichnung von Christoph Maurer), und Frankfurter Büchermarken, Tafel 78, 79.

1) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 37—42 (nach Andresen 3. Bd. von Stimmer).

2) Der Pegasus war ursprünglich im Wappen Adrian Lambergs und wurde dann vom Sohn als Druckermarke benußt, Leipzig 1587 (Weiß. Slg. No. 426). Der Pegasus, zusammen mit Merkurstab, Füllhörnern und zwei sich fassenden Händen bei Andreas Wechel, Frankfurt 1598 (Frankfurter Büchermarken, Tafel 51/52).

3) Bei Georg Ulrich und Crafft Müller.

Medusenhaupte,[1]) die Justitia und Äquitas mit Wage, Füllhorn oder Richtschwert[2]), Terpsichore mit Geige und Trompete und der Umschrift aus Plautus „Ut in velabro olearii“,[3]) Jupiter auf dem Adler, Blitze schleudernd,[4]) der Phönix,[5]) Merkur auf der Kugel schwebend, den geflügelten Mekurstab in der Hand,[6]) Saturn mit der Sichel auf dem geflügelten Hirsch[7]) und die Fama.[8]) Zu diesen ganzen Marken ist nichts besonders zu bemerken. Sie erweitern nur und bestätigen die gewonnenen Anschauungen und Erkenntnisse. Es zeigt sich auch hier wieder, wie die Entwicklung der Signete bedingt ist durch das geistige Leben der Stadt, in der sie verwendet werden. In Straßburg und Basel, den Hauptorten des Humanismus, finden sich auch die meisten Büchermarken, die in Zusammenhang mit dem Studium der Antike stehen. Ihre große Zahl zeigt deutlich, wie stark der Einfluß des Humanismus auf die Entwicklung des Buchdrucks war. Wie die Buchdrucker schon äußerlich durch ihre latinisierten oder gräzisierten Namen auf die geistige Gemeinschaft mit den Humanisten hindeuteten,[1]) so zeigten sie in den Signeten noch deutlicher ihr Fortschreiten mit der Zeit und bekannten in ihnen ihre Vorliebe für klassische Stoffe und Vorbilder.

Wir verlassen eine wichtige Periode in der Geschichte des Signets. Nicht wie W. Roberts[2]) sagt, ist „the early history of the Printers' Mark in Germany neither extensive in variety nor startling in surprises,“ sondern sie bietet eine Fülle von Marken, reich an Ideen und schönen Formen. Renaissance und Reformation bilden ihren Hintergrund. Nur ein halbes Jahrhundert der Entwicklung hatten die Signete bedurft, um die Höhe zu erreichen, auf der wir sie gesehen haben. Es fragt sich nun, ob sich ihr inhaltliches und künstlerisches Niveau längere Zeit erhält, ob es noch gesteigert oder herabgedrückt wird. Das kulturelle Leben, von dem dieses Niveau abhängt, ändert sich schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Der Höhe, auf der es zur Zeit von Renaissancekunst, Humanismus und Reformation stand, folgt bald, zum großen Teil durch politische Ereignisse bedingt, gänzlicher Verfall. Es ist anzunehmen, daß von dieser Entwicklung auch einiges in den Drucker- und Verlegerzeichen zu erkennen ist. Dies soll im nächsten Kapitel näher untersucht werden.

[1]) Bei Robert Winter, Basel 1543 mit der Umschrift: „Tu nihil invita dices, faciesve Minerva“. (Vergl. Basler Büchermarken, Seite 91, No. 165—167). Bei Johann Wechel und Peter Fischer, Frankfurt 1587 (Frankfurter Büchermarken, Tafel 72, No. 137ff.). Bei Balthasar Lasius und Thomas Platter 1536 (Vergl. Sammlung des Börsenvereins).

[2]) Bei Paul Ledertz, Straßburg 1611 (Elsäßische Büchermarken, Tafel 52, No. 1, 2) und bei Johann Sauer, Frankfurt 1601 (Frankfurter Büchermarken, Tafel 81, No. 175, 176, Tafel 82, No. 177 und 178).

[3]) Bei Peter Schmid, Mülhausen 1558 (Elsäßische Büchermarken, Tafel 75, No. 1). Mit dem Vers aus Plautus Captivi III, 1, Vers 29 soll wahrscheinlich angedeutet werden, daß die Bücher feste Preise hatten, die von den Buchhändlern unter einander ausgemacht worden waren.

[4]) Bei Theobald Schönwetter, Frankfurt 1610 manchmal mit der Schrift: „Jvpiter almvs tempora donans grata diei“. (Frankfurter Büchermarken, Tafel 80, No. 168, 169, 170.)

[5]) Bei Anton Boëtger 1617 (Kölner Büchermarken, Tafel 63, No. 231 und 232). Bei Johann Schönfeld, Amberg 1608 (Weiß. Slg. No. 422).

[6]) Bei Gottfried Kempen, Köln 1592 (Kölner Büchermarken, Tafel 43, No. 147).

[7]) Bei Peter Fischer, Frankfurt 1591 (Frankfurter Büchermarken, Tafel 74).

[8]) Die Fama soll im nächsten Kapitel bei Sigmund Feyerabend ausführlich behandelt werden.

[1]) Vergl. Valentin Schaffner = Curio
Andreas Hartmann = Cratander
Nicolaus Bischoff = Episcopius u. a.

[2]) Printers' Marks, Seite 139.

IV.
Die Signete der Spät-Renaissance (ca. 1555—ca. 1640).

1. Allgemeine Charakteristik der Signete der Spät-Renaissance.

Ungefähr um 1555 beginnt sich der Charakter der Büchermarken zu wandeln. Langsam setzt sich ein neuer Typus durch, der von 1565 an fast allgemein verbreitet ist und bis in die 40er Jahre des 17. Jahrh. derselbe bleibt.

Das Neue dieser Drucker- und Verlegermarken ist in Form und Inhalt festzustellen. Die Renaissanceformen herrschen weiter, aber sie sind nicht mehr bestimmt durch Rücksicht auf Linie und Relief und zeigen nicht mehr dieselbe maßvolle Anwendung von Zierat und Symbolen. Ein ganz anderes Stilgefühl spricht aus diesen Marken. Möglichst viele Renaissancemotive werden jetzt in einem Bild vereinigt. Putten, Girlanden, Maskarons, Grotesken und architektonische Bestandteile werden miteinander verbunden und dienen nicht mehr nur als formaler Abschluß des Emblems. Die Umrahmung wird durch

die Fülle an Formen beinahe zur Hauptsache. Man hat manchmal das Gefühl, als sei um ihretwillen das Signet entworfen, so stark tritt oft das eigentliche Signetbild zurück. Diese Überladung mit Zieraten und Symbolen bringt etwas Schweres und Aufdringliches in die Marken. Das Barock kündigt sich in ihnen bereits an.

Was den Inhalt betrifft, gibt es zwei verschiedene Arten von Signeten in der Zeit nach 1555: die einen bringen eine Fülle verschiedener Motive und häufen gelehrte und symbolische Anspielungen. Durch ihren Gedankenreichtum wird leicht der Grundgedanke verwischt und ein Verstehen ihres Sinnes erschwert: der Charakter der Marke geht vollkommen verloren. Die anderen dagegen übernehmen alte Motive, in derselben oder in etwas veränderter Form. Ihnen fehlt ein besonderer Inhalt, nur oberflächlich wird irgend ein Gedanke wiedergegeben. Auf der einen Seite ein Übermaß von Formen und Gedanken, auf der anderen ein Verflachen der Motive, — das sind die charakteristischen Merkmale der Buchornamentik der Spätrenaissance in Deutschland.[1] Somit gehören die Signete der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. nach Form und Inhalt vollkommen der Spätrenaissance an.

Kann in Bezug auf Form und Inhalt der Signete von einem Fortschritt ihrer Entwicklung keine Rede sein, so ist noch deutlicher in ihrer Technik ein Stillstand und Rückschritt zu bemerken. Bei den meisten Marken läßt sich rein technisch an den Holzschnitten nichts aussetzen, nur fehlt ihnen die Sorgfalt in der Ausführung, die Liebe und Hingabe in der Strichelung, wie man sie z. B. in den Signeten Holbeins fand. Selbst die Marken der „Kleinmeister" können nur als eine Nachblüte der „Zeit des Signets" betrachtet werden. Denn die Sicherheit in Zeichnung und Schnitt, die sie auszeichnet, kann nicht über einen manchmal recht oberflächlichen und nichtssagenden Inhalt hinwegtäuschen. Den Signeten dieser Zeit fehlt die Harmonie zwischen Inhalt und Form, die wir in den Büchermarken der ersten Hälfte des 16. Jahrh. fanden: sie haben einen handwerksmäßigen Charakter. Im beginnenden 17. Jahrh. wird dann die Technik immer mehr vernachlässigt, die Holzschnitte immer schlechter, bis der vollkommene Tiefstand ungefähr 1640 erreicht ist.

Der neue Typus der Büchermarken der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ist einesteils aus der Entwicklung, die das Buch als Ganzes nahm, zu erklären, andrenteils ist er durch allgemein-kulturelle Verhältnisse bedingt.

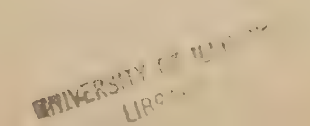
Seit der Mitte des 16. Jahrh. ist eine allmähliche Abnahme in der Qualität der Erzeugnisse des Buchgewerbes festzustellen. Sie wird durch die Verschlechterung von Papier und Typen hervorgerufen, die ihrerseits wieder eine Folge des zunehmenden Großbetriebs ist. Jetzt kommt es kaum noch vor, daß in derselben Hand Papierherstellung, Guß der Typen, Druck und Verlag liegen. Nicht mehr wie früher wird das Drucken als eine „Kunst" aufgefaßt, sondern es wird durchaus zum Geschäft, mit dem man Geld verdienen will. Das konnte man aber nur, wenn man in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Wünsche befriedigte. Dies wiederum ging bloß, wenn man es mit dem sauberen, korrekten Druck der Lettern nicht so genau nahm wie früher. So sinkt das Buch ganz langsam von der Höhe, auf der es im beginnenden 16. Jahrh. stand, herab, bis es zur Zeit des 30jährigen Krieges auf seinen größten Tiefstand angelangt ist, den zu überwinden es lange Jahre angestrengtester Arbeit bedurfte.

Es kommt hinzu, daß es dieser Zeit an wirklich großen Druckern und Verlegern fehlte, die mit vorbildlichen Werken zur Nachlieferung angespornt hätten. Von Sigmund Feyerabend, der alle seine Zeitgenossen überragt und den Buchhandel der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. beherrscht, abgesehen, sind nur die Nachkommen der großen Meister des Buchdrucks zu nennen, die vom Erworbenen ihrer Vorgänger leben, ohne selber etwas Bedeutendes zu leisten.

Ist die Entwicklung des Buchganzen hautpsächlich für die formale und technische Gestaltung der Signete dieser Zeit von Bedeutung, so ist ihr gedanklicher Inhalt, wie er vorhin charakterisiert wurde, nur richtig zu werten, wenn man die allgemein-kulturellen Verhältnisse, von denen er abhängt, kennt.

Auf eine Zeit gesteigerter hoher Kultur folgt nach 1555 in Deutschland ein Stillstand in der Entwicklung und bald der Rückschritt. Von dem intensiven geistigen Leben der ersten Hälfte des 16. Jahrh. ist jetzt nicht mehr viel zu spüren. Die humanistische Bewegung ist mit dem Tode von Reuchlin und Erasmus nicht zu Ende, aber sie hat ihren Höhepunkt überschritten, und was noch geleistet wird, ist die Arbeit von Epigonen. — Die Lehre Luthers, mitreißend und siegreich im Gefühl des Glaubens

[1] Vergl. Butsch: Die Bücherornamentik der Hoch- und Spätrenaissance.



an die Macht des wahren Evangeliums, erstarrt, sobald sie in Dogmen eingespannt wird. Der Kampf um Begriffe und Wörter, den die Protestanten untereinander führen, läßt die Reformation innerlich nicht zum Siege kommen und schadet ihr äußerlich noch mehr. In unzähligen Verhandlungen, Verträgen und Reichstagen werden die Kräfte aufgebraucht, aber ein Ausgleich wird nicht gefunden. Die Uneinigkeit der Anhänger Luthers läßt die Gegenseite erstarken: Gegenreformation und Jesuitismus sind die Reaktionen auf diese Zustände. Da führende Männer fehlen, schreitet die Auflösung alles bestehenden geistigen Lebens weiter, bis der 30jährige Krieg den letzten Rest einer hohen Kultur vernichtet.

Zeigt so der kulturelle Hintergrund der Signete einen verworrenen, uneinheitlichen Charakter und eine Stagnation des geistigen Lebens, so ist die Armut an Ideen und neuen Motiven im Signetinhalt zeitlich bedingt. Nur in den äußeren Formen, die reich und üppig sind, wirkt sich die Phantasie des Künstlers unabhängig von seiner Zeit und Umgebung aus.

2. Charakteristische Signete der Spät-Renaissance.

a) Signete mit Formenreichtum und Verarmung des Inhalts.

Äußerlich sind fast alle Signete von 1555 bis 1640 an großen, schweren Umrahmungen zu erkennen. Hat man ein undatiertes Zeichen ohne Namen dieser Art vor sich, so kann man es mit ziemlicher Sicherheit in das ausgehende 16. Jahrh. setzen. Die Ansätze zu dieser Entwicklung finden sich schon in der Blütezeit der Buchornamentik der Renaissance. Das Signet, das Holbein für Valentin Curio 1522 entwarf, ist dafür bezeichnend[1] (s. Abb. 69). Die Parrhasius-Tafel dient zur Füllung eines geschweiften Schildes, um den vier Putten spielen. Außerdem ist das Ganze in einen hohen Renaissancebogen gestellt. Säulen, ein verzierter Giebel, herabhängende Girlanden und verstreuter kleiner Zierat werden für die Umrahmung verwendet. Die Vielheit der Formen wirkt hier noch nicht erdrückend, da alle Einzelheiten nur leicht angedeutet sind. Man erkennt deutlich, daß es zu Ausartung und Manieriertheit führen muß, wenn noch mehr Formen und Motive in einem Bild vereinigt werden. — Bei Froben haben mehrere Signete mit überaus reichen

[1]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 67, No. 104.

und prunkvollen Einfassungen nichts mehr vom eigentlichen Markencharakter an sich und wirken beinahe nur noch dekorativ.[1]) Auch die Marken A. Birckmanns zeigen schon früh (seit 1539) einen Überreichtum an Formen, der manchmal direkt verwirrend wirkt.[2])

Bei den Signeten Wendelin Rihels und seiner Nachfolger ist der verschiedene Charakter der Marken vor und nach 1555 besonders gut zu erkennen. Während die Figur der Mäßigung bis ungefähr zu diesem Jahr nur auf einem einfachen Postament stehend vorkommt[3]) (s. Abb. 6), wird auf den Marken nach 1555 fast allgemein das Bild der Frau mit Roll- und Bandwerk, Blumen und Früchten, stützenden Figuren oder Putten umgeben[4]) (s. Abb. 5). Auch die Gestalt der Sophrosyne selbst wird verändert, dem Körper und der Kleidung mehr Beachtung geschenkt und der Wert mehr auf sinnliche Wirkung gelegt. Trotzdem sind diese Signete Stimmers nicht unkünstlerisch, sie wirken kompakter und sind auffälliger als die bisher betrachteten.

Auf die Anhäufung von verschiedenen Symbolen in demselben Zeichen wurde schon im vorigen Kapitel bei Andreas Wechel hingewiesen.[5]) Bei ſeinen Nachfolgern ist die vollkommene Ausartung bereits da (s. Abb. 73). Sie umgeben Pegasus, Merkurstab, Füllhorn und die sich fassenden Hände mit den sieben Kardinaltugenden in mannigfacher Variation.[6]) An Symbolen fehlt es wirklich nicht, dafür desto mehr an einem einheitlichen Grundgedanken und an einer Harmonie zwischen Inhalt und Form.

Wie sehr die Signete an Klarheit und Einprägsamkeit verlieren, wenn die Umrahmung zur Hauptsache wird, ist deutlich an den Marken der Nachfolger Adam Petris zu sehen.[7]) Nur ablenkend wirken die verschiedenen Figuren symbolischen Charakters, die Putten, Fruchtkörbe, Füllhörner und Voluten. Form und Inhalt fallen auseinander. — Auch Christoph Froschauer d. J. paßt die schöne

[1]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 27, No. 33, 35, Seite 29, No. 37.

[2]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 15, 16, 17.

[3]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 29.

[4]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 30—33, besonders Tafel 32, No. 17.

[5]) Eine Anlehnung an das Wechelsche Signet ist das von Carl Merseburger in Leipzig (Heichen No. 243) und ähnlich das allgemeine Buchhändlerwappen des Börsenvereins.

[6]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 63, No. 105, Tafel 64, No. 107, Tafel 66, No. 112.

[7]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 57, No. 83, 85, 87.



Abb. 73.

Marke seines Vaters durch umgebendes Roll- und Bandwerk, Maskarons und Figuren dem Geschmack und der Mode der Zeit an[1]) und nimmt dadurch dem feinen Bildchen jede Wirkung.

Weniger ansprechend für uns ist ein Signet wie das von Franciscus Behem und seinen Genossen.[2]) Das Bild des auferstehenden Christus umgibt ein Kranz verschiedener Marken, die Behems Gesellschaftern gehören. Sie werden durch architektonische Bestandteile und Girlanden verbunden. Die Wirkung Christi geht vollständig in dem Gewirr der Einzelheiten, in denen das Auge keinen Ruhepunkt findet, verloren.

Im Inhalt der Büchermarken läßt sich der Verfall noch besser erkennen. Wie bequem man es sich bei der Wahl eines Signets macht, zeigt z. B. Christoph von der Heyden. Er verwendet, da er verschiedentlich mit Theodosius Rihel zusammen druckt, wie dieser die Sophrosyne und ersetzt das Rihelsche Zeichen durch sein Monogramm.[3]) Philipp Mülb und Josias Städel in Straßburg verzichten ganz auf ein wirkliches Bild und begnügen sich mit ihren beiderseitigen Monogrammen, die von einem Kranz umschlossen und mit einer Krone verziert werden.[4]) Man merkt deutlich, wie das Monogramm hier ein Bild oder einen Gedanken ersetzen soll. Im allgemeinen ist das Monogramm als Signet verwendet nichtssagend und beziehungslos. Je mehr es für Büchermarken verwendet wird — besonders im 17. und 18. Jahrh. ist dies der Fall — desto deutlicher ist der Verfall der Signete zu erkennen.

b) Memento mori-Signete.

Signete, die durch neue und besondere Motive auffallen, sind in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.

[1]) Vergl. Zürcher Büchermarken, Seite 25, No. 16, Seite 31, No. 22.

[2]) Vergl. Mainzer Büchermarken, Tafel 12.

[3]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 33, No. 3, 4.

[4]) Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 53, No. 1—3.



Abb. 74.

kaum zu finden. Die einzigen, denen man Originalität zusprechen kann, sind die Marken, denen das Memento mori zugrunde liegt. Besonders gut sind in dieser Hinsicht die Signete von Andreas Gesner in Zürich (seit 1550) gelungen.[1]) Er bringt einen Totenkopf, auf dem ein Stundenglas steht und um den sich mehrere Schlangen winden (s. Abb. 74). Auch die Marke von Franciscus Behem von 1540 erinnert an die Vergänglichkeit alles Irdischen.[2]) Eine Frau, die Concupiscensia, die Lust oder Begierde, fliegt mit Blumen in der Linken und Sanduhr mit Totenkopf in der Rechten über eine Erdkugel. Zur Erklärung steht über dem Signet: „Stulte quid est mundus, mortis nisi causa futura. En ruit in vitiis, en perit ille suis“. Weitere Erklärung, aber auch Trost, gibt 1. Joh. 2, 17, der lateinisch zitiert wird: „Und die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit“. — Stephan Hemmerden in Köln (1609) führt als Signet einen geflügelten Totenkopf, auf dem das Stundenglas und die Bibel stehen[3]) mit dem Bekenntnis: „Vita certa in morte felici“. Johannes Voigt in Goslar bringt 1607 die Zeit mit Flügeln und Stundenglas auf einem Totenkopf stehend als Signet.[4])

Die Anregung für diese Marken boten wohl die Totentanzbilder der vorhergehenden Zeit. Daß sich die auf den Tod hinweisenden Signete jetzt besonders häufig finden, während im Anfang des

[1]) Vergl. Zürcher Büchermarken, Seite 41, No. 32 Seite 45, No. 35 und 36, Seite 47, No. 37. Nach Butsch „vielleicht von Christoph Schweißer“.

[2]) Vergl. Mainzer Büchermarken, Tafel 8, No. 21.

[3]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 61, No. 223.

[4]) Geßner, 4. Bd., Seite 144.

16. Jahrh. keins dieser Art vorkommt, ist höchst bezeichnend. Damals waren Schaffensdrang und Lebensfreude zu stark, um die Gedanken an Vergänglichkeit aufkommen zu lassen. Jeßt, wo man mühsam das Errungene zu erhalten sucht, sein Leben dafür einseßen muß und verlieren kann, stellt sich das Nachdenken über Leben oder Sterben ganz von selbst ein.[1])

c) Religiöse Signete.

Signete mit religiösen Motiven erscheinen in der Zeit von 1555—1640 noch mannigfach. Selten aber spricht aus ihnen eine solche Tiefe und Überzeugungskraft wie am Anfang des Jahrhunderts. Man häuft auch hier die Symbole und liebt dunkle mystische Beziehungen und Anspielungen. Bei Valentin Vögelin, Leipzig 1593, findet sich eine ganze Sammlung von christlichen Symbolen aller Art[2]) (s. Abb. 75): Über der Bundeslade, auf der zwei schlafende Engel liegen, erscheint der Kruzifixus in den Wolken und über ihm in Gestalt einer Taube der Heilige Geist. Unter der Bundeslade liegen Totengerippe, die von Tieren angefressen werden (wohl die Schädelstätte oder Hölle andeutend); Engel halten Jesu Marterwerkzeuge (Pfeile, Kelch, Lanze und Stock mit Schwamm). — Ebenso überhäuft an Symbolen ist die Marke von Matthias Stoeckel und Gimel Bergen in Dresden (1579).[3]) In der Mitte des Bildes steht der Evangelist Matthäus, links von ihm befindet sich ein Baum, von dem rechts ein Apfel (Evas Apfel?) und links eine Rose mit dem Kreuz (Luthers Rose?) herunterhängen. Zwei Schlangen sind um den Baum gewunden und versuchen, den Apfel und die Rose anzufressen. Über dem Baum sind Sonne, Mond und Sterne zu sehen. Auf der Erde liegen ein Totenkopf, Beine, eine Sanduhr (wieder das Motiv der Vergänglichkeit!), ein Apfel und eine Rose mit drei Kornähren. Auf der rechten Seite des Evangelisten steht ein anderer Baum mit Früchten, der aber aus einem abgehauenen Stamm emporgewachsen ist. Hier ist an jeder Frucht ein Kreuz angebracht. Über dem Baum erscheint die Taube, am Himmel sind Sterne zu sehen, unten greift ein Eichhorn nach den Früchten, auf der Erde liegt eine abgefallene Blüte. Schon aus dieser Beschreibung ist ersichtlich, wie der Marke die innere Einheit fehlt, wie sie sich in Symbole auflöst und dadurch überladen und unverständlich wirkt. Vielleicht soll der Baum auf der linken Seite des Bildes das Christentum verkörpern und den Kampf (durch die Schlangen angedeutet), den es zu bestehen hat; während auf der rechten Seite angedeutet wird, wie aus dem abgehauenen Stamme des Katholizismus Luthers protestantischer Baum hervorgeht. Ein klares Bekenntnis ist jedenfalls in dieser Marke nicht zu erkennen. Nur die Luthersche Rose könnte auf einen Anhänger des Protestantismus hinweisen. Die vielen verschiedenen Symbole deuten dagegen mehr auf einen katholischen Inhaber des Signets.

Wie schon festgestellt wurde, gibt es nur wenige Signete, die eine ausgesprochene katholische oder protestantische Gesinnung zeigen. Marken mit Sankt Michael und dem Drachen[1]) oder dem Ritter Sankt Georg mit dem Lamm Gottes oder den Anfangsbuchstaben Jesu[2]) können von beiden Konfessionen als Symbole verwendet werden. Dagegen spricht der Heilige Augustin auf einem Signet für die katholische Gesinnung des Druckers, besonders wenn an eine besondere Episode aus dem Leben des Heiligen angeknüpft wird. Gleichzeitig in Anlehnung an seinen Namen führt Augustin Jungius in Leipzig (1618) den Heiligen als Signet[3]) (s. Abb. 76). Das Bild zeigt Augustin, der die Dreifaltigkeit erforschen wollte, im Gespräch mit einem Knaben, der mit einem Löffel ein Loch in die Erde gegraben hat und da hinein das Meer schöpfen will. Wie durch das törichte Beginnen des Kindes Augustin erst die Unmöglichkeit seines Trachtens nach Ergründung der Dreifaltigkeit einsah, soll hier versinnbildlicht werden. — Auch die Marke von Laurentius Seuberlich in Wittenberg (1597)[4]) trägt deutlich katholischen Charakter: sie stellt den Heiligen Laurentius, wie er auf dem Rost gebraten wird, dar mit der Umschrift: „Herr Jeso Christe erbarme dich vber mich deinen Diener. Gott ist mein zuversicht. Psalm 62, 8". — Der Heilige Christopherus des Verlegers Henning Große in Leipzig und Altenburg spricht

[1]) Ähnlich wird das Motiv des Todes in Frankreich verwendet in den Signeten von Jean Desplanches, Dijon 1566—76 (Silv. No. 1034). Den geflügelten Sensenmann finden wir bei Guillaume Claudière, Paris 1564—98 (Silv. No. 286 und 287). — Später kommt die Zeit mit Stundenglas und Hippe bei Felginer-Hamburg, Jordan-Mainz, Braun-Leipzig vor. (Nach Roudolph, a. a. O.)

[2]) Vergl. Weiß. Slg. No. 426 und den Artikel von Kirchhoff im Archiv für Gesch. des Deutschen Buchhandels XVI, Seite 268.

[3]) Geßner, 1. Bd., Seite 71.

[1]) Bei Zacharias Schürer, Schleusingen 1632 (Weiß. Slg. No. 429).

[2]) Bei Georg Kolb, Straßburg 1607 (Elsäßische Büchermarken, Tafel 52, No. 1).

[3]) Vergl. Geßner, 1. Bd., Seite 109.

[4]) Vergl. Geßner, 4. Bd., Seite 230 und Weiß. Slg. No. 429.



Abb. 75.



Abb. 76.

wohl ebenfalls für das katholische Bekenntnis des Verlegers.[1])

Wo der Name Christi mit einem Herz, das von Pfeilen durchstochen ist, vorkommt, ist auf katholische Gesinnung, speziell jesuitischen Einfluß, zu schließen. Die Jesuitendruckerei in Wien bringt die Buchstaben „IHS" (auch griechisch und hebräisch) im Strahlenkranz mit „Jesu societas" 1561[2]) und der Umschrift: „o quam dulce est nomen tuum domine" 1563.[3]) Ähnlich hat Andreas Sartorius in Ingolstadt 1596[4]) „IHS" mit Herz und Kreuz in der Glorie von Engeln mit Kreuz und Palmzweigen in den Händen umgeben als Marke. In diesen Signeten spürt man den Geist der Gegenreformation.

Die schönsten Marken aus der Zeit des Kampfes zwischen Protestantismus und Katholizismus, die von dem festen Glauben an Luthers Lehre reden, sind die von Peter Perna in Basel (seit 1560). Der Mann, der um seines Glaubens willen sein Heimatland Italien verlassen mußte; der Drucker, der durch die Herstellung von nützlichen, fehlerfreien theologischen Büchern zum „publicus notarius" werden wollte, wählte sich die Gestalt der Wahrheit in der Verkörperung einer schönen Frau, die einen brennenden Leuchter hält[5]) (s. Abb. 77) und den Wahlspruch: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege" (Psalm 119, 105).[6])



[1]) Vergl. Weiß. Slg. No. 422 und 426.

[2]) Vergl. Duhr: Geschichte der Jesuiten, Seite 582 u. 583.

[3]) Vergl. Moriz Grolig: Die Buchdruckerei des Jesuitenkollegiums in Wien 1559—65. Wien 1909.

[4]) Vergl. Weiß. Slg. No. 424. David Sartorius hat die Religion auf der Weltkugel mit „Sapiens dominabitur astris" (vergl. Kapp, Seite 825).

[5]) Der Leuchter zeigt die Form, die damals in Gebrauch war.

[6]) Vergl. Basler Büchermarken, Seite 101 (von Stimmer).

d) Humanistische Signete.

Die Bedeutung, die der Wissenschaft auch in dieser Zeit noch beigemessen wird, zeigt die Marke der Dominici Custodes-Verleger, die bei Michael Manger 1601 in Augsburg drucken ließen.[1]) Auf dem Bild sieht man einen Gelehrten, der in der Rechten den Zirkel hält und damit auf einer Platte etwas abmißt, während er in der Linken einen Maßstab hat. Neben ihm steht ein Globus. Die vier Ecken des Bildes sind mit Zeichen der Wissenschaft ausgefüllt: einem Buch, auf dem eine Eule sitzt, einem Globus, einem Winkelmaß und einem Pfauen. „Vigilantia costos artis" steht um das ovale Bild herum. Als ein Zeugnis für die erweiterte Weltkenntnis, für die Beeinflussung der Wissenschaft durch die Entdeckung des neuen Erdteiles kann wohl ein derartiges Signet angesehen werden. Wenn Wilhelm Lützenkirchen in Köln 1607[2]) einen Globus bringt, der auf Wolken ruht, und darum schreibt: „In manu domini sunt omnia fines terrae", so spricht er damit nicht nur sein Bekenntnis, sondern das aller Menschen dieses Jahrhunderts aus: die neuen unbekannten Welten kann man sich nur als Geschenk Gottes vorstellen. — Das Signet von David Zöpfel in Frankfurt von 1657 bringt eine Verherrlichung der Wissenschaft: eine Frau, zu deren Füßen Bücher und Musikinstrumente liegen, hält eine Sphäre[3]) als Symbol für rastlose Arbeit empor. Aus Ovids Metamorphosen I, 85 und 86 wird die Umschrift gegeben:

> „Os homini sublime dedit coelumque videre
> Jussit et erectos ad sidere tollere vultus".[4])

[1]) S. Sammlung des Börsenvereins.

[2]) Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 59, No. 213.

[3]) Die Sphäre ist besonders im 17. Jahrh. als Zeichen der holländischen Nachdrucke bekannt.

[4]) Vergl. H. Pallmann: Sigmund Feyerabend. Frankfurt/M. 1881.



Abb. 77.

Ein vollständiger Verfall ist nach dem Gesagten in den Signeten dieser Zeit weder für ihre Form noch für ihren Inhalt festzustellen. Noch kommen wirklich schöne und ausdrucksvolle Marken vor. Aber an der Abnahme der Ideen und an dem immer stärker werdenden Widerspruch zwischen Inhalt und Form ist der Rückschritt zu erkennen. In den 40er Jahren des 17. Jahrh. ist mit dem vollständigen Verfall der Holzschneidekunst und dem Mangel an geistigem Leben der gänzliche Verfall der Signete erreicht. Erst mit dem zunehmenden Gebrauch des Kupferstiches für die Buchillustration beginnt im 17. Jahrh. eine neue Epoche in der Geschichte des Signets.

e) Die Signete Sigmund Feyerabends.

Bevor wir uns dieser neuen Periode in der Geschichte des Signets zuwenden, seien noch die Marken des Mannes behandelt, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. auf dem Gebiete des Buchhandels und Verlags die größte Rolle spielte: Sigmund Feyerabend. Nirgends kann man den Charakter der Büchermarken der Spätrenaissance besser erkennen als in seinen Signeten. Sie sind ganz aus dem Geschmack und der Mode der Zeit erwachsen. In diesen Marken wird, wenigstens in Bezug auf den Holzschnitt, nochmals ein Höhepunkt erreicht, denn die ersten Künstler, die damals lebten, entwarfen die Marken, so z. B. Melchior Lorch, Virgil Solis, Jost Amman[1]) und Tobias Stimmer. In diesen Signetbildern spiegelt sich nicht nur Feyerabends Zeitalter, sondern auch seine Person. Mancher Charakterzug ihres Besitzers und manche persönliche Anschauung kommt in ihnen zum Ausdruck.

Schon die überaus große Zahl von verschiedenen Signeten zeigt, was für einen Wert ihnen dieser Mann beimaß. Andresen gibt allein vierzig verschiedene Marken an, bei Heiß habe ich achtunddreißig gezählt, die allein Sigmund Feyerabend gehören. Mit denen seiner Gesellschafter und seiner Angehörigen kommt man sicher auf ca. 70 Signete, ohne die in den Bordüren der Titelblätter eingefügten Zeichen mitzuzählen.

Sigmund Feyerabend hat sich das Bild der Fama erwählt. Wie er zu dieser gekommen ist, wissen

[1]) Vergl. C. Becker: Jobst Amman, Zeichner und Formschneider, Kupferäßer und -stecher. Leipzig 1854.

wir nicht. Vielleicht hat er die Darstellung der Fama in der von Sebastian Brant besorgten Ausgabe des Virgil, die 1502 bei Grüninger in Straßburg erschienen war, gekannt,[1]) vielleicht ist er auch durch einen Humanisten auf sie aufmerksam gemacht worden. Gerade das Bild der Fama ist für ihn außerordentlich bezeichnend. Er wollte wirklich, daß sein Ruf die ganze Welt erfüllte. Dadurch, daß er seine Tätigkeit ganz in den Dienst der Allgemeinheit stellt und Gutes und Vollkommenes auf den Markt bringt, glaubt er, Berühmtheit zu erlangen.[2]) Man kann sich bei ihm des Eindrucks nicht erwehren, daß er, wie viele Humanisten, gern seine Persönlichkeit in den Vordergrund stellt, daß ihm die Bewunderung und das Lob seiner Mitmenschen sehr wichtig war, und daß er durch äußere Mittel die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchte. Keiner seiner Vorgänger hat seinen Werken sein eigenes Bild beigegeben. Er setzt es zusammen mit der Fama auf sein Verlagsverzeichnis: deutlicher kann er nicht auf seine Person hinweisen.[3])

Sigmund Feyerabend war vor allem Geschäftsmann. Dem Verlag galt sein Leben. Die Signete sollten ihm bei der Verbreitung seines Namens unterstützen. Tatsächlich haben sie bis in unsre Zeit den Ruf ihres Besitzers getragen, und für Interesse an seiner Person und Tätigkeit geworben. Was der Gelehrte Johann Posthius in seinen „Silvae" über die „Fama Sigismundi Feierabendi" sagt, ist wirklich eingetroffen:[4])

„Candida fama bonum, quo non praestantius ullum
Totus hic orbis habet.
Omnia Mors vincit famam sed vincere solam
Imperiosa nequit.
Ergo vel inuita Sigemundus morte superstes
Feierabendus erit.
Cuius et Hesperiis iampridem et cognita Eois
Candida Fama plagis.
Dinitias vulgus, celebrem post funera famam
Nobile pectus amat."

Die Sprüche, die Sigmund Feyerabend seinen Signeten beifügt, ergänzen seine Charakteristik. Auf den meisten Signeten steht sein Grundsatz lateinisch[5]) (s. Abb. 78):

„Pervigiles habeas oculos animumque sagacem,
Si cupis, ut celebri stet tua fama loca".

In deutscher Fassung kommt er auf einer Marke von 1566 vor:[6])

„Wer Dvgendt vnd ehr erlangen wil,
Mus alle zeit thun wachen vil".

Scharfblick und Wachsamkeit verlangt Feyerabend von sich, um zu Ehre und Ruhm zu gelangen. Er hat stets nach dieser Forderung gehandelt. Nichts entging ihm, was den Bedürfnissen seiner Zeit entsprach. In Verbindung mit anderen Druckern und Verlegern[7]) suchte er der steigenden Nachfrage, die er allein nicht bewältigen konnte, gerecht zu werden. Bedeutende Künstler seiner Zeit, die er zur Anfertigung von Illustrationen heranzog, sollten seine Werke künstlerisch gestalten, während sie Gelehrte, die er als Korrektoren beschäftigte,[8]) wissenschaftlich fehlerfrei zu halten hatten. Darin liegt der Grund seiner großen Erfolge und seines zunehmenden Reichtums.[9])

Es ist unmöglich, alle Signete Feyerabends im einzelnen zu besprechen. Der Charakter ist bei allen ungefähr der gleiche. In der Mitte des Bildes steht die Fama, eine große, üppige Frauengestalt

[1]) Vergl. R. Muther: Die deutsche Bücherillustration der Gotik und Frührenaissance. Tafel 143.

[2]) Vergl. Butsch, Textband Seite 23.

Feyerabend sagt in der Vorrede zum Wappen- und Stammbuch von 1589: „Vnd nachdem ich mich auff den Buchhandel begeben, ist dieses mein Fleiß vnd fürnem gewesen, wie daß die Druckerey also möcht angestelt werden, dz sie nit durch Schmehschrifften und leichtfertige Bücher mißbraucht würde, sondern daß sie durch gute vnd nützliche Authores gemeinen Vatterland dienete."

[3]) Vergl. F. H. Meyer, Arch. f. Gesch. des Dtsch. Buchhandels XIV, Seite 114 und Frankfurter Büchermarken, Tafel 1.

Das Kupferstichporträt von Jost Amman von 1569 zeigt das Brustbild eines bärtigen, verbissenen und finster blickenden Mannes, dessen Züge nichts Anziehendes haben. Der wohlbeleibte Körper, die dicken Backen, die reich geblümte, mit Schnüren verzierte Jacke, der große Fingerring lassen auf einen Menschen schließen, der keine Not zu leiden hat. Sympathisch sieht dieser 42jährige Mann nicht aus. Es wird berichtet, daß Feyerabend ein heftiger, rücksichtsloser Mann war, der sich vor Gewalttätigkeit nicht scheute, wenn es galt, unter einem Schein des Rechts etwas zu erlangen. Dabei verschonte er selbst seine eigenen Verwandten nicht. Die vielen Prozesse, die er führte, sind aus seinem Charakter zu erklären.

[4]) Vergl. Pallmann a. a. O. Anmerkung Seite 104.

[5]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, No. 45, 53, 54, 55, 80.

[6]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, No. 38.

[7]) Mit Zöpfel und Rasch, Weigand Han und Georg Rab, S. Hütter und W. Hans Erben, Martin Lechler und Peter Schmidt, Heinrich Tack und Peter Fischer, seinem Vetter Johann Feyerabend, Johann Oporin und Peter Longus, Nicolaus Basse und Theodosius Rihel.

[8]) Franciscus Modius, ein aus den Niederlanden vertriebener Gelehrter, war bei ihm gegen hohe Bezahlung Korrektor.

[9]) 1577 hatte er ein Vermögen von 16000 fl; 1579 baute er sich ein eigenes Haus.



Abb. 78.

mit wehenden langen Haaren, lockerem Gewand und großen breiten Flügeln, ein sinnlich-frohes Weib, das mit voller Kraft die Tuba oder Posaune bläst. In ganz verschiedene Umgebung ist sie gestellt: sie schwebt auf einer Kugel über dem Meer oder dem Land,[1] damit gleichzeitig als Glücksgöttin erscheinend; sie steht auf einem Stein etwas erhöht über der Umgebung (s. Abb. 78)[2], gleichsam eine Denkmalsstatue bildend, oder sie schreitet rüstig vorwärts.[3] Auf manchen Marken wieder steht sie als beherrschende Figur groß und gebietend im Vordergrund,[4] auf anderen sitzt oder kniet sie zur Hälfte auf einem Sockel oder einer Kugel;[5] dann wieder fliegt sie durch die Lüfte und bläst ihre Botschaft auf die Erde hinunter[6] (s. Abb. 79). Daneben wird sie auch rein dekorativ als Brunnenfigur verwendet.[7]

[1] Vergl. Frankfurter Büchermarken, No. 45, 46, 49, 51, 58.
[2] Vergl. Frankfurter Büchermarken, No. 50, 56, 60, 65.
[3] Vergl. Frankfurter Büchermarken, No. 53, 55, 76.
[4] Vergl. Frankfurter Büchermarken, No. 54, 70.
[5] Vergl. Frankfurter Büchermarken, No. 59, 64, 66, 71, 73, 84.
[6] Vergl. Frankfurter Büchermarken, No. 34, 35, 38, 39, 41.
[7] Vergl. Frankfurter Büchermarken, No. 83.

Fast auf jeder Marke ist ihr Äußeres etwas anders gestaltet. Aber überall sind ihre Gesichtszüge derb, überall betont die Gewandung die Körperformen, und überall wird der Wert auf eine äußere Wirkung gelegt. Auch hier merkt man die Freude des Künstlers am schönen menschlichen Körper, doch sie ist anders eingestellt und beruht auf anderen Momenten wie in den Marken der Renaissance. Bei Amman und Stimmer erscheint alles vergröbert, veräußerlicht, versinnlicht, was früher rein, edel und vertieft war.[1]

Die weitere Umgebung, in die die Fama gestellt ist, ist meist außerordentlich liebevoll gestaltet. Anmutig sind die Landschaften, die sie durchwandert. Eine Stadt erscheint am Horizont, ein Fluß, mit Bäumen an den Ufern, windet sich durch das Land, eine Burg liegt am Bergeshang, eine leichtgeschwungene Brücke führt über einen Bach, oder das breite Meer breitet sich aus, mit Bergen und Siedlungen an seinen Ufern, bewaldeten Inseln und aufgehender Sonne.

[1] Die Fama heute bei Weidmann, Leipzig (nach Roudolph).

Auf diesen Marken kommt die Freude am Erzählen, die Freude an möglichst verschiedenen Formen und phantasievoller Gestaltung am stärksten in den breiten, wie Kartuschen wirkenden Einfaßungen um das Bild der Fama zum Ausdruck. Wesen, Maskarons, Früchte- und Blumengirlanden, Faune, die Querpfeife spielend, Putten in verschiedener Größe, mit Kränzen im Haar, eine Trommel, Pfeife oder Laute in den Händen, lustige Kinderköpfchen und halbnackte Frauengestalten mit



Abb. 79.

Ornamentale, architektonische und figürliche Bestandteile werden hier mannigfach kombiniert. Dicke Pilaster, Rollwerk, Voluten, Säulen, karyatidenähnliche Stützfiguren füllen den breiten Rahmen des Bildes, ebenso antike Vasen, sphinxartige Palmenzweigen in den Händen. Dann wieder Engel mit großen Flügeln, Sibyllen, musizierende Frauen, Gestalten, die die Kardinaltugenden, Krieg und Frieden, Wissenschaft und Religion symbolisieren. Heidnisches wird mit Christlichem vermischt, antike

Motive mit zeitlich-bedingten verwoben, alles, was man in geistiger und formaler Beziehung gelernt hat, wird angebracht.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrh. bringt, dank der vielen geschäftlichen Verbindungen, die Sigmund Feyerabend pflegte und ausnützte, die meisten Gesellschaftssignete. In ihnen werden die Symbole der verschiedenen Teilnehmer in einer Marke vereinigt. Man kann sich nach dem eben Gesagten vorstellen, daß diese weitere Anhäufung von Anspielungen und Gedanken nicht gerade zur Steigerung des künstlerischen Wertes des Signets beiträgt. Der Eckstein mit den Schlangen und der Taube des Philipp Köpfel mit der in den Wolken fliegenden, tubablasenden Fama[1]) läßt sich als Büchermarke allenfalls noch rechtfertigen, ebenso die schöne Amphitrite Simon Hütters, die auf dem Delphin durch die Wogen treibt, während die Fama über sie hinfliegt.[2]) Weder als Büchermarke noch als Bild kann man aber dem Signet von Feyerabend, Peter Longus und Peter Fabricius[1]) einen künstlerischen Wert zusprechen (s. Abb. 80). Die Fama schwebt auf einer Kugel vor einem kleinen modischen Edelmann, der sehr kokett eine Rose in spitzigen Fingern hält und auf zwei sich fassenden Händen steht. Zur Ergänzung dieser vielen verschiedenen Symbole dient außerdem ein Füllhorn, das zwischen der Fama und dem Mann steht. Jede Einheit geht hier auf Kosten der Anspielungen, die man bringt, verloren. An Beziehungen überreich ist auch die Marke von Feyerabend, Heinrich Tack und Peter Fischer.[2]) Um die Weltkugel stehen drei Frauen. Als Rückenfigur ist die Fama gegeben, die in eine Tube bläst. Rechts von ihr steht die Verkörperung der Arbeit mit einem Lorbeerzweig und einem Bienenkorb in den Händen, links von ihr die Treue, am Kreuz erkenntlich. Um das Signet ist das Distichon, das die drei Teilnehmer verbindet, gedruckt:

„Sedulus instar apum si sis, fideique paratus:
Spes bona, quod super hinc aethera notus eris".

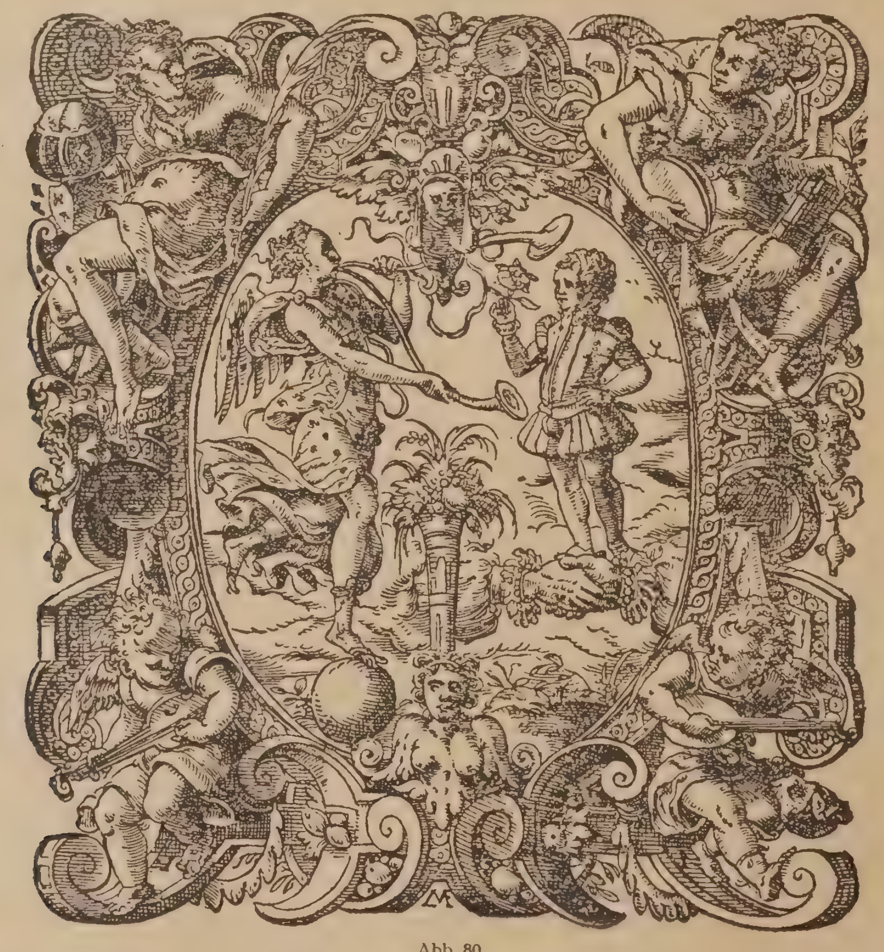


Abb. 80.

[1]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 34, No. 29.
[2]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 34, No. 31.

[1]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 46, No. 62.
[2]) Vergl. Frankfurter Büchermarken, Tafel 53, No. 77.

Die Betrachtung der Marken Feyerabends sei hiermit abgeschlossen. Eine letzte, höchste formale Entfaltung des Signets ist in ihnen zu erkennen, jedoch fehlt ihnen die Harmonie zwischen Form und Inhalt wie sie die klassischen Signete des beginnenden 16. Jahrh. besaßen. Eine Steigerung der Wirkung des Holzschnittsignets ist nicht mehr denkbar. Was Stift und Schneidemesser der schaffenden Phantasie ermöglichen konnten, hatten sie erfüllt. Wollte man noch mehr Prunk, noch mehr Töne und noch stärkere äußere Wirkung, mußte man zu der Technik greifen, die das besser ermöglichen konnte: zum Kupferstich.

V.

Die Signete in der Zeit des Tiefstandes des deutschen Buchgewerbes (ca. 1640—ca. 1890).

1. Allgemeines über die Signete von 1640—1890.

Die Signete von der Mitte des 17. bis zum ausgehenden 19. Jahrh. zu einer Gruppe zu vereinigen, mag etwas willkürlich erscheinen. Ich glaube aber, daß genug Gründe für diese Zusammenfassung sprechen.

Die große Zeit des Buchdrucks ist in Deutschland mit der Nachblüte am Ende des 16. Jahrh. vorbei. Im 17. Jahrh. wird nichts von Bedeutung geleistet, denn es fehlt an Druckern und Verlegern von beherrschender Größe. Im 18. Jahrh. ist es nicht viel anders, wenn es auch den Breitkopfs gelingt, die deutsche Druckkunst wieder auf eine ansehnliche Höhe zu bringen. Trotzdem ist die Zahl von gut gedruckten und ausgestatteten Büchern auch im 19. Jahrh. noch recht klein. Erst am Ende dieses Jahrhunderts beginnt, durch englische Vorbilder beeinflußt, ein wirklicher Aufschwung des deutschen Buchgewerbes, das im 20. Jahrh. eine ähnliche Höhe erreicht wie in der ersten Hälfte des 16. Jahrh.

Das Signet macht diese Entwicklung des Buches mit. Soweit es Holzschnittsignet ist, werden im 17. und 18. Jahrh. alte Motive weiter verwendet, ohne daß die einstige Vollendung erreicht wird. Soweit es Kupferstichsignet ist, kommen gewisse inhaltliche und formale neue Momente in seine Entwicklung hinein, doch sind sie für die Geschichte der Büchermarken nicht von entscheidender Bedeutung und können über den allgemeinen Verfall nicht hinwegtäuschen.

Der Inhalt der Signete wird immer nichtssagender, ihre Form noch stärker als vorher vernachlässigt, künstlerische Büchermarken sind für diese Zeit kaum zu nennen. Selbst einem Mann wie Breitkopf wird es schwer, ein gutes Signet herzustellen[1] (s. Abb. 81—85). Mit der Qualität geht auch die Zahl der Signete seit der Mitte des 17. Jahrh. zurück.[2] Eine Straßburger Polizeiordnung von 1740 bestimmt zwar, daß jedes Buch, das gedruckt wird, sein Kennzeichen haben soll, und zwar auf dem Titel und am Schluß. Sie scheint aber, trotzdem sie 1786 noch einmal wiederholt wird, nicht viel genützt zu haben.[3]

Die Signete des 17. bis 19. Jahrh. lassen sich, obwohl sie ein recht buntes Bild zeigen, nicht nach neuen Gesichtspunkten behandeln, da ihnen eine einheitliche Tendenz fehlt. Teilweise sind sie ganz von französischen Vorbildern beeinflußt, ein Spiegelbild der Zeit Ludwigs XIV. und XV., teilweise lehnen sie sich in ihren Motiven vollständig an alte Zeichen an, und ein großer Teil verliert ganz und gar den Charakter der Drucker- oder Verlegermarke und wird zum reinen Ornament.

Wie die Signete des 15. und 16. Jahrh. eine Verwandtschaft erkennen ließen, so zeigen die des 17. und 18., ja sogar des 19. Jahrh. keine wesentlichen Unterschiede. Auffallend groß ist aber der Gegensatz zwischen allen Marken vor ca. 1640 und allen zeitlich folgenden. Ebenso verschieden sind wieder die Zeichen der Jetztzeit von denen vor dem beginnenden 20. Jahrh. Das zeigt deutlich, wie stark im großen und ganzen die Büchermarken von ihrem kulturellen Hintergrund abhängig sind.

---

[1] Man vergleiche die verschiedenen Marken mit dem Bären, Merkurstab, Schild mit Minervakopf, Eule, Druckerballen und Notenpunze. (Vergl. Otto von Hase: Breitkopf & Härtel a. a. O.)

[2] Einen Zuwachs, wenn auch einen minimalen, bekommen die Signete durch die seit dem beginnenden 17. Jahrh. auftretenden Zeitungssignete. (Vergl. Könnecke a. a. O. Seite 165).

[3] Vergl. Arch. f. Gesch. d. Dtsch. Buchhandels V, Seite 117.

Nach dem 30jährigen Krieg wandelt sich bei uns das geistige, politische und wirtschaftliche Leben vollständig und im 20. Jahrh., dessen Bedeutung noch nicht zu werten ist, glaubt man doch, die Keime zu einer neuen großen Entwicklung zu erkennen. Das verschiedene kulturelle Leben der einzelnen Jahrhunderte bedingt die Verschiedenartigkeit der Signete in Inhalt und Form.

Die Signete des 17. und 18. Jahrh. unterscheiden sich von denen des 16. Jahrh. auch durch die beigefügten Schriftzeilen. Man ersieht aus diesen, daß fast nur noch der Verleger ein Signet besitzt, nur ganz selten kommt eine reine Druckermarke vor. — Im 17. Jahrh. werden noch regelmäßig die lateinischen Ausdrücke „sumptis" etc. gebraucht. Allmählich setzt sich aber die deutsche Sprache durch, und Ende des 18. Jahrh. herrscht das „Verlegt bei" oder „In Verlegung". Außerdem wird oft neben den Namen des Verlegers die Bestätigung, daß er die Erlaubnis für den Druck oder Verlag des Werkes hat, auf das Signet gesetzt. Im 17. Jahrh. noch lateinisch: „Permisso superiorum et privilegio", oder „Cum privilegio Caesareo et Saxonico", später deutsch: „Mit Röm. Kaiserl. auch Königl. und Kursächsisch allergnädigster Freyheit" oder „Mit allergnädigsten Freyheiten" etc.[1])

Die Privilegien sind seit Anfang des 16. Jahrh. der einzige Schutz der Autoren und Verleger gegen Nachdruck, aber auch sie haben nicht immer den gewünschten Erfolg gehabt. Für das Signet selbst boten sie keinen gesetzlichen Schutz. Erst im 19. Jahrh. (1874) wird er durch das gesetzliche Urheberrecht geschaffen.

Die Umschriften, die sich auf den Inhalt des Signets beziehen, werden seit der Mitte des 17. Jahrh. immer mehr in deutscher Sprache ausgedrückt, ein Beweis für die Steigerung des nationalen Empfindens. Seit dem 18. Jahrh. kommt keine Büchermarke mehr in den drei Sprachen der Humanisten vor, wenn auch der lateinische Wahlspruch selbst heute noch nicht gefallen ist.

2. Kupferstichsignete unter Einfluß des Rokoko.

In Bezug auf Technik, Form und Inhalt, auf künstlerischen Wert und Quantität nehmen die Marken nach der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. eine wesentlich andere Entwicklung. Bis zu diesem



Abb. 81. Abb. 82. Abb. 83. Abb. 84. Abb. 85.

[1]) Vergl. Weiß. Slg. No. 426 und 427.

Zeitpunkt wurde für die Büchermarke hauptsächlich der Holzschnitt (seltener Metallschnitt) verwendet, danach gebraucht man für die Signete vor allem den Kupferstich. Kupferstichillustrationen sind schon in den Büchern des 16. Jahrh., in Italien auch schon im 15. zu finden, dagegen ist für die Signete der Gebrauch der Kupferplatte erst im 17. Jahrh. allgemein.[1]) Der Kupferstich bringt etwas Zwiespältiges in das Buch. Wie die mechanische Verbindung zwischen Text und Illustration infolge der verschiedenen Drucktechnik zerrissen wird, so fallen auch nicht mehr die optische Wirkung der Type und des Bildes zusammen.[2]) Nur wenn auf die gute Ausführung beider höchster Wert gelegt wird und sie einander möglichst angepaßt werden, kann eine harmonische Wirkung erzielt werden. Den meisten Büchern des 17. bis 19. Jahrh. fehlt diese Harmonie. Auch die Signete bilden keine Einheit mehr mit dem Buch. Entweder sind sie sehr groß und aufdringlich, um das Malerische des Kupferstiches zur Geltung kommen zu lassen, oder sie sind klein und unscheinbar und inhaltlich unbedeutend.

Den meisten Kupferstichsigneten des 17. bis 19. Jahrh. fehlen die Eigenschaften einer guten Büchermarke. Daß sie die Herkunft des Buches bezeichnen und ihren Besitzer empfehlen sollen, wird kaum noch berücksichtigt. An Stelle der Signetbilder, die durch ihre breiten Erzählungen und überreichen Formen schon diese Entwicklung einleiteten, treten im ausgehenden 16. Jahrh. in Kupfer gestochene Vignetten oder, wie man am Ende des 17. Jahrh. sagt: „Inventionen".[3]) Die Hauptsache war, daß eine solche Invention da war. Wenig bekümmerte man sich darum, ob sie zum Inhalt oder Charakter des Buches paßte. Diese Inventionen sind vollkommen unter dem Einfluß von fremden und zwar französischen Vorbildern entstanden. Die Zeit, in der alles, was vom französischen Hofe kam, nachahmenswert und mustergültig erschien, die Zeit des Rokoko, der höfischen Idylle und der Galanterie geht am Signet nicht spurlos vorüber. Das zeigen die zart hingehauchten Bildchen mit den weichen verschwommenen Umrissen, den zierlichen und anmutigen Gestalten, den idealisierten Götterfiguren, Genien und Putten. Ohne einen tieferen Sinn, leicht, tändelnd und heiter sind diese Darstellungen im Genrecharakter gehalten. Da erscheint auf einem Signet Apollo mit der Leier als nackter, schöner Jüngling, von Genien umgeben; mit dem Pegasus im Hintergrund[1]) oder in einem Wagen, der von drei feurigen Pferden gezogen wird, der gekrönte Merkur mit einer schlanken, schönen Siegesgöttin auf dem Schoß.[2]) Seit dieser Zeit ist bis in unsere Tage die Göttin der Weisheit, Pallas Athene, besonders beliebt. In ganzer Figur,[3]) mit der Fackel in der Hand, auf einer Kugel, als Porträtkopf[4]) oder als Büste[5]) wird sie gebracht. Auch Merkur mit dem Caduceus, wie er sein Pferd bändigt oder über die Erde Bücher ausstreut, ist beliebt und kommt in verschiedenen Variationen immer wieder vor.[6]) In dieser Zeit werden zum ersten Mal die mythologischen Vertreter von Wissenschaft und Handel als Freunde auf einem Signetbild dargestellt. Bei Heinrich Berger, Tübungen 1762, stehen sie in einer Bibliotheksecke und blicken in einen schönen Garten[7]) (s. Abb. 86), bei dem Verleger Samuel Heinsius reichen sie sich vor dem Stadtbild Leipzigs die Hände: „Conspirant amicissime".[8])

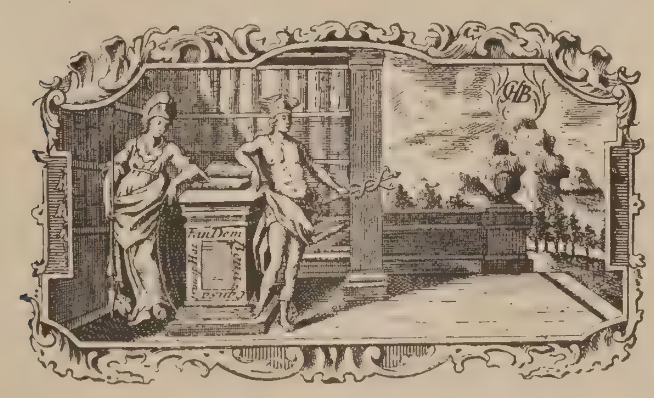


Abb. 86.

[1]) Conrad Butgen (Vergl. Kölner Büchermarken, Tafel 53, No. 194) und Sigmund Feyerabend (Frankfurter Büchermarken No. 80) haben schon im 16. Jahrh. Kupferstichsignete.

[2]) W. Crane: Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit. Leipzig 1901.

[3]) Vergl. Kirchhoff: Arch. f. Gesch. d. Dtsch. Buchhandels XIV, Seite 376.

[1]) Bei Johann Daniel Dulssecker, Straßburg 1738 (Zeichnung von L. Debrie, Stich von J. H. Weiß), Elsäßische Büchermarken, Tafel 59, No. 1. — Bei F. W. Grunow, Leipzig (Heichen No. 19).

[2]) Bei George Jaques Decker 1767 (Weiß. Slg. No. 422).

[3]) Bei dem Allgemeinen Verein für deutsche Literatur (Hermann Paetel) Berlin (Heichen No. 31). — Bei Christian Ulrich Wagner, Ulm 1750 (Weiß. Slg. No. 429). — Bei Ernst Wasmuth, Berlin (Heichen, No. 369).

[4]) Bei Haude & Spemer, Berlin 1743 (Weiß. Slg. No. 422).

[5]) Bei Karl Konegen, Wien (Heichen, No. 109).

[6]) Bei Kaspar Fritsch, Leipzig 1739 (Weiß. Slg. No. 426). Bei J. Jakob Korn, Breslau 1751 (Weiß. Slg. No. 422). Bei Vandenhoeck und Rupprecht, Göttingen 1702 (Heichen, No. 149).

[7]) Weiß. Slg. No. 429.

[8]) Weiß. Slg. No. 426.



Abb. 87.

Schon die Auswahl, die man unter den mythologischen Figuren trifft, läßt einen kleinen Unterschied zur vorhergehenden Zeit erkennen. Apollo, der Gott des Gesangs und der Dichtkunst, das Idealbild männlicher Jugendschönheit, ist in der Zeit des französischen Geschmacks besonders beliebt. Außerdem werden Pallas Athene und Hermes bevorzugt, um die Beziehung zum Buch nicht ganz zu verlieren. Fühlbarer wird der Unterschied bei den Marken, die nur Attribute der göttlichen Figuren oder andere symbolische Gegenstände bringen, meist verstreut neben oder in einander liegend, oder mit Putten und Genien belebt. Oft kommt auf den Signeten des 18. Jahrh. die Leier Apollos vor, dem Feuer eines Altars entsteigend, von Genien oder Putten umgeben oder gehalten[1] (s. Abb. 87), auch mit dem Merkurstab vereinigt.[2] Dann werden in einer Marke Blätter, Zweige, Bücher und Merkurstab zusammengestellt,[3] oder kleine nackte Kinder, die mit Büchern spielen oder auf Druckwerken sitzen, gebracht.[4] — Selbst in diesen Büchermarken kommt der weiche, süßliche Charakter der Kunst zur Zeit Ludwigs XV. zum Durchbruch, und man wundert sich, daß sich Signete in ähnlichem oder demselben Geschmacke bis ins 19. Jahrh., wo diese Periode längst überwunden war, erhalten haben. Heute, wo der kulturelle Hintergrund ein ganz anderer ist, wirken solche Marken unbedingt stil- und geschmacklos.

Der Einfluß des französischen Rokoko ist so stark, daß er selbst in den Kupferstichsigneten mit religiösen Motiven zum Ausdruck kommt. Diese Bildchen besitzen nichts mehr von der Klarheit und Tiefe der Auffassung, die den Signeten des 16. Jahrh. eigen war. In manchen ist ein leiser moralisierender Ton zu spüren und nur ganz oberflächlich, öfters mit anderen, zum Teil mythologischen Vorstellungen verwoben, wird das Motiv dargestellt. Eine Marke, wie die von Friedrich Sporr, Straßburg 1657,[1] zeichnet sich nicht durch eine besondere Gedankentiefe aus: ein Baum, der sein Licht, also sein Wachstum, von Jesus empfängt, weist auf das „facile crescam" hin. Ebenso oberflächlich wirkt die Illustration zu „Der Name Jesu ist ein Vest": ein hoher steiler Berg mit einer Festung wird von der Sonne beschienen.[2] Wenn aber in den Wolken die christliche Liebe, mit Kreuz und Flamme in den Händen, in Gemeinschaft mit dem Merkurjüngling vorkommt, so ist das für unsere Begriffe geschmacklos[3] (s. Abb. 88). Auch Fides, Charitas und Amor werden vollkommen in der süßlichen Manier des 18. Jahrh. gegeben, und nur an den Attributen erkennt man, daß diese glatten und schönen Gestalten christliche Tugenden verkörpern sollen.[4]



Abb. 88.

3. Monogrammsignete.

Mit den Kupferstichen im Rokokogeschmack, deren Blütezeit in das 18. Jahrh. fällt, hätten wir die erste Gruppe der Marken des 17. bis 19. Jahrh. kennen gelernt. Die reinen Monogrammsignete bilden die zweite Gruppe, die formal und inhaltlich stark von den Marken der vorhergehenden Zeit abweicht. Sind wir schon einigen monogrammartigen Zeichen begegnet, so bildete doch meist das Monogramm nur einen Teil des Bildes und

[1] Bei der Weigandschen Buchhandlung, Leipzig 1770 (Weiß. Slg. No. 426).

[2] Bei Schwan u. Götz, Mannheim 1796 (Weiß. Slg. No. 427).

[3] Bei Kaspar Fritzsch, Leipzig 1776 (Weiß. Slg. No. 426).

[4] Bei Carl Naumann, Leipzig 1792 (Weiß. Slg. No. 426). Bei der Halmschen Buchhandlung, Leipzig 1812 (Weiß. Slg. No. 426).

[1] Vergl. Elsäßische Büchermarken, Tafel 55, No. 1.

[2] Bei Gebrüder Korte, Altona und Flensburg 1743. (Weiß. Slg. No. 422).

[3] Bei Gebrüder Veit, Augsburg (Weiß. Slg. No. 422).

[4] Bei Georg Friedrich Seiler, Erlangen 1780 (Vergl. Weiß. Slg. No. 422).



Abb. 89.

war mit anderen Motiven verwoben. Erst im 17. und 18. Jahrh. wird es häufig ganz allein, manchmal mit einer Krone oder einem Palmenzweig verziert,[1]) ohne Schild und ohne stützende Figur gebraucht. Aus seinen verschnörkelten und sich verzweigenden Linien spricht Freude und Vorliebe für komplizierte Formen (s. Abb. 89). Eine raffinierte Technik brachte solche Signete zustande, die spielerisch wirken, meist kaum leserlich sind, — also den Zweck der Marke vollkommen verfehlen (s. Abb. 90). Jetzt werden die Signete zum reinen Ornament. Die Vorbilder für diese ornamentalen Monogrammsignete waren wohl die Vorlagen für Unterschriften auf Urkunden und amtlichen Schriftstücken und für sonstige Verzierungen, die die Schreibmeister des ausgehenden 16. und des beginnenden 17. Jahrh. anfertigten.[2])

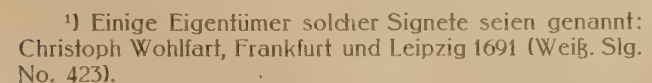
Diese verschnörkelten Monogrammsignete, die inhaltlich überhaupt nichts mehr bieten, bilden zahlenmäßig die stärkste Gruppe der Marken des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrh. Am Ende des 18. Jahrh. ist diese Sitte oder Unsitte kaum noch zu finden. Von da an werden wieder einfachere, leicht leserliche Monogramme oder Initialen verwendet. Unter den Signeten des 19. Jahrh.



Abb. 90.

steht das Monogrammsignet an erster Stelle. Gern setzt man es in kleine Schilde und fügt auch Schildhalter hinzu. Es sei nur an die verschiedenen Motive der Firma Velhagen & Klasing in Leipzig und Bielefeld erinnert, wo das Monogramm bald auf einem Glas, bald auf einer Retorte vorkommt, wo der Schild von Tieren oder einem Schulkind gehalten wird. Heute verwendet der Verlag hauptsächlich das Signet mit dem Greifen (eine Nachbildung vom Großen Dürerschen Triumphbogen), der das Monogrammschild in seinen Tatzen hält.[1]) Daß ein Monogramm, trotz seiner Einfachheit originell wirken kann, sieht man an dem Signet von Schmidt & Spring in Stuttgart, wo die beiden „S“ höchst geschickt verbunden sind.[2]) Die vielen kleinen Initialen und Monogramme, die oft in Münzenform gebracht werden[3]) (s. Abb. 91), zeigen, wie wenig Wert man im 19. Jahrh. auf ein wirklich charakteristisches Signet legte. Mangel an Erfindungsgabe und künstlerischer Gestaltungskraft spricht aus fast allen Signeten dieser Zeit.

Das 20. Jahrh. bringt darin eine Wandlung. Graphiker versuchen die Monogrammarken künstlerisch zu gestalten, die Buchstaben klar und deutlich zu verbinden und ihnen ein charakteristisches Gepräge zu geben. Trotz mancher mißglückter Versuche stehen die Monogrammsignete unserer Zeit weit über denen vor dem ausgehenden 19. Jahrh. Man beachte einmal die Wirkung der verschiedenen Marken B. G. Teubners! (s. Abb. 92). Die Marke, die der Gründer der Firma entwarf (s. No. 2), ist mindestens einem von den drei Signeten, die von Walter Tiemann stammen (s. No. 1, 3, 4), an Wirkung überlegen und steht hinter den beiden anderen nur wenig zurück.[4])



[1]) Einige Eigentümer solcher Signete seien genannt: Christoph Wohlfart, Frankfurt und Leipzig 1691 (Weiß. Slg. No. 423).

G. Heinrich Oerlingius, Frankfurt 1690 (Weiß. Slg. No. 423).

J. P. R. Dulssecker Straßburg 1696 (Elsäß. Büchermarken, Tafel 57, No. 1, 2, 4).

Th. Lerse, Straßburg 1713 (Elsäß. Büchermarken, Tafel 60, No. 1).

Johannes Beck, Straßburg 1715 (Elsäß. Büchermarken, Tafel 60, No. 1).

J. G. Cotta, Tübingen 1706 (Weiß. Slg. No. 429) Johann J. Enderes, Schwabach 1740 (Weiß. Slg. No. 429), J. L. Gleditsch, Leipzig 1697 (Weiß. Slg. No. 426).

[2]) Vergl. die verschiedenen Vorlagen, die das Museum für Buch und Schrift in Leipzig besitzt.

[1]) Vergl. Heichen, No. 48 und Weiß. Slg. No. 429b.

[2]) Vergl. Weiß. Slg. No. 429b.

[3]) Vergl. Heichen, No. 226, 227 und 228. Monogramme auf Tafeln oder Schilden vergl. bei Heichen, No. 256, 260, 261, 266 etc.

[4]) Vergl. Schramm: Plakat, 10. Jahrgang.



Abb. 91.



1.



2



3.



4.

Abb. 92.

4. Signete mit übernommenen Motiven.

Die dritte große Gruppe der Signete des 17. bis 19. Jahrh. umfaßt alle, die sich an alte Vorbilder anlehnen. Besonders in den Holzschnittsigneten werden alte Motive übernommen, weniger in den Kupferstichsigneten.

Bei den religiösen Marken taucht das Symbol des alten Baumes, aus dem ein neuer Zweig wächst, wieder bei G. W. Hammius, Helmstedt 1696[1]), auf, mit der Schrift: „Gott dein Schein wird allein Helffer seyn". Ähnlich bei J. D. Hanschius, Hildburghausen 1765,[2]) wo der Baum von einem kleinen Genius (!) begossen wird: „Tandem surculus arbor". Die Arche Noah[3]) oder ein Schiff auf wildem Meer treibend[4]) werden gern als Zeugnisse für den unerschütterlichen Glauben an die Hilfe Gottes in der Not zu Signetbildern verwendet. Das Meer allein, das durch heftigen Wind bewegt wird, ist ein Symbol für das Erhobenwerden trotz anscheinender Verwirrung: „Turbant, sed extollunt".[5]) Die Sonne, das Sinnbild der Gnade Gottes (Deo gratia),[6]) der Blitz des strafenden Richters,[7]) das Gotteslamm,[8]) der Amboß, auf dem eine Hand aus Wolken hervor mit einem Hammer schlägt,[9]) — das sind einige Signete, die von der vorhergehenden Zeit beeinflußt wurden und keine neuen Gedanken haben.

[1]) Vergl. Weiß. Slg. No. 424. Dasselbe Motiv anch einmal bei den Breitkopfs vorkommend. (Weiß. Slg. No. 426).

[2]) Vergl. Weiß. Slg. No. 424.

[3]) Bei Chr. Friedrich Weigand, Helmstedt 1761 (Weiß. Slg. No. 424). Bei Friedrich Lankisch, Leipzig 1776 (Weiß. Slg. No. 426).

[4]) Bei Johann Reinhard Dulssecker, Straßburg 1776 (Elsäß. Büchermarken, Tafel 61, No. 5, Tafel 58 und 59 mit vollkommen ausgearteter Umrahmung).—Bei Peter Franke, Halle 1753 (Weiß. Slg. No. 424).

[5]) Bei G. Schlüter und M. Happach, Augsburg 1719. (Weiß. Slg. No. 422).

[6]) Bei der Rengerschen Offizin, Halle 1729 (Weiß. Slg. No. 424).

[7]) Bei J. W. Hartungius, Jena 1749 (Weiß. Slg. No. 425).

[8]) Bei J. C. Peezius, Regensburg 1742 (Weiß. Slg. No. 427).

[9]) Bei Jonas Schmidt, Lübeck 1737 (Weiß. Slg. No. 427.)

Wichtiger ist eine kleine Gruppe von religiösen Marken, deren einzelne Symbole den Einfluß des Pietismus erkennen lassen. Da, wo im 18. Jahrh. das Kreuz, das Schweißtuch und die Marterwerkzeuge Christi gebracht werden, wo Jesus als der leidende Schmerzensmann mit Dornenkrone und Geißelwunden auf den Signeten dargestellt wird, hat man es mit pietistisch beeinflußten Druckern oder Verlegern zu tun.[1]) Selbst in ihren Büchermarken mußten sie ihr Schwärmen für die Leiden und den Tod des Heilands zum Ausdruck bringen.

Die Marken, die an Tod und Sterben mahnen, kommen auch noch im 17. und 18. Jahrh. vor. Den Totenkopf mit „Persevera usque ad finem et coronaberis" führt Wolfgang Endter, Nürnberg 1640;[2]) bei Zeisens Witwe und Hartungs Erben in Leipzig und Königsberg 1767 stehen Schädel und Sanduhr auf einem Sockel, der die Inschrift trägt: „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn".[3])

Durch den Humanismus beeinflußte Signete kommen nach dem 30jährigen Krieg kaum noch vor. Man hat keine Kenntnisse mehr, mit denen zu prunken wäre. Nur durch kleine Symbole wird auf die Beziehungen zu Wissenschaft, Kunst und Musik, die das Buch vermitteln soll, hingewiesen. Bücher, Paletten, Tintenfässer[4]) sollen sie andeuten, ferner der Globus mit Meßinstrumenten,[5]) die Erdkugel, die auf Büchern ruht,[6]) der Setzkasten, der von einem Engel bedient wird,[7]) Landkarten und

[1]) Bei Abraham Lichtenthaler, Sulzbach 1689, bei Johann Caspar Leydenmayr, Linz 1711, bei Nyontattatott Györött, 1775 (Kolophonsammlung des Museums für Buch und Schrift, Leipzig).

[2]) Vergl. Weiß. Slg. No. 427.

[3]) Vergl. Weiß. Slg. No. 426.

[4]) Bei G. Rhod. Stochdorph, Straßburg 1758 (Elsäß. Büchermarken, Tafel 60, No. 1).

[5]) Bei P. E. Richter, Altenburg 1751 (Weiß. Slg. No. 422).

[6]) Bei F. Xaver Craetz, Ingolstadt 1752 (Weiß. Slg. No. 422).

[7]) Bei Theodor Chr. Felginer, Hamburg 1724 (Weiß. Slg. No. 424).

der Tierkreis,[1]) Sonnenuhr und Personifikationen von Sonne und Mond;[2]) im 19. Jahrh. vor allem die Eule als Vogel der Weisheit[3]) und die Sphinx.[4])

Was an mythologischen Motiven übernommen wird, wurde zum Teil schon erwähnt. Auf einige besondere deutliche Anlehnungen an Marken des 16. Jahrh. sei noch hingewiesen, um auch hier den völligen Mangel an Ideen in den Signeten dieser drei Jahrhunderte zu zeigen. Wir finden den Merkurstab Frobens fast unverändert, sogar mit dessen Wahlspruch: „Simplex et prudens" bei Simon Paulli, Straßburg 1669,[5]) und Ad. Gottl. Schneider, Nürnberg 1780.[6]) Wie früher Apiarius und Feyerabend, so verwendet jetzt Johann Heinrich Heiß, Straßburg 1769,[7]) Bienenkörbe, aus welchen Bienen zum Sammeln ausfliegen, als Sinnbild fleißiger Arbeit. Pegasus[8]), Greif, Hahn[9]) und Kranich[10]) werden auch jetzt noch als Embleme gebraucht. Die Ausführung dieser alten Bilder ist ziemlich mangelhaft und nur selten wird das Übernommene der eigenen Zeit angepaßt.

Wappen oder wappenähnliche Marken werden bis heute gern als Signet verwendet. Auf die Renaissancewappen folgen im 18. Jahrh. die im Geschmack des Rokoko. So wird z. B. das Wappen der Erben Foerster in Hannover (1770) von geflügelten Genien in die Wolken getragen,[11]) während das von Blättern und Bändern umgebene Wappen des Johann Wilhelm Schmid in Göttingen[12]) mit den Sprüchen: „Honi soit, qui mal y pense" und „Dieu et mon droit" sowohl englischen wie französischen Einfluß verrät (s. Abb. 93).



Abb. 93.

Von den Wappensigneten des 19. Jahrh. wäre das der Reichsdruckerei in Berlin zu nennen, die den Reichsadler mit Krone, umgeben von einem Früchtekranz, der von Engeln gehalten wird, verwendet[1]) und außerdem das Buchdruckerwappen mit dem Löwen, der einen Druckerballen in der Tatze hält. Es kommt zuerst 1640 in Leipzig vor und ist „vielleicht aus der Vereinigung des Adler- und Löwenwappens entstanden".[2]) Die Signete von Biedermann,[3]) G. H. Wiegandt—Kassel,[4]) L. Ehlermann-Dresden[5]) (s. Abb. 94) und Roth-Gießen[6]) sind alle auf alte Familienwappen zurückzuführen.



Abb. 94.

Beinahe noch beliebter als im 16. Jahrh. sind im 18. und 19. Jahrh. die „Redenden Signete". Besonders im 19. Jahrh. ist die Vorliebe für sie sehr stark. Selten haben diese Marken einen künstlerischen Wert. Ihr Inhalt nimmt oft viel zu sehr auf den Geschmack der großen Masse Rücksicht: manchmal ist er direkt trivial. — Das Kupferstichsignet, wo vor Dorfhäusern ein Storch steht, der einen Stock im Schnabel hält, entbehrt nicht einer komischen Wirkung: es spielt auf den Namen Stockdorph an.[7]) Den Springer aus dem Schachspiel neben dem Monogramm zu verwenden, war kein schlechter Gedanke und ist als Signet für Julius Springer in Berlin sicher nicht unvorteilhaft.[8])

---

[1]) Bei Johann Gebauer, auf seinem großen, viele Details enthaltenden Signet; Halle 1781. (Weiß. Slg. No. 424).

[2]) Bei Martin Endter, Nürnberg 1716 (Weiß. Slg. No. 427).

[3]) Bei C. Schönert, Leipzig 1894 (Weiß. Slg. No. 429b).

[4]) Bei M. Simion, Zerbst 1845 (Weiß. Slg. No. 429b).

[5]) Vergl. Elsäß. Büchermarken, Tafel 56, No. 1, 2.

[6]) Vergl. Weiß. Slg. No. 425.

[7]) Vergl. Elsäß. Büchermarken, Tafel 60, No. 1, 2.

[8]) Beim Verlag der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung, Braunschweig 1773. (Weis. Slg. No. 423).

[9]) Bei Adolph Geering, Basel, (Heichen No. 95): vollkommen an die Marke von Froben, Amerbach und Petri angeglichen. — Bei F. A. Brockhaus 1858 (Weiß. Slg. No. 429a).

[10]) Bei Friedrich Andreas Perthes, Gotha 1796 (Weiß. Slg. No. 429a).

[11]) Weiß. Slg. No. 424.

[12]) Weiß. Slg. No. 424.

---

[1]) Vergl. Weiß. Slg. No. 429a.

[2]) Vergl. K. Faulmann: Geschichte der Buchdruckerkunst, Seite 415.

[3]) Vergl. Heichen No. 174.

[4]) Vergl. Heichen No. 175.

[5]) Vergl. F. von Z.: Neuere deutsche Drucker-, Verleger- und Antiquariatsmarken. Ztschr. f. Bücherfrde. 1897/98.

[6]) Vergl. Heichen No. 180.

[7]) Vergl. Elsäßische Marken, Tafel 60, No. 2.

[8]) Vergl. Heichen No. 70.

Ob der Schlüsselbart, der als Füllung des Wappenschildes dient, seinen Zweck bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig erfüllt hat, zumal mancherlei Zutaten beigefügt sind, ist zweifelhaft[1]) (s. Abb. 95).



Abb. 95.

Ganz geschmacklos ist aber das in französischer Manier des 18. Jahrh. gehaltene Signet von F. W. Grunow in Leipzig, der durch einen auf einer Wiese sitzenden Apoll und die Worte: „En! Viridi prato consedit Phoebus Apollo" auf den Namen Grunow (= grüne Aue) anspielt[2]) (s. Abb. 96).

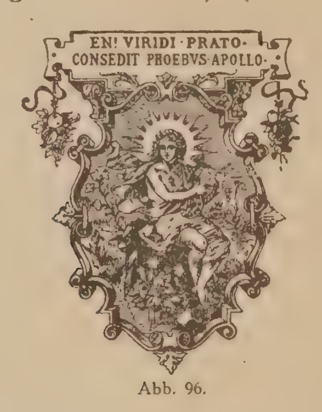


Abb. 96.

Viele Signete des 19. Jahrh. sollen auf den Charakter des Verlags hindeuten. Mancher Spezialverlag versucht, einwandfreie Marken zu verwenden. An die Spitze aller möchte ich das Signet des Neutheosophischen Verlags zu Bitigheim (Württemberg) stellen, das als eines der wenigen Signete des 19. Jahrh. trotz reicher Symbolik den wirklichen Markencharakter wahrt und dabei nicht unkünstlerisch wirkt[3]) (s. Abb. 97). Die



Abb. 97.

[1]) Vergl. Weiß. Slg. No. 429b.
[2]) Vergl. Heichen No. 19.
[3]) Vergl. Heichen No. 133.

Dreieinigkeit wird durch Herz mit Flämmchen und Strahlenkranz angedeutet. Die sieben Sterne darunter weisen auf die sieben Eigenschaften Gottes hin, während das Ganze gleichzeitig die christlichen Symbole für Glaube (Kreuz), Liebe (Herz) und Hoffnung (Anker) darstellt. Wirksam, wenn auch nicht künstlerisch, ist das Signet von Langenscheidt, Berlin 1887,[1]) das die sprachliche Verbindung von Deutschland, Frankreich und England, die der Verlag anstrebt und fördert, durch eine halbe Erdkugel andeutet, über welcher sich die Hände der drei Länder fassen.

Mit der Urne als Sinnbild der Altertumswissenschaft verweist J. Scheibles Verlag auf seine Spezialität, den Antiquariatshandel.[2]) Die Feder von Soennecken[3]), die Schreibtafel von J. J. Tonger[4]), die Noten von C. F. Peters,[5]) der Brief von Ernst Heitmann,[6]) der Narr von Glaser & Garte,[7]) Landkarten, Globus und Buch von Dietrich Reimer,[8]) — seien als Beispiele für den Durchschnittscharakter der Signete des 19. Jahrh. genannt. Als Geschmacksverirrung muß man die Verwendung der Medaillen von Weltausstellungen,[9]) des Gutenbergkopfes[10]) und des Bildes von Froschauer[11]) zu Signeten bezeichnen. Diese Motive geben der Büchermarke kein eigenes Gepräge und stehen überhaupt mit ihrem Zweck in keinem Zusammenhang.

Zum Schluß sind noch die Marken zu nennen, in denen sich der neue Charakter der Büchermarken des 20. Jahrh. bemerkbar macht, und die als Vorläufer der modernen Signete bezeichnet werden können. Das nach dem Thorwaldsenschen Motiv von „Amor auf dem Delphin" kombinierte Signet von E. A. Seemann-Leipzig im Geschmack der 80er Jahre[12]) ist jetzt zum Vorteil des Verlags durch den künstlerisch wirkenden Sämann ersetzt. Glücklich erscheint die Verwendung eines Schiffes mit

[1]) Vergl. Heichen No. 146 und Weiß. Slg. No. 420a.
[2]) Vergl. Heichen No. 30.
[3]) Vergl. Heichen No. 386.
[4]) Vergl. Heichen No. 286.
[5]) Vergl. Heichen No. 206.
[6]) Vergl. Heichen No. 69.
[7]) Weiß. Slg. No. 429a.
[8]) Vergl. Heichen No. 158.
[9]) Z. B. bei dem deutschen Verlag von Steiger & Co. in New York (Vergl. Heichen No. 333).
[10]) Bei Mahlau und Waldschmidt in Frankfurt/M. (Vergl. Heichen No. 196).
[11]) Beim Schweizerschen Antiquariat (Vergl. Heichen No. 331).
[12]) Vergl. Heichen No. 368.

dem Spruch: „Sidere, ventis, manibus" bei Reuthers Verlag in Berlin 1878[1]), später in ähnlicher Form wieder im Inselverlag auftauchend. Auch das Monogrammschild Alexander Dunckers, Berlin 1835[2]), das unter Blättern liegt (Inter folia fructus) wirkt vorteilhaft. Ebenso der auf einem Felsen Wache haltende Adler von Adolf Tietze, Berlin 1877, mit dem Spruch: „Immer auf Wacht",[3]) und der in die Luft fliegende Adler von Duncker & Humblot, Leipzig 1878, mit „Vincit veritas"[4]) (s. Abb. 98). Wie das



Abb. 98.

Münchner Kindl auch auf einem Signet seine dekorative Wirkung behält, zeigt die Marke von Max Brissel, München 1861.[5]) Ein altes Steinmetzzeichen aber hat sich der Verleger und Erforscher dieser Zeichen, G. Schwetschke in Halle a. S., gewählt und damit eine klare, charakteristische Büchermarke erhalten.[6]) Wegen der einfachen, leicht einprägsamen und doch auch höchst wirkungsvollen Formen werden in den modernen Signeten vielfach wieder, wie in der Inkunabelzeit, geometrisch-abstrakte Zeichen verwendet. Im 20. Jahrh., wo man beim Signet auf Klarheit und Einfachheit den Hauptwert legt, um es zu einer Art „Kurzform des Angebots"[7]) und zur „künstlerischen Reklame"[8]) zu machen, kommen die Formen der alten Hausmarken, Steinmetz- und Wasserzeichen,[9]) die diese Forderung erfüllen, wieder zur Geltung.

Schluß.

Von großen Verlegern und Druckern, die von den englischen Vorbildern gelernt hatten (Pan, Inselverlag, Eugen Diederichs) geht am Ende des 19. Jahrh. die neue Bewegung auf dem Gebiete des Buchgewerbes aus. Bald erscheint es selbstverständlich, Inhalt und Form einerseits, Type, Bild und Ornament andrerseits in Einklang zu bringen. Das Buch soll wieder zum Kunstwerk werden. Wie in der Zeit der Renaissance ziehen die Verleger und Drucker Künstler heran, die sie bei der Herstellung des Buches unterstützen sollen; Männer wie Peter Behrens, Johann Vincenz Cissarz, F. H. Ehmcke, Otto Hupp, Josef Sattler, Hugo Steiner-Prag und Walter Tiemann müssen als solche genannt werden. Viele moderne Signete, die formal und inhaltlich einwandfrei sind, verdanken wir ihnen.

Auf die neuesten Drucker- und Verlegerzeichen einzugehen, muß einer späteren Arbeit überlassen bleiben. Ihre Zahl ist so groß und ihr Inhalt so verschieden, als daß sie auf wenigen Seiten zu behandeln wären. Jedenfalls haben wir heute wieder einen Höhepunkt in der Entwicklungsgeschichte des Signets erreicht, der ebenso bezeichnend für unsere Kultur ist wie der im Anfang des 16. Jahrh. Das ist aber der große Unterschied zu den früheren Signeten: die heutigen betonen vor allem den Werbecharakter und wollen der Reklame dienen. Darum setzt man sie nicht nur auf den Buchtitel, sondern auch auf den Bucheinband und -umschlag, auf Briefbogen und Postkarten, auf Verpackungen, Rechnungen, kurz auf sämtliche Geschäftssachen. Trotzdem ist die Kenntnis und Wertschätzung dieser kleinen werbenden Kunstwerke heute noch nicht so allgemein, wie man annehmen sollte. Daß sie wirklich ein Interesse verdienen, sollte diese Arbeit zeigen[1]) (s. Abb. 99).

Nachdem dieser allgemeine Überblick über die deutschen Drucker- und Verlegerzeichen gegeben ist, müßten einmal in der gleichen Weise die französischen, englischen, italienischen und spanisch-portugiesischen Signete durch die Jahrhunderte hindurch behandelt werden. Soviel ich durch Vergleiche sehen konnte, scheinen überall die gleichen Gesichtspunkte bei der Wahl einer Büchermarke ausschlaggebend gewesen zu sein und dieselben Motive fast in allen Ländern vorzukommen. Trotz dieses gleichmäßigen Charakters aller Signete Europas dürften sie doch Eigentümlichkeiten be-

[1]) Vergl. Heichen No. 55.

[2]) Vergl. Weiß. Slg. No. 429a.

[3]) Vergl. Weiß. Slg. No. 429 a (Zeichnung von L. Burger).

[4]) Vergl. Weiß. Slg. No. 429a und Heichen No. 101.

[5]) Vergl. Weiß. Slg. No. 429b.

[6]) Vergl. Heichen No. 190. Der Rosenkranz ist eine recht unnötige Zutat.

[7]) Vergl. Werbeanwalt Weidenmüller: Die Geschäftszeichen der Buchdrucker.

[8]) Vergl. M. Ostrop: Das künstleriche Verlagszeichen der Gegenwart. Zschr. f. Bücherfreunde N. F. 1919/20.

[9]) Es sei nur auf die von Walter Tiemann entworfenen Signete, die sich stark an Hausmarken und Wasserzeichen anlehnen, erinnert (Vergl. Plakat 1919).

[1]) Als Versinnbildlichung der Arbeit ist das signetähnliche Bild auf Seite 72 (Abb. 99) gedacht: aus allen Büchern, die überhaupt zugänglich waren, wurden die Signete zur wissenschaftlichen Verwertung zusammengesucht.

sitzen, die nur durch die Nationalität und ihre besondere Kulturentwicklung zu erklären sind. Es ist ganz klar: Humanismus und Renaissancekunst werden in den deutschen Signeten anders zum Ausdruck kommen als in Spanien und Portugal, wo diese Bewegungen nie einen solchen Umfang angenommen haben; ebenso hat die deutsche Reformation auf die spanischen, portugiesischen und italienischen Marken kaum einen Einfluß ausüben können; desgleichen muß sich das Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. am stärksten in den Büchermarken Frankreichs wiederspiegeln usf. Die Besonderheiten der Marken der einzelnen Nationen und ihre verschiedene Entwicklung einmal festzustellen und sie mit derjenigen der deutschen Signete zu vergleichen, wäre eine Arbeit, die für die vergleichende Kulturgeschichte sicher aufschlußreiche Ergebnisse liefern würde.

Literatur.

Andresen, A., Der deutsche Peintre-Graveur, 5 Bde. Leipzig 1866.

Becker, C., Jobst Amman, Zeichner und Formschneider, Kupferätzer und Stecher. Leipzig 1854.

Berjeau, J. Ph., Early Dutsch, German and English Printers' Marks. London 1866.

Bernoulli, C. Christ., Geistiges Leben und Buchdruck zu Basel in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sep.-Abdr. a. d. Festschrift z. 400. Jahrestag des Ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen 1901. Basel 1901.

Bockwitz, Hans, H., Drucker- und Verlegermarken in alter und neuer Zeit. Typogr. Mitt. 18. Jahrg. 7. Heft 1921.

Bonte, R.. Hausmarken und Steinmetzzeichen. Nassovia, 10. und 11. Jahrg. 1909/10.

Börckel, Alfred, Gutenberg und seine berühmten Nachfolger im ersten Jahrhundert der Typographie. Frankfurt/M. 1900.

Bormann, Hans H., Verlags-Eigenzeichen. Ein neues Sammelobjekt. „Berliner Montagspost“ 13. 3. 1922.

Brunet, J. C., Manuel du libraire et de l'amateur de livres. Paris 1860/65.

Die Büchermarken oder Buchdrucker- und Verlegerzeichen.
1. Elsäßische Büchermarken bis Anfang des 18. Jahrh. Herausgeg. v. Paul Heitz. Mit Vorbemerkungen und Nachrichten über die Drucker von Dr. Karl August Barack. Straßburg 1892. (Zit. „Elsäßische Büchermarken“).
2. Die italienischen Buchdrucker- und Verlegerzeichen bis 1525. Herausgeg. von Dr. Paul Kristeller. Straßburg 1893. (Zit. „Italienische Büchermarken“).
3. Basler Büchermarken bis zum Anfang des 17. Jahrh. Herausgeg. von Paul Heitz. Mit Vorbemerkungen und Nachrichten über die Drucker von Dr. C. Chr. Bernoulli. Straßburg 1895. (Zit. „Basler Büchermarken“).
4. Frankfurter und Mainzer Drucker- und Verlegerzeichen bis in das 17. Jahrh. Herausgeg. von Paul Heitz. Straßburg 1896. (Zit. „Frankfurter Büchermarken“ und „Mainzer Büchermarken“).

Butsch, A., F., Die Bücherornamentik der Renaissance. München 1878.

— Die Bücherornamentik der Hoch- und Spätrenaissance. München 1881.

Crane, W., Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuerer Zeit. Aus dem Englischen von L. u. K. Burger. Leipzig 1901.

Crous, Ernst, Die Büchermarken der Wiegendruckzeit. Der Sammler, 12. Jahrg. 1922.

Delalain, P., Inventaire des marques d'imprimeurs et de libraires. Troissième fascicule. Paris 1888.

Dibdin, Th. F., The bibliographical Decameron. London 1817. (3 Bde.)

Ebert, Fr., Ad., Allgemeines bibliographisches Lexikon. Leipzig 1830.

Ehmcke, F., H., Wahrzeichen—Warenzeichen. Das Plakat. 12. Jahrg. Heft 2, 1921.

— Gildenzeichen. Nach Entwürfen von F. H. Ehmcke und Mitarbeitern ausgeführt und herausgegeben durch die Schriftgießerei Gebr. Klingspor, Offenbach/M., 1907.

Engelhardt, R., Buchkultur und Buchreklame. Börsenblatt f. d. Dtsch. Buchhandel. 87. Jahrg. Leipzig 1920.

Ewald, W., Siegelkunde. Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte von Below-Meinecke. Abt. IV, München und Berlin 1914.

Falkenstein, H., Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung. Leipzig 1840.

Faulmann, K., Illustrierte Geschichte der Buchdruckerkunst. Wien 1882.

Friedländer, M. J., Der Holzschnitt. Handbücher der Kgl. Museen zu Berlin. Berlin 1917.

Frommann, Ed., Aufsätze zur Geschichte des Buchhandels im 16. Jahrh. Jena 1876.

Geiger, L., Aldus Manutius und die deutschen Humanisten. Zeitschr. f. Kulturgesch. N. F. 4. Jahrg. Hannover 1875.

Geßner, Chr. Fr., Die so nöthige als nützliche Buchdruckerkunst und Schriftgießerey. Leipzig 1740—45.

Gierke, O., Deutsches Privatrecht I. Leipzig 1895.

Götze, A., Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit. Straßburg 1905.

Goldfriedrich, J., Geschichte des Buchhandels vom Westfälischen Frieden bis zum Beginn der klassischen Literaturperiode. 1648—1740. Leipzig 1908. (Forts. zu Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels.)

Gravures sur bois tirées des livres français du XVe siècle. Paris 1868.

Gritzner, E., Heraldik. Meister Meisters Grundriß 1912.

Grotefend, H., Christian Egenolff, der erste ständige Buchdrucker zu Frankfurt/M., und seine Vorläufer. Frankfurt a. M. 1881.

Hain, Ludw., Repertorium bibliographicum. Vol. 1—2. Stuttgart und Paris 1826—28. Register von K. Burger:

Beiheft z. Ztrbl. f. Bibliothekswesen 8. Leipzig 1891. Supplement to Hain's Repertorium Bibliographicum by W. A. Copinger. London 1895.

Hase, Oscar v., Die Koberger. Eine Darstellung des buchhändlerischen Geschäftsbetriebes in der Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. 2. Aufl. Berlin 1885.

v. Havre, Marques typographiques des imprimeurs et libraires Anversois. Antwerpen 1883/84. 2 Bde.

Hauptmann, F., Wappenkunde. Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, Abt. IV. München und Berlin 1914.

Heichen, P., Die Drucker- und Verlegerzeichen der Gegenwart. Berlin 1892. (Zit. „Heichen").

Heiß, P., Die Zürcher Büchermarken bis zum Anfang des 17. Jahrh. Herausgeg. durch die Stiftung von Schnyder von Wartensee, Zürich 1895. (Zit. „Zürcher Büchermarken".)

Hirsch, Th., Handels- und Gewerbegeschichte Danzigs. Leipzig 1855.

— *Th.* und *F. A. Voßberg*, Caspar Weinreichs Danziger Chronik. Berlin 1855.

Hupp, O., Wider die Schwarmgeister. München 1918.

Kapp, F., Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrh. Leipzig 1886.

Kersting, W., Schußmarken. „Reklame", Februarheft 1921.

Kirchhoff, Albr., Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. 2 Bde. Leipzig 1851—53.

Koegler, H., Basler Büchermarken bis zum Jahre 1550. Ztschr. f. Bücherfreunde 1908/09.

Könnecke, G., Bilderatlas zur Geschichte der Nationalliteratur. 2. Aufl. Marburg 1894.

Kristeller, P., Die Straßburger Bücherillustration im XV. und im Anfange des XVI. Jahrh. Leipzig 1888.

— Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten. Berlin 1905.

Lastig, G., Markenrecht und Zeichenregister. Ein Beitrag zur Handelsrechtsgeschichte. Festschrift. Halle 1889.

Lemperß, H., Bilderhefte zur Geschichte des Bücherhandels und der mit demselben verwandten Künste und Gewerbe. Köln 1853—65.

Linde, A. v. d., Gutenberg, Geschichte und Erdichtung aus den Quellen nachgewiesen. Stuttgart 1878.

Lippmann, D., Die italienischen Holzschnitte im 15. Jahrh. Jahrb. der Preuß. Kunstsammlungen III. Berlin 1882.

Lisch, G., C., F., Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg bis 1540. Schwerin 1839.

Lorck, C. B., Handbuch der Buchdruckerkunst. 1882 u. 1883.

Loubier, H., Die neue deutsche Buchkunst. Stuttgart 1921.

Luther, J., Die Titeleinfassungen der Reformationszeit. 3. Lief. Leipzig 1909—13.

Manuzio, Paolo, Lettere di Paolo Manuzio copiate angli autografi essistenti nella bibl. Ambrosiana. Herausgeg. von Renouard. Parigi 1834.

Merlo, J. J., Die Buchhandlungen und Buchdruckereien zum Einhorn in der Straße „Unter Fettenhennen" zu Köln vom 16. Jahrh. bis zur Gegenwart. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. 1876/78 Köln 1878.

— Ulrich Zell, Kölns erster Drucker. Nach dem hinterlassenen Manuskripte bearb. von O. Zareßky. Köln 1900. (Zit. Merlo).

— Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler. Köln 1850/52.

Meißner, H. und *Luther, J.*, Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Monographien zur Weltgeschichte XI. Bielefeld und Leipzig 1900.

Monumenta Germaniae et Italiae typographica. Deutsche und italienische Inkunabeln in getreuen Nachbildungen. Herausgeg. von der Direktion der Reichsdruckerei. Auswahl und Text von K. Burger. Berlin 1892—96. (Zit. „Mon. typ.")

Muther, R., Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance. (1460—1530) 2 Bde. München und Leipzig 1884.

Nagler, G. K., Die Monogrammisten. München 1858—75.

Pallmann, H., Sigmund Feyerband, sein Leben und seine geschäftlichen Verbindungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Frankfurter Buchhandels im 16. Jahrh. Frankfurt/M. 1881.

— Die Entwicklung des Buchdruckergewerbes in Frankfurt am Main 1890. Sond.-Abdr. aus der Gedenkschrift zur Erinnerung an die 450jährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt/M. 1890.

Panzer, G. W., Annalen der älteren deutschen Literatur oder Anzeige und Beschreibung derjenigen Bücher, welche von Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1520 in deutscher Sprache gedruckt worden sind. Leipzig 1802.

Platter, Th. und *F.*, Zur Sittengeschichte des 16. Jahrh. Bearb. von H. Boos, Leipzig 1878.

Pudor, H., Hausmarken, Runen, Signets. Archiv für Stamm- und Wappenkunde. Red. von Vogt und Rheude. 11. Jahrg. 1910/11.

Renouard, A. A., Annales de l'imprimerie des Aldes. Paris 1884.

Roberts, W., Printers' Marks. A Chapter in the History of Typography. London 1892.

Roth, F. W. E., Die Mainzer Buchdruckerfamilie Schöffer. Leipzig 1892.

— Die Buchdruckereien zu Worms a. Rhein im 16. Jahrh. und ihre Erzeugnisse. Worms 1892.

Roth-Scholßius, F., Thesaurus symbolorum ac emblematum, id est, insignia bibliopolarum et typographorum, ab incunabilis typographiae ad nostra usque tempora. Norimbergae et Altdorfii 1730.

Roudolph, G., Die Signete. Ein Fragment zur Geschichte des Buchhändlers. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1889.

Schinnerer, J.. Moderne Signete. Arch. f. Buchgewerbe 1911.

Schmidt, Ch., Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker zu Straßburg. Straßburg 1882.

— *H. A.*, Besprechung der Basler Büchermarken. Repertor. für Kunstwissenschaften XVIII, 1895.

— Holbeins Tätigkeit für die Basler Verleger. Jahrb. der Preuß. Kunstsammlungen, 20. Bd., 1899.

Schottenloher, K., Die Entwicklung der Buchdruckerkunst in Franken bis 1530. Würzburg 1910.

— Das alte Buch. 2. Aufl. Berlin 1921.

Schramm, A., Buchdrucker- und Buchhändlersignete. Plakat, 10. Jahrg. Heft 6. 1919.

Schreiber, W. L., Manuel de l'amateur de la gravure sur bois et sur métal au XVe siècle. Berlin 1893.

— Darf der Holzschnitt als Vorläufer der Buchdruckerkunst betrachtet werden? Ztrbl. f. Bibliothekswesen 12. Jahrg. 1895.

Schück, J., Aldus Manutius und seine Zeitgenossen in Italien und Deutschland. Berlin 1862.

Schubert, A., Einige unreproduzierte Inkunabelsignete. Zeitschr. f. Bücherfreunde 4. Jahrg. 1. Bd.

Seelen, J. H. von, Nachricht von dem Ursprung und Fortgang des Buchdruckergewerbes in Lübeck. Lübeck 1740.

Seibt, W., Notizen zur Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des 16. Jahr.; mit besonderer Beziehung auf Frankfurt am Main. Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen der Höheren Bürgerschule in Frankfurt/M. 1874. Frankfurt/M. 1874.

Silvestre, L., C., Marques typographiques, ou recueil des monogrammes ..... des libraires et imprimeurs qui ont exercé en France, depuis l'intruduction de l'imprimerie en 1470 jusqu' à la fin du seizième siècle. Paris 1853 und 1867. (Zit. „Silvestre".)

Soßmann, J. D. F., Älteste Geschichte der Xylographie und der Druckerkunst überhaupt; besonders in Anwendung auf den Bilddruck. Ein Beitrag zur Erfindungs- und Kunstgeschichte. Raumers Hist. Taschenbuch 8. Jahrg. Leipzig 1837.

Steiff, K., Der erste Buchdruck in Tübingen (1498—1534). Tübingen 1881.

Stockmeyer, J. und *Reber, B.*, Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte. Basel 1840.

Veröffentlichungen der Gesellschaft der Typenkunde des 16. Jahrh. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Isak Collijn. Upsala 1907.

Vögelin, S., Christoph Froschauer, erster berühmter Buchdrucker in Zürich, nach seinem Leben und Wirken, nebst Aufsäßen und Briefen von ihm und an ihn. Zürich 1840.

Voulliéme, E., Die Incunabeln der Königl. Universitätsbibliothek zu Bonn. Beiheft zum Ztrbl. f. Bibliothekswesen XIII, Leipzig 1894.

— Der Buchdruck Kölns bis zum Ende des 15. Jahrh. Publikation der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. 24. Bd. Bonn 1903.

Wackernagel, W., Rechnungsbuch der Froben und Episcopius, Buchdrucker und Buchhändler zu Basel 1557—1564. Herausgeg. durch Rudolf Wackernagel, Basel 1881.

Weidenmüller, Werbeanwalt, Die Geschäftszeichen der Buchdrucker. Journ. f. Buchdruckerkunst, 84. Jahrg. Berlin 1917.

Weißbach, W., Die Basler Buchillustration des 15. Jahrh. Stud. zur deutschen Kunstgeschichte. 8. Heft, Straßburg 1896.

Weißenbach-Sammlung des Museums für Buch und Schrift in Leipzig (Zit. „Weiß. Slg.").

Widmann, S., Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur. Paderborn 1889.

Wolff, H., Die Buchornamentik im 15. und 16. Jahrh. Monogr. des Buchgewerbes. 5. Bd. Leipzig 1911.

— Alte Drucker- und Verlegerzeichen. Arch. für Buchgewerbe, 48. Bd. Leipzig 1911.

Woltmann, A., Holbein und seine Zeit. Leipzig 1876.

Zareßky, O., Die Kölner Bücherillustrationen im 15. und 16. Jahrh. Ztschr. f. Bücherfreunde, 3. Jahrg. 1899/1900.

Zeltner, G. G., Kurzgefaßte Historie der gedruckten Bibelversion und anderer Schriften D. Mart. Lutheri. In der Beschreibung des Lebens und Fatorum Hanns Luffts. Berühmten Buchdruckers und Händlers zu Wittenberg, auch anderer dasigen und benachbarten Typographorum. Nürnberg und Altdorff 1727.

Zoege von Manteuffel, K., Hans Holbein, der Zeichner für Holzschnitt und Kunstgewerbe. München 1920.

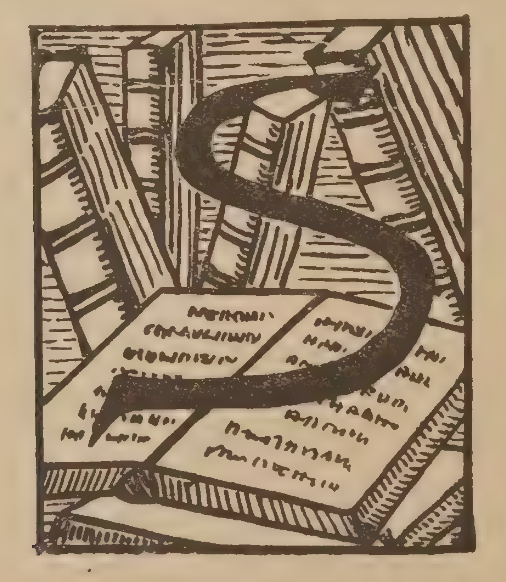


Abb. 99.

Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum. — Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig.
Druck von Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 4. 5. 6. APRIL/JUNI 1922

Die alexandrinische Bibliothek, ihr Vorbild, Katalog und Betrieb.

Ein Beitrag zur vergleichenden Bibliothekskunde. Von Prof. Dr. V. GARDTHAUSEN.

Erstes Kapitel.

Die ersten Bibliotheken des alten Orients wurden in allgemeinem Interesse, aber nicht für das große Publikum geschaffen; sie waren umfangreich und mannigfaltig, denn sie enthielten das, was dem König und seinen Beamten beachtenswert erschien für das Leben und speziell für den Cultus und die Verwaltung, das was die Gegenwart und die Nachwelt wissen mußte von der Vergangenheit: „alles, was hier aufbewahrt wird“, sagt Heyck, „ist als Gebrauchswissen gewertet, die Vorgängerlisten des Königs so gut, wie die Rechtsverhältnisse eines Grundstückes“.[1]) Aus dieser „Universalbibliothek“ entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte zwei besondere Arten. Ihre direkte Fortsetzung war das Archiv der Beamten und Priester. Außerdem entstanden schließlich auch Sammlungen der Literaturwerke.

Schriftsteller gab es vorher überhaupt noch nicht. Das Interesse für die Literatur und speziell die schöne Literatur erwachte erst viel später zunächst bei den Einzelnen und endlich auch beim Staat; dafür sammelten in Griechenland[2]) zuerst die Großen des Landes und die Gelehrten, namentlich die Philosophen. Pisistratus und Polykrates hatten den Anfang gemacht und die Könige der Diadochen folgten ihrem Beispiele. Schon der erste Ptolemaeer, der sich in Aegypten festsetzte, hatte eine Büchersammlung; (s. Eranos 3. 1899, 163), aber Ptolemaeus

[1]) S. Heyck, Literar. Echo 15, 1912, S. 883.

[2]) Poland, Fr., Offentl. Bibl. in Griechenland u. Kleinasien s. Histor. Unters. für Förstemann 1894, 7. vergl. Zbl. 7, 290—91.

Philadelphus (283—47 v. Chr.) wurde der eigentliche Gründer der berühmten alexandrinischen Bibliothek.[1]) Aristoteles, der selbst eine große Büchersammlung besaß,[2]) wurde der Berater, Demetrius Phalereus[3]) der Gehilfe des Königs.

Die Ptolemaeer haben in Alexandria bekanntlich, um das Geschichtliche gleich hier vorwegzunehmen, zwei Bilbliotheken gestiftet,[4]) eine große im Königspalast (Bruchion) und eine kleinere, die „Tochter“ der großen, im Serapeion.[5]) Die große

[1]) S. Ritschl, Opp. 1, 1, Christ-Schmid, G. gr. Lit. s. Iw. Müller Handb. 7^{6} II, S. 17. (1920). Bernhardy, Gr. Lit. 1^{5} 555 Susemihl, Gr. Lit. 1, 335; 2, 666. Mortet V. Recherches s. l'emploi d. termes *βιβλιοθήκη* suivie d'une note aux biblioth. d'Alexandrie: Rev. d. bibl. 9, 1899, 77. Schubart, D. Buch 39. Harnack,, G. d. altchristl. Lit. (1893) 1 XXIX. 337, 505, 543. Dziatzko bei Pauly-Wiss. u. d. W. Lögdberg L. E., Ueb. alexandr. Bibliotheken: Eranos. 3. Upsala 1899, 162—92. Demetriades *Ἱστορικὸν δοκίμιον τῶν Ἀλεξανδρείων βιβλιοθήκων.* Lpz. 1871.

[2]) Strabo 13, p. 608. *Ἀριστοτέλης, — πρῶτος ὧν ἴσμεν συναγαγὼν βιβλία καὶ διδάξας τοὺς ἐν Αἰγύπτῳ βασιλέας βιβλιοθήκης σύνταξιν.*

[3]) S. Diogenes Laërt. 5,80.

[4]) S. Blomfield M. R., L'emplacement du musée et de la biblioth. des Ptolem.: Bull. d. l. soc. archéol. d' Alexandrie 1904. N. S. 1, p. 15—37. Zbl. 7, 1890, 294. vgl. den topogr. Plan b. Parthey, Alexand. Museum und den vorzüglichen Stadtplan bei Stoffel, Hist. de Jul. César 2 p. 57. Pauly-Wissowa u. d. W. Alexandria. Die Literatur, die sich an Ritschl's grundlegenden Aufsatz anschloß, ist reich, stammt aber mehr von Philologen, als von Bibliothekaren.

[5]) Reste durch Botti ausgegraben nahe beim Stadium s. The Academy 1895, No. 1220, 230: Discovery of the Serapeum; Alexandreia s. Pauly-Wissowa 2. 1. S. 1379. Serapeion=N der Karte.

wurde im J. 47 v. Chr. durch Feuer zerstört, (siehe Judeich W., Caesar im Orient (1885) S. 82), dann aber durch Einverleibung der pergamenischen wieder hergestellt, (vgl. dagegen Lumbroso, L., Egitto[2] 134,) und existierte noch unter Domitian, der die Lücken in den römischen Bibliotheken ausfüllen ließ durch Abschriften aus Alexandria. Zuletzt wird die Bibliothek des Bruchion erwähnt unter Aurelian beim Ammian Marc. 22, 16, 13. Die kleinere Bibliothek im Serapeion wurde im J. 391 n. Chr. zerstört s. v. Gutschmid, Kl. Schriften 5, 367. Fr. Schmidt, Die Pinakes d. Kallim. S. 35.

Diese große Bibliothek, die uns hier allein beschäftigt, blühte auf und wurde bald die umfangreichste und wichtigste des ganzen Altertums;[1]) sie hat diesen Ehrenplatz $1^{1}/_{2}$ Jahrtausende behauptet bis zur Erfindung des Buchdrucks, denn wir wissen nicht, daß eine der späteren Gründungen, sei es der pergamenischen Könige, sei es der römischen oder byzantinischen Kaiser, jemals über solche Büchermassen verfügte. Auch die Bibliothek der römischen Päpste hat erst im vorigen Jahrhunderte, seit sie die gedruckten Bücher nicht mehr ausschloß, einen größeren Umfang angenommen; den mindestens 400000 Rollen Alexandrias stehen ca. 45000 Hss. des Vaticans gegenüber, der größten Hss.-Bibliothek unserer Zeit. Vielleicht könnte man die Pariser Bibliothek als die siegreiche Nebenbuhlerin der alexandrinischen bezeichnen.

Die Wände des vaticanischen Palastes sind mit Bildern geschmückt, welche die berühmtesten und größten Bibliotheken verherrlichen. Unter diesen Wandgemälden finden wir natürlich ein phantastisches Bild der Bibliotheca Alexandrina: Ptolemy, a dignified figure in a royal habit, stands in the centre. He is addressing an elderly man who stands on his right. Behind him are three porches, within which are seen desks and readers. In the central porch are closed presses, with rows of folios on the top.[2])

Die Bibliothek in einem Flügel des großen Königsschlosses von Alexandria war wohl ursprünglich die Privatbibliothek des Königs, bald aber auch die des königlichen Museums,[3]) dem Bücher ebenso notwendig waren, wie heutzutage einer Gesellschaft der Wissenschaften oder einer Universität. Daß die umfangreichen Sammlungen z. B. von Gesetzen (s. u.) auch im täglichen Leben von den Beamten der Regierung benutzt seien, ist nicht wahrscheinlich.

[1]) Das bezweifelt allerdings Bezold (s. u.)

[2]) S. Clarke, The Care of boocks p. 54.

[3]) Kallimachos schrieb ein Buch *Μουσεῖον* s. Schneider, Callimachea 2, 285—7. G. Parthey, Das alexandr. Museum. Berlin 1838, Couat A. Le musée d' Alexandrie sous les premiers Ptolémées: Ann. de la fac. d. lettres de Bordeaux 1. 1879 p. 7—21. Otto, Priester und Tempel 1, 166. Welnberger, N. Jbb. 145. 1892. S. 272.

Zum Cultus der Musen war die Museums-Gesellschaft gestiftet; ihr Vorstand war daher Musenpriester, *ἱερεὺς ὁ ἐπὶ τῷ Μουσείῳ τεταγμένος* und Dittenberger O. G. I. S. 104[1]) meint, daß diese Priesterwürde den Bibliothekaren übertragen sei: Quos sacerdotes quod eosdem fuisse cum bibliothecariis olim negavit G. Parthey, D. alex. Museum p. 57, id cum hoc titulo confirmatur, tum No. 172[5, 6].

Wahrscheinlich wurden daher die Musen — nicht wie meistens später Pallas Athene oder Apollo (Palatin) — als die Schutzgötter der alexandrinischen Bibliothek verehrt.

Eine große Bibliothek in der Welthandelsstadt Alexandria war keineswegs ausschließlich griechisch; und für die fremden Sprachen[2]) waren die Bibliothekare natürlich hauptsächlich angewiesen auf den damals bereits entwickelten Buchhandel;[3]) auch griechische Hss. wurden wohl gelegentlich auf diese Weise erworben: aber die meisten wurden doch in Alexandria selbst geschrieben. Aus welcher Quelle die Abschrift stammte, wer die Abschrift anfertigte, wird selten bemerkt; nach Arch. f. Pap. 6 S. 1 ist auf der Rückseite einer Rolle rot in cursiver Schrift hinzugefügt: *Ἐκ βιβλιοθή(κης) Πρασί[ου] Ἡρακλείδης [ἐξέγραψεν].*

Es ist nicht zu leugnen, daß die Abschriften gelegentlich fabrikmäßig hergestellt wurden, indem ein Vorleser 10—20 Sklaven den Text diktierte. Allein Schubart, Papyruskunde S. 58 hat schon mit Recht darauf hingewiesen, daß dies doch nur ausnahmsweise geschah, wo es auf Genauigkeit des Textes nicht ankam; besonders bei Exemplaren, die für den Buchhandel bestimmt waren. Aber den Bibliothekaren von Alexandria kam es allerdings auf Genauigkeit des Textes an; während sie durchaus kein Interesse daran hatten, 20 Exemplare desselben Textes auf einmal zu erwerben. Solche fabrikmäßigen Texte können nur vielleicht durch den Buchhandel in die Bibliothek gelangt sein. Mit Geld pflegten die Ptolemæer nicht zu knausern.

[1]) Vergl. No. 147 n. 4, und 679 n. 4.

[2]) Syncell. Chronogr. 271 D. Über die Septuaginta der Bibel s. Schürer, Gesch. d. jüd. Volkes 3 (1909) 424.

[3]) Siehe Schaefer, Demosthenes (1858) 3 II 321. A. 1.

keine Gelegenheit, ein kostbares oder seltenes Stück zu erwerben, ließen sie ungenützt vorübergehen; selbst wenn sie einen unerhörten Preis dafür zahlen mußten, oder ihre Sammelwut sie bis hart an die Grenze des Erlaubten führte, oder vielleicht noch darüber hinaus.

Galen erzählt zwei recht deutliche Beispiele, die wir als durchaus historisch müssen gelten lassen; zunächst, daß der König gegen ein Pfand von 15 Talenten sich das lykurgische Staatsexemplar der Athener von Aeschylus, Sophokles und Euripides geborgt habe, daß er aber das Pfand habe verfallen lassen und den Athenern nur eine schöne neue Copie zurückgeschickt habe. Das zweite Mal ging er noch weiter; seine Hafenbehörde durchsuchte alle ankommenden Schiffe, in denen man wertvolle Hss. erwartete; was man fand, wurde für die königliche Bibliothek confisciert und die Eigentümer wurden nur durch neue Copien entschädigt.

Die Beute dieser wiederholten Bücher-Razzien war so reichlich, daß sie eine eigene Abteilung der Sammlung bildete unter dem Namen *τὰ ἐκ πλοίων*.[1] Diese Hss. der Schiffskapitäne resp. Passagiere wurden erst in einem besonderen Gebäude ohne Ordnung verwahrt, später aber der großen Bibliothek einverleibt,[2] aber immer noch besonders verwaltet. Derartige zufällige Erwerbungen waren natürlich dem Werte nach sehr verschieden; eine engere Auswahl war also notwendig: Les livres jugés bon étaient mis à part avec le titre livres de la petite table (wohl eher Katalog): *τὰ ἐκ τοῦ μικροῦ πινακιδίου*, Galen III, p. 181. Ed. Basil.[3] Einen ähnlichen Gegensatz hat man auch sonst wiederfinden wollen. In dem Schol. Pindar. Ol. 5. heißt es: *αὕτη ἡ ᾠδὴ ἐν μὲν τοῖς ἐδάφοις οὐκ ἦν, ἐν δὲ τοῖς Διδύμου ὑπομνήμασιν ἐλέγετο.*[1] das soll soviel heißen wie „livres de fonds". Allein diese Erklärung ist doch sehr unsicher; *ἔδαφος* bedeutet vielmehr den Grundtext; ist also nicht der terminus eines Bibliothekars, sondern eines Grammatikers.

Die oben erwähnten Anekdoten von dem Sammeleifer der Ptolemaeer zeigen deutlich — und das muß hier besonders betont werden — die ägyptischen Könige als wirkliche Bibliophilen, denen das Wohl ihrer Bibliothek wirklich Herzenssache war. Das eine Mal scheuten sie vor keinem Geldopfer und selbst nicht vor dem Bruch ihres Versprechens zurück, um ein Unicum — das berühmteste und beste Exemplar der griechischen Tragiker — zu erwerben; das andere Mal konnten sie sich nur durch eine Gewalttat in den Besitz wertvoller Bücher setzen. Als sich dann später eine Konkurrenz geltend machte, als die Pergamener den Alexandrinern wenigsten nachzueifern bemüht waren, zeigten sich die Ptolemaeer durch ihren Bücherkrieg gegen die Attaliden wieder als sehr energische Bibliophilen. Ohne diese gewaltige Energie wäre niemals möglich gewesen, eine Bibliothek zu schaffen, die nach 100 Jahren bereits mindestens 400 000 Rollen umfaßte. Es ist daher auch wohl kaum ein Zufall, daß eine Bibliothek in Athen mit dem Heiligtum der Ptolemaeer verbunden war, s. I. G. II 468^{25}.

Die ägyptischen Könige betrachteten in der Tat die Bibliothek als eine Perle in ihrem Diadem und und beriefen die berühmtesten Gelehrten[2] zu ihrer Leitung[3] und zur Ordnung der gewaltigen Büchermassen: Alexander bearbeitete die Tragoedien, Lykophron die Komödien und Zenodot den Homer und die anderen Dichter.[4]

---

[1] Susemihl, Gr. Lit. 2. 667. Hippocrate ed. Littré 1, 91. 274. Galen 17^{a} ed. K. p. 603^{8}, 614^{14}, 619^{4}, s. Galen, Epidemien: S. B. brl. Akad. 1920 S. 252 (Wenkebach) *(οὐδὲν βιβλίον) οὔτε τὸ κατὰ τὴν βασιλικὴν εὑρεθὲν οὔτε τὸ ἐκ τῶν πλοίων οὔτε τὸ κατὰ τὴν ὑπὸ Βακχείου γενομένην ἔκδοσιν ἔχειν οὕτω τοὺς χαρακτῆρας ὡς ὁ Ζήνων ἔγραψέν κτλ. — Τῶν ἐκ πλοίων κατὰ διορθωτὴν Μνήμονα Σιδήτην.*

[2] Galen 17^{a} 607^{2} ed. K.: *οὐ γὰρ εὐθέως εἰς τὰς βιβλιοθήκας αὐτὰ φέρειν, ἀλλὰ πρότερον ἐν οἴκοις τισὶ κατατίθεσθαι σωρηδόν.*

[3] Hippocr. ed. Littré 1, 277. vergl. Haeser, Gesch. d. Med. (1875) 1, 112.

---

[1] Leutsch, E. v., Philolog. 1, 116.

[2] Über einzelne Persönlichkeiten der späteren Zeit s. m. Bibliothekskunde 2, 68, vgl. 1, 113.

[3] Ritschl, Opp. 1,61. Seemann, De primis sex bibl. Alex. custodibus. Prgr. v. Essen 1859. — Busch W., De bibl. Alexandrinis, qui feruntur primis. Rostock 1884.

[4] S. Ritschl, Opp. 1, 5.

Zweites Kapitel.

Kallimachos.

KALLIMACHOS gehörte zu den berühmtesten und fruchtbarsten Dichtern der Alexandriner, er „war der eleganteste Dichter seiner Zeit, ein Meister der Sprache, der die schlichte und doch überaus kunstvolle poetische Erzählung ebenso beherrschte wie das Epigramm" s. Schubert, Papyruskunde S. 374,

über seine neugefundenen Papyri S. 481. Seine dichterische Tätigkeit fand ihren Abschluß in seiner bibliothekarischen. Bei der Herausgabe eines neuerdings gefundenen Papyrus der Aetia des Kallimachos (P. Oxyrh. 7, 1011) bemerkt Hunt p. 18. [K.] takes a formal farewell of poetry, and declares that he will now devote himself to prose. The poet must then at this time have had in view a large and important prose work; and it, is natural to suppose that he was here alluding to his *Πίνακες*, — — that his appointment at the Alexandrian library turned his energies in another channel.[1])

In dem neuerdings gefundenen Papyrus Oxyrh. 10 p. 99, No. 1241 haben wir eine Namensliste der alexandrinischen Oberbibliothekare, in der wir den berühmten Kallimachos vergebens suchen. Wir schließen daraus nur, was schon früher vermutet wurde,[2]) daß er nicht zu den Leitern der Anstalt gehörte; er war vielmehr Unterbibliothekar. Aber Haeberlin und R. Volkmann bei Bernhardy Gr. L. 1⁵ 189 wollen seinen Namen ganz streichen: „Kallimachos ist nicht Bibliothekar gewesen (s. H. Keil in Ritschl. Opusc. 1, 232). Seine *Πίνακες* waren *keine* Bibliothekskataloge, sondern bibliographische Verzeichnisse des Bestandes der Literatur nach Klassen und Fachwerken geordnet, vielleicht mit Benutzung vorhandener Bibliothekskataloge — — aber auch sonstiger Quellen. Dasselbe gilt von den *πίνακες* anderer Autoren.“[3]) Allein das widerspricht doch zunächst dem von Ritschl Opp. 1, 6 (vergl. Dziatzko, Rh. Mus. 46, 349) herausgegebenen Scholion Plautinum: Callimacus- — singulis voluminibus titulos inscripsit *(πίνακας ἐπεγράψατο)*.[4]) Schon dieser Titel seines Buches spricht dafür. Wenn ein Bibliothekar ein Verzeichnis seiner eigenen Bibliothek anfertigt, so kann er ihm, ohne mißverstanden zu werden, die Überschrift *Πίνακες* geben; wenn dagegen ein Literarhistoriker ein Nachschlagewerk seines Faches herausgab, so genügte — wenn man nicht schon wußte, was es bedeute, — das einfache *Πίνακες* ohne Zusatz nicht; ebensowenig wie heutzutage ein Literarhistoriker sein Handbuch einfach „Liste“ oder „Katalog“ nennen darf, wenn er verstanden sein will; später wurde das Wort allerdings in weiterem Sinne gebraucht, bei Plinius n. h. 1 praef. c. 24 ist es ungefähr gleichbedeutend mit *πανδέκται* oder *κέρας Ἀμαλθείας*; aber diese Erweiterung mag auch z. T. durch das Werk des Kallimachos verursacht sein. (F. Schmidt, Die Pinakes des K. S. 47/8 gibt in einer langen Anmerkung Belege für das Wort, aber die Pliniusstelle kennt er nicht.)

Nach Wachsmuth, Philol. 16, 655, lautete der vollständige Titel: *πίνακες τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ, διαλαμψάντων (καὶ ὧν συνέγραψεν ἐν βιβλίοις κ καὶ ρ)* ebenso Suidas *Ἡσύχιος ἔγραψεν ὀνοματόλογον ἢ πίνακα τῶν ἐν παιδείᾳ ὀνομαστῶν, οὗ ἐπιτομή ἐστί τοῦτο τὸ βιβλίον.* Allein da dieser weitläufige Titel nur einmal vorkommt, und das Buch in allen anderen Fragmenten einfach als *πίναξ* citiert wird, so halte ich das nur für einen erläuternden Zusatz, der den allzu kurzen Titel ergänzen sollte. Auch Bernhardy, Gr. Litt. 1⁵ 189 betrachtet dies als „Ausführung von jüngerer Hand bei Suidas“; der allgemeine Titel des Werkes war: *Πίνακες ἐν βιβλίοις κ' καὶ ρ'* (vgl. S. 558). Ferner waren die Angaben des Kallimachos über die Bibliothek so umfangreich und so eingehend, daß der Vf. bei der Arbeit die Bücherschätze in ganz ungewöhnlicher Weise zu seiner Verfügung gehabt haben muß, denn ein gelehrter Bibliothekar kennt seine Bücher doch in anderer Weise als alle anderen. Als Bibliothekar zeigt sich aber auch der Vf. der *Πίνακες* durch seine fach- und sachgemäßen Angaben über die Zahl der Bände denn

> gravis iste labor numerare libellos,
> Quos duplici lingua bibliotheca tenet;

namentlich aber auch über die Zahl der Stichen und die Anfangsworte (s. u. S. 79), die nur auf einen Beamten der Bibliothek zurückgehen können.

Kallimachos war also wirklich Bibliothekar, aber nicht der Leiter der ganzen Anstalt; denn dieser hatte natürlich nicht die Zeit, die Kataloge seiner Bibliothek selbst zu schreiben und noch weniger die gelehrten Vorarbeiten zu machen, die für einen wissenschaftlichen Katalog notwendig sind.[1])

---

[1]) v. Wilamowitz-M., S.B. Brln. 1912, 524. 1914, 242. N. Jbb. cl. Alt. 1914, 246. Hermes 46, 471. Arch. f. Pap. 5, 543—46. vgl. Christ-Schmid, Gr. Litt. b. Iwan Müller, Alt. 7⁶ II 127.

[2]) Ritschl, Opp. 1,18.

[3]) Lincke M. A., de Callimachi vita et scriptis. Halle 1862. Weinberger, Kallimach. Studien. Prgr. v. Wien XVII Bezirk 1895 S. 4. —, Gehört K. zu den alexandrin. Bibliothekaren? Brl. Philol. Woch. 1919 S. 72 vgl. 1917, 1087. Christ-Schmid, Gr. Litt. s. Iw. Müller Handb. Alt. 7⁶ II 125. Studî d. scuola pap. 3, 243—4. K. fehlt bei Pauly-Wissowa.

[4]) Vgl. Schmidt Fr., Pinakes des Kallim. Brln. 1922 S. 34. 46 ff.

---

[1]) Egger, Callimaque: Annuaire d'ét. grecq. 10. 1876, 70. Wachsmuth, Philolog. 16, 664. — —, Rh. Mus. 1879, 38. Rostagni, Atti d. R. Accad. d. sc. di Torino 50, 1915, 258. Schmidt Fr., Die Pinakes des Kall.: Klassich-Philol. Stud. hg. v. F. Jacobi 1. Brln. 1922; (hier citiert als Schmidt Pinakes) S. 47—48 A. *πίναξ;* seine Arbeit berührt sich vielfach mit meiner; dort eine philologische Doktor-Dissertation; hier eine vergleichende Bibliotheksstudie.

Seine Πίνακες.

Notdürftige Bücherlisten werden die früheren Beamten natürlich gehabt haben[1]); denn ohne solche Listen lassen sich Sammlungen von Hunderttausenden von Büchern nicht verwalten. Aber Kallimachos hatte sich ein höheres Ziel gesteckt; er arbeitete an einem wissenschaftlichen Katalog der Bibliothek; dazu waren Studien der verschiedensten Art nötig. Um die scenischen Dichter und die Redner des 5. und 4. Jahrhunderts — denn um diese handelte es sich besonders — zu verstehen und zu erläutern, mußte die ganze rednerische und historische Literatur ihrer Zeit sorgfältig geprüft und verwertet werden. Das Resultat seiner Studien schrieb dann Kallimachos zugleich mit dem Titel nach einem bestimmten Formular in die untersuchte Hs.; daß er auch dazu den *σίλλυβος* (s. u.) benutzte, wie Wachsmuth[2]) meinte, ist wenig wahrscheinlich; dieses Actenfähnchen bot ihm nicht den nötigen Raum und konnte ebensogut von jedem Schreiber beschrieben werden. Die literarhistorischen Untersuchungen waren so mannigfaltig und schwierig, daß die Kräfte eines Einzelnen nicht ausreichten. Kallimachos wurde dabei unterstützt durch seine Schüler, die er sich allmählich heranbildete; namentlich Hermipp[3]) beteiligte sich an diesen Vorarbeiten, für die *Πίνακες*, und hat sein chronologisches Material auch später bei seinen eigenen biographischen Arbeiten verwertet und weitergeführt.

„Während der Pinax natürlich nur die Resultate in knapper Form verzeichnen konnte, haben die mit diesen Untersuchungen betrauten Assistenten das von ihnen gesammelte, umfangreiche Material nicht unter den Tisch fallen lassen".[4])

Es gab einen besonderen Katalog für Gesetze und Gesetzgeber (in wenigstens in drei Büchern), einen für die Philosophen, Dichter, Historiker, Redner u. s. w. und endlich einen für den Rest [*παντοδάπων συγγραμμάτων*] Diese Abteilungen waren also sachlich abgegrenzt (vgl. Fr. Schmidt, Pinakes d. K. 49. 57). In dieser letzten Gruppe mußte alles Platz finden was in die anderen nicht paßte; die Anordnung mag also manchmal an unseren Schlagwort-Katalog erinnert haben z. B. Athenaeus 6, 244 A (vgl. S. 80). Der *πίναξ τῶν κατὰ χρόνους καὶ ἀπ' ἀρχῆς γενομένων διδασκάλων* (sc. *τραγῳδίων* etc.) scheint eine Vorarbeit des Hauptwerkes zu sein. (s. Christ-Schmidt. bei Iw. Müller, Altert. (1920) 7^{6} II 127).

Nicht in allen Fällen war eine definitive Entscheidung möglich.[1]) Zunächst war zu entscheiden, ob die Hs. wirklich das war, wofür man sie hielt, ob sie mit Recht den Namen des Vf. führte; manchmal begnügte er sich, das zu verneinen, vgl. frgm. 100^{d} 14. *K. δὲ φησι μὴ εἶναι αὐτοῦ τὸ ποίημα.* In anderen Fällen glaubte er, den wahren Verfasser zu kennen, frgm. 100^{d} 15. *K. ἀντιλέγεσθαί φησιν ὡς Ἐριγένους.* frgm. 100^{d} 4, *Δίφιλος Αἰρησιτείχει· τὸ δὲ δρᾶμα τοῦτο K. ἐπίγραφει Εὐνοῦχον;* frgm. 100^{d} 18. Eine Rede des Dinarch hielt er für demosthenisch,[2]) oder er änderte den Titel: frgm. 100^{d} 9 nannte er *Ἡδυπαθεία*, was Chrysipp *Γαστρονομία* genannt hatte; eine Pythische Ode des Pindar rechnete er zu den Nemeischen (frgm. 100^{d} 16). Auch über den Umfang der Bibliothek hatte er Untersuchungen angestellt nach Tzetzes (b. Ritschl 1 S. 124^{b} 19): *ὧν τῆς ἐκτὸς (βιβλιοθ.) μὲν ἀριθμὸς τετρακισμύριαι δισχίλιαι, ὀκτακόσιαι, τῆς δὲ τῶν ἀνακτόρων ἔντος συμμιγῶν μὲν βίβλων ἀριθμὸς τεσσαράκοντα μυριάδες, ἀμιγῶν δὲ καὶ ἁπλῶν μυριάδες ἐννέα. ὧν τοὺς πίνακας ὕστερον Καλλίμαχος ἐπεγράψατο.* (vgl. Susemihl, Gr. Lit. 1, 342). Nach Ritschl, Alex. Bibl. S. 13 stand diese Notiz in der Einleitung des Werkes; nach Wachsmuth, Philolog. 16, 655 wohl eher am Schluß.

Dazu kam dann noch die Frage der Echtheit, obwohl die Fälschungen in großem Maßstabe zur Zeit des Kallimachos noch nicht begonnen hatten.[3]) Die Arbeit des Kallimachos war umso bedeutender als er nur wenig Vorarbeiten hatte, die er benutzen konnte.

Es war also ein glücklicher Gedanke, die Resultate dieser wissenschaftlichen Untersuchungen der gelehrten Welt zugänglich zu machen durch eine

---

1) Vgl. Schneider, Callimachea. 2, 310 librorum indices a primis bibliothecae ordinatoribus compositos, postea Callimachum in suos *Πίνακες* transtulisse et in usum suum convertisse.

2) Philolog. 16, 653: Die pinakogr. Tätigkeit des Kallimachos: Zuerst schrieb er (Kall.) auf den *σίλλυβος* der betreffenden Rolle den Namen des Verfassers.

3) Diels, Brln. Klassikertexte I (1904) XXXVI ff. Sein Schüler und Nachfolger war Hermippos, *ὁ Καλλιμάχειος* Preller, Jahns Jbb. 17 (1836) 159. Pauly Realenc.^{2} u. d. W. S. 845 Susemihl Gr. Lit. 1, 492, 9; sein Hauptwerk: *Βίοι.*

4) Brln. Klassikertexte 1 p. XXXVII (Diels).

---

1) Über die Disposition des Katalogs s. u.

2) S. A. Schaefer, Demosth. (1858) 3 II 319.

3) Über Fälschungen in Alexandria s. A. Schaefer, Demosth. (1858) 3, II, 320 A. Hippocrat. ed. Littré 1. 280—81. Fr. Schmidt, Pinakes S. 91. Um die Zeiten des Physkon blühte die lebhaft geübte Betriebsamkeit der Falsarii s. Bernhardy, Gr. Litt. 1^{5} 560.

veränderte, buchmäßige Ausgabe in 120 Büchern; den Bibliothekskatalog also umzuarbeiten zu einer (etwas ausführlicheren?) raisonierenden Bibliographie oder richtiger einem literarhistorischen Handbuch. Der Unterschied beider Bearbeitungen war jedenfalls groß; und es ist nicht ausgeschlossen, daß dasselbe Fach in der einen alphabetisch in der anderen sachlich geordnet war. Ob er aber, wie Bernhardy annimmt, auch Bücher verzeichnete, welche die Bibliothek *nicht* besaß, ist schwer zu entscheiden; in diesem Falle wurde das Buch wahrscheinlich nicht nur verzeichnet, sondern angeschafft. Entscheidend war natürlich immer der Katalog, welcher für die literarisch-historischen Studien der nächsten Zeit die wichtigste Grundlage bildete; mit Recht sagt daher Körte,[1]) daß nie ein Bibliothekskatalog einen so tiefgehenden Einfluß auf die literarhistorischen Studien seiner Zeit ausgeübt habe, wie der des Kallimachos. Dieser buchmäßigen Ausgabe sind alle die zahlreichen Fragmente entnommen, die von den Neueren, zuletzt von Bentley, Fr. Schmidt und Schneider, Callimachea 2, 297, [vgl. Philolog. 16, 656] gesammelt sind.[2]) Mit ihrer Hülfe können wir uns ein Bild machen von dem *Bibliothekskatalog*, von dem wir Fragmente fast nur besitzen, in den kürzeren und längeren stichometrischen Subscriptionen weniger, aber vorzüglicher Hss., namentlich des Demosthenes und Isokrates, bei denen der Name des Kallimachos allerdings nicht genannt wird, die aber — wie allgemein zugegeben wird — auf die Normal-Exemplare der alexandrinischen Bibliothek, also indirekt auf den Katalog des Kallimachos, zurückgehen.

Gerade dem Demostehenes galten die Studien des Kallimachos und seiner Gehilfen.[3]) Eine Ausgabe hat er allerdings nicht gemacht; aber schon Sauppe, Epist. ad G. Hermannum vermutet mit Recht, Callimacho deberi ordinem orationum demosthenicarum; das war Sache des Bibliothekars, Mit umso größerem Vertrauen dürfen wir also die Subscription einer Demosthenischen Hs. auf den Kallimachos zurückführen.

In dem berühmten cod. Σ^2 und c. Bavar. des Demosthenes finden wir folgende Unterschrift:

ΗΗΗΔΔΔΔΠ
ΤΌΜΟϹ-Α
ΦΙΛΙΠΠΙΚΟῚ ΛΌΓΟΙ-Ϛ;
ΧΧΗΗΓΔΔΔΠ[1])

Diese Subscription am Schluß der ersten 6 demosthenischen Reden besagt, daß die sechste Rede 345 Stichen hatte; die beiden mittleren Zeilen zeigen, daß die sechs (hier als Philippische bezeichneten) Reden den ersten Band einer Demosthenes-Ausgabe bildeten, welche nach der untersten Zahlenreihe 2275 Stichen umfaßte. — Daß das Original dieser stichometrischen Subscription bis auf die Zeit des Kallimachos zurückgeht, zeigt namentlich die Anwendung der älteren griechischen Zahlzeichen; ein Jahrhundert später würde man sicher schon die jüngeren gebraucht haben, die heute noch üblich sind.

Mit dieser Unterschrift des Textes berührt sich, sie ergänzend, die der Demosthenes-Scholien des Didymus;[2]) hier fehlen allerdings die Titel der Reden, aber wir haben die Nummern der Reihenfolge und namentlich die Anfangsworte des Textes:

Διδύμου
περὶ Δημοσθένους
ΚΗ
Φιλιππικῶν Γ

Θ *Πολλῶν ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι* . . . . III Philipp.
Ι *Καὶ σπουδαῖα νομίζων·* . . . . IV Philipp.
Ι[Α] *[Ὅ]τ[ι μὲν] ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι Φ[ί]λιππος* . . . *Πρὸς τὴν ἐπιστολὴν τὴν Φιλίππου*
ΙΒ *[Π]ερὶ μὲν τοῦ παρόντος* . . . . *Περὶ συντάξεως.*[3])

Noch enger schließt sich ein Florentiner Katalogfragment an das Formular des Kallimachos an, das Vitelli herausgab: Atene e Roma 7, 178: A grossi caratteri onciali probabilmente del III sec.

[1]) Dtsch. Rundsch. 1911. 148, 44. vgl. Rh. Mus. 60, 444. Fr. Schmidt, Pinakes 99.

[2]) *Πίνακες* heißt Täfelchen; also wohl unserem Zettelkatalog entsprechend. Susemihl Gr. Lit. 1, 342. *Πινακοθήκη* (Grammatophylacium?) Strabo 14. 1,14. — Bernhardy, Gr. Litt. 1[5] 189. — de pinacogr. Pergamen. cf. Wegner, de aula Attalica p. 77. Susemihl, Gr. L. 343 A. 85. v. Wilamowitz-Moellendorf, Anal. Eurip. 1875 p. 131: Pinacographica et didascalica.

[3]) Vgl. Diels, Demosthenesstudien der Kallimacheer. Brln. Klassikertexte 1. S. XXXVI. 73 T. II s. u. S. 80.

[1]) In der Mitte der letzten Reihe ist zu lesen 𐅄 statt ΓΔ; vgl. Graux, Stichometrie, Rev. de philol. 1878 p. 98 ff. 140.

[2]) S. Schubart, Papyrusk. 163—65.

[3]) Brln, Klassikertexte 1 S. 73; über die Stichenzahl s. ebd. S. XVIII.

d. Cr. trovo sopra un pezzo di papiro [cm 10×15,5] acquistato in Egitto — — — nella primavera dell' a. 1903.

Pap. Fiorent. 3, No. 371:

| ΑΥΤΩΝ ΤΗΝ ΥΠΕΡΟΧ |
Δ | ΙΟΝΥΣΙΟΝ
| ΚΑΙ ΔΙΚΑΙΟΛΙ ΜΕΜΝΗ |
| ΤΩΝ ΟΝΤΩΝ ΑΥΤΩ Δ |
5 ΣΤΙΧΟΙ |
| ΗΡΟΥ
| ΟΤΙ ΜΕΝ Ω ΦΙΛΕ ΤΥΛΛ |
| Σ ΑΥΤΩ ΓΑΡ ΑΥΤΗΣ ΦΗ |
ΣΤΙΧΟΙ |
10 | ΣΑΛΛΟΥΣ
| ΤΙ Δ ΑΝ ΓΕΝΟΙΤΟ ΚΑΛΛΟ |
| ΚΑΙ Η ΠΥΘΙΑ ΣΥΝΑΝΑ |
| ΑΤΟϹ

Hier haben wir allerdings nicht ein Original von Alexandria, aber in der Tat alles, was wir brauchen (Vgl. Schmidt, Pinakes S. 70):

1. den *Namen* des Verfassers [1])
2. der *Titel* des Buches könnte vielleicht auf der verlorenen linken Seite des Papyrus gestanden haben(?); aber Vitelli bemerkt: Nel margine sinistro manca poco — —. Forse anche cercando con ogni cura non riuscirei a capire che indice, con indicazioni sticometrische, contenesse il papiro di cui abbiamo qui un frammento. Ich möchte deshalb eher glauben, daß der Haupttitel am Anfang gestanden hat, wie z. B. *Ἐπιστολαί;* für eine Briefsammlung spricht das *ὦ φίλε Τυλλ.* Vielleicht ist es also ein griechischer Brief an den Cicero gewesen.[2])
3. die *Anfangsworte.*
4. die *stichometrischen* Angaben, bei denen die Zahlen hier allerdings verloren sind.

Ungefähr so müssen die *Πίνακες* des Kallimachos ausgesehen haben.

Auf die kühne Hypothese von Körte (Rhein. Mus. 60, 444) brauchen wir hier nicht einzugehen, da er Listen dramatischer Sieger, IG. XIV 1097—98 nicht auf den Katalog, sondern auf das Buch des Kallimachos zurückführen wollte.

[1]) Wilcken, Arch. f. Pap. 3, 492 verbessert die Namen der Verfasser.

[2]) Die Namen des Schreibers und Adressaten im Anfang des Briefes sind natürlich weggelassen, denn sie konnten sich hundertmal wiederholen; S. 80 sind sie vorhanden, aber nicht aus der Abteilung Briefe. Man sieht also, daß es bestimmte Vorschriften gab für das Niederschreiben der Initien.

Einen ähnlichen Titel bietet der Petersburger Bibliotheks-Katalog aus Memphis (s. u.): *Σω[κρ]ατικῶν ἐπιστο[λῶν] συναγωγαί.*)

[Ἐπιστολαὶ - -]
αὐτῶν τὴν ὑπεροχ-

Δ]ιονυσίο(υ)
καὶ δίκαιον μέμνη -
τῶν ὄντων αὐτῷ δ -
στίχοι ?

[Οὐ] ἥρου
ὅτι μὲν ὦ φῖλε Τυλλ-
-ς αὐτῷ γὰρ αὐτῆς φη-
στίχοι ?

- (κ)αλλους
τι δ'ἂν γένοιτο καλλο-
καὶ ἡ Πυθία συνανα-
- ατος

Außerdem kommen aber noch einige Hss. des Isokrates in Betracht: ein Papyrus, den Schoene herausgegeben hat, Mélanges Graux p. 488:

ΙϹΟΚΡΑΤΟΥϹ
ΠΑΡ(ΑΙ)Ν(ΑΙ)ϹΕΩΝ
ΒΒ[1])

Noch ausführlicher ist die Subscription einer Minuskelhs. des Isokrates, des cod. Vat.-Urbin. CXI.[2]) In dieser Hs. liest man fol. 27:

βούσιρις.
ΗΗΗΠΔΔΔ
ἑλικώνιος ἅμα
τοῖς ἑταίροις Θεοδώ-
ρωι καὶ εὐσταθίωι.

Die Stichenzahl (390) stammt natürlich aus dem alexandrinischen Normal-Exemplar, ebenso wie die Schluß-Notiz von der Recension des Heliconius und seiner Genossen, die aber wohl sicher erst nach der Zeit des Kallimachos hinzugefügt wurde; denn auch die griechischen Atticus-Ausgaben[3]) sind jünger und die lateinischen Recensionvermerke[4]) stammen erst aus den letzten Zeiten des

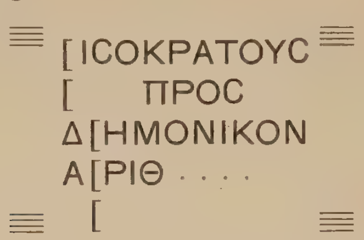
[1]) B B quin sint notae numerales dubitari nequit (Schoene); also wahrscheinlich eine verstümmelte Angabe der Stichenzahl.

[2]) Vgl. Martin, Le ms. d'Isocrate Urbin. CXI: Bibl. des éc. franc. 24, 1881 p. 8—9.

[3]) S. m. Bibliothekskunde 1, 27; Usener G. G. N. 1892, 197.

[4]) S. O. Jahn, S. B. Sächs. Ges. 1851, 335; Reifferscheid, de latin. codd. subscr. Breßlau 1882.

Altertums. Ganz gering sind die Reste des Titels in einem anderen Isokrates-Papyrus (P. Amherst II. 25 Taf. III). Crönert, Arch. Pap. 2, 360 ergänzt vielleicht richtig:


[ΙCΟΚΡΑΤΟΥC
[ΠΡΟC
Δ[ΗΜΟΝΙΚΟΝ
Α[ΡΙΘ . . . .
[

Auffallend bleibt es, daß wir wörtliche Zitate der alexandrinischen Kataloge fast nur in Hss. der Redner finden, zwei beim Demosthenes, und beim Isokrates vielleicht sogar drei. Man könnte also an eine besondere Bevorzugung der Redner denken, da Kallimachos einen besonderen *πίναξ -- τῶν ῥητορικῶν* geschrieben hat. (s. Schneider, Callimach. 2 p. 313). Allein Rehdanß, bei A. Schaefer, Demosthenes 3 II (1858) S. 319 vermutet im Gegenteil, daß dieser Pinax „mit weniger Neigung von Kallimachos ausgearbeitet und von den Zeitgenossen aufgenommen sei"; vielleicht mit Recht; aber troß alledem waren die späteren Gelehrten doch hauptsächlich auf dieses Werk des Kallimachos angewiesen.

Der Unterschied zwischen diesen Subcriptionen und den *Πίνακες* des Kallimachos beruht darin, daß dieser wie in dem Florentiner Papyrus auch die Anfangsworte des Textes hinzufügte, was natürlich bei einer Notiz in demselben Codex überflüssig war; beim Kallimachos dürfte sie nie gefehlt haben; z. B. Schneider, Callimach. 2, 313. 316 No. 8 (Athen. 6. p. 244 A) *σύγγραμμα ἀναγράφει Καλλίμαχος ἐν τῷ τῶν παντοδαπῶν πίνακι, γράφων οὕτως „Δεῖπνα ὅσοι ἔγραψαν. Χαιρεφῶν Κυρηβίωνι". εἶθ' ἑξῆς τὴν ἀρχὴν ὑπέθηκεν. „Ἐπειδή μοι πολλάκις ἐπέστειλας. στίχων τοέ"* Schneider Callimach. 2. p. 320 No. 25 (Athen. 13 p. 585 B) *ἀνέγραψε δὲ αὐτὸν Καλλίμαχος. ἐν τῷ τρίτῳ πίνακι τῶν νόμων καὶ ἀρχὴν αὐτοῦ τήνδε παρεθέτο „Ὅδε ὁ νόμος ἴσος ἐγράφη καὶ ὅμοιος. στίχων τριακοσίων ἔικοσι τριῶν.* Ebenso Frgm. 100[d] 18 (Dinarch, Demosthenes): *Τοῦ πατρὸς, ὦ Ἀθηναῖοι.*

In mittelalterlichen lateinischen Inventarien und Katalogen der Bücher pflegte man ähnlicher Weise die Anfangsworte des zweiten Blattes, zuweilen auch des vorleßten, hinzuzufügen.[1]) Nach Wachsmuth, Philolog. 16, 665/6 wurden gelegentlich auch kurze Inhaltsangaben hinzugefügt; das schließt er aus Philodem *περὶ φιλοσόφων* in vol. Hercul. 8 col. XIII n. 18: *ὡς αἵ τ' ἀναγραφαὶ τῶν π[ι]νάκων [αἵ] τε βιβλιοθῆκαι σημαίνουσιν [παρὰ Κλ]εάνθη ἐν τῷ περὶ στ[οᾶς ἐ]σ[τιν] Διογένουσ αὐτὴ ἡ μνήμη.* Ob der eigentliche Bibliothekskatalog auch wie die buchmäßige Ausgabe den Dialekt des Schriftstellers berücksichtigte, läßt sich nicht sagen, Welcker, Ep. Cycl. 1 S. 8 vermutete sogar, daß auch Epigramme in den *Πίνακες* gestanden hätten.

[1]) S. Wattenbach, Schriftw. 3,627. Sehr zweckmäßig zur Wiedererkennung der Bücher ist die Einrichtung der alten Inventarien, wo die Anfangsworte des zweiten Blattes zuweilen auch des vorleßten verzeichnet werden. (Allgemein in Frankreich, auch in den alten Verzeichnissen der päpstlichen Bibliothek).

Drittes Kapitel.

Seine Vorbilder.

Daß Kallimachos andere als griechiche Hss. bearbeitet habe, ist nicht wahrscheinlich; und für Werke dieser Sprache folgte er den Grundlinien, die einst vom Aristoteles gezogen waren; aber für das Technische seiner bibliotekarischen Tätigkeit hielt er sich an die bewährten Regeln, die sich im Laufe der Jahrhunderte im Orient, namentlich in Assyrien, herausgebildet hatten, die wir erst neuerdings durch die Bibliothek *Assurbanipals*[1]) kennen gelernt haben.[1]) Assurbanipals Bildung muß, wie seine Bibliothek zeigt, eine ungewöhnliche gewesen sein; er rühmt sich, „Steine lesen zu können, die aus der Zeit vor der Sintflut stammen", während „unter den Königen, seinen Vorfahren, niemand diese Kunst erlernt habe" (s. Br. Meißner, Aufsäße f. Milkau 245). Delißsch Fr., Assurbanipal S. 35, erwähnt den Vorschlag eines Engländers: „jede große Bibliotkek müsse eine Statue dieses um die Erhaltung uralter Literatur so hoch verdienten Monarchen aufstellen". In Ninive haben wir das Vorbild für Alexandria,

[1]) S. Bezold, Pauly-Wissowa 2, 1762 u. — —, Weißbach u. d. W. Sardanapal; Streck, Assurbanipal 1 p. LXVII. CDLXVI. Plan. off the Record-Rooms in the Palace of Assurbanipal, king of Niniveh. s. Clark, Care of books p. 2. Meißner B., Wie hat Assurbanipal seine Bibl. zusammengebracht? Aufsäße f. Milkau 244.

[1]) Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich Keilschrift und Hieroglyphen nicht lesen kann; das ist der Grund, weshalb ich meine Gewährsmänner meist wörtlich citiere.

Gercke u. Norden, Einleit. in d. Alt. 1, (1910) S. 6 leugnen allerdings jeden Zusammenhang: „Die Riesensammlung Sardanapals — in Ninive — war verschüttet und vergessen, soviel wir sehen können, als die Griechen von sich aus Bibliotheken anlegten. Über die Länder Asiens gingen zuviel Stürme dahin, als daß sich hier eine Tradition vom Bibliothekswesen bis in das hellenistische Zeitalter hätte halten können". Jedoch, wie wir sehen werden, mit Unrecht. An eine direkte Einwirkung ist natürlich nicht zu denken; das nötige Bindeglied muß hier die βιβλιοθήκη der ägyptischen Priester und Steuerbeamten gewesen sein. Preisigke, Girowesen S. 488 schildert, bis zu welcher Höhe die ägyptischen Verwaltungsbeamten das Registerwesen der Archive für ihre Aktenstücke ausgebildet hatten (s. u. S. 90). Mitteis, Grundzüge Papyr. S. 63 A. 3 betont, daß die „Bibliotheken der ägyptischen Beamten Archive sind; für die Bibliotheken dagegen ist das Material reicher in Assyrien,[1]) und dieses bestätigt die wunderbare Übereinstimmung der griechischen und orientalischen Bibliotheken, die ohne direkte oder indirekte Beeinflussung garnicht zu erklären ist, vgl. Delitzsch Fr., Assurbanipal u. d. assyr. Kultur. Lpz. 1910 (s. D. Alte Orient 11, Hft. 1. Smith, G., History of Assurbanipal. London 1873.)

1. Der Titel

des Buches mit dem Namen des Verfassers war natürlich für den Katalog und die Bibliographie des Kallimachos das Wichtigste (s. o.); er durfte ebensowenig in den Listen der assyrischen Bibliothek fehlen. „Mit Unterschriften (Kolophons) waren wohl so ziemlich alle inhaltlich vollständigen Bibliotheksexemplare [Assurbanipals] versehen"[2]) und daß der Titel am Anfang und am Ende in den Rollen der Alexandriner nicht fehlte, wenn man ihn kannte, braucht nicht erst gesagt zu werden.[3]) Schubart, Papyrusk. S. 61 betont allerdings, daß wir auch Rollenschlüsse ohne Titel haben z. B. beim Timotheos-Papyrus. Als Beispiel verweise ich auf:

Σατύρου	
Βίων ἀναγ(ρ)αφῆς	P. Oxyrh.
ς̄.	IX 1176
Αἰσχύλου	frg. 39. XXIII
Σοφοκλέους	p. 168.
Εὐριπίδου.	

Der Titel steht manchmal wie z. B. beim Didymus und Hierokles auch über den einzelnen Columnen des Textes. When the titel of work is written in a separate column, it seems usually to have been placed somewhere about the centre of the papyrus; cf. e. g. 843 (Part V pl. VI.[1])

Auf den Titel folgt beim Kallimachos die

2. Zahl der Stichen[2]);

auch darin waren die assyrischen Bibliothekare Lehrer der griechischen. La stichométrie est bien anterieure aux Alexandrins. s. Graux, Stichométrie p. 97: Il ne nous paraît pas douteux que Callimache avait relevé, sans grand'peine, ces indications [stichométr.] dans les volumes mêmes de ses bibliothèques (p. 142) Kallimachos hat sie nicht eingeführt, sondern vorgefunden. Bezold[3]) bemerkt: „In sehr vielen Fällen haben die Schreiber die Zeilenzahl angegeben, ganz ähnlich wie wir das heute mit 5, 10, 15 usw. am Rande einer Schriftkolumne tun. — — Sie bezeichneten die Schlußzeile des ganzen Textes mit derjenigen Ziffer bezw. Zahl, um die die Gesamtzeilenzahl ein Vielfaches von zehn übersteigt, also z. B. einen 54zeiligen Text mit 10, 10, 10, 10, 10, 4". Das wäre in griechischen stichometrischen Zahlen ausgedrückt: Δ Δ Δ Δ Δ IIII. Übrigens, sagt Ritschl, war die Angabe der στίχοι offenbar etwas so Geläufiges [bei den Griechen], daß auch ohne hinzugefügtes στίχων die einem Buchtitel beigesetzte Zahl verständlich war.[4])

Lüdtke (Zbl. 30, 1913, 216) meint, daß wir trotz der eindringenden Untersuchungen von Graux u. a. immer noch über das Wesen der Stichometrie im Unklaren sind. Das geht zu weit. Die Stichenzahl wurde allerdings später bei den Griechen

[1]) Bezold, C., Über Keilinschriften. Samml. gem. Vortr. 18, 2 Ser. H. 425 (1883) 17. —, Babyl.-Assyr. Liter. Lpz. 1886 —, S. B. Brln. 1888, 745 —, Catal. of the Cuneiform tabl. Br. Mus. 5. (1899) p. XXIX. —, Bibliotheks- und Schriftwesen im alt. Ninive: Zbl. f. B. 21, 257 —, Ninive und Babylon (1903) S. 122. Menant, La bibl. du palais de Ninive. Paris 1880. — Delitzsch im Alt. Or. 11. 1 (1910) S. 34. — Meißner, Babylon & Assyr. Heidelberg 1920. — Hilprecht, Exploration in the Bible Lands. 1903, 121 — Streck, Assurbanipal. Lpz. 1916. 1 p. LXX ff. — Weber, O., Die Literatur der Babyl. u. Assyrer. Lpz. 1907.

[2]) Streck, Assurbanipal 1 p. LXXI. Pollard A. W„ An essay on colophon. Chicago 1905.

[3]) Über die Fassung und Schreibung des Titels s. Plaumann: S. B. Brln. Ak. 1912, 1209. Schubert, Papyruskunde 60—61.

[1]) P. Oxyrh. IX. 1176 p. 125.

[2]) s. Ritschl u. Graux s. o. vgl. m. Gr. Pal. 2² 70 ff. Dziatzko, Pauly-Wissowa 3, 960—1.

[3]) Biblioth. u. Schriftwesen im alten Ninive: Zbl. 21, 257.

[4]) Ritschl, Opp. philol. 1 p. 83.

auch dazu benutzt, um darnach zu citieren oder den Schreiber abzulohnen; aber ihre uralte Anwendung bei den Assyrern zeigt doch ihre eigentliche **bibliographische** Bedeutung, daß sie ursprünglich hinzugefügt wurde, um rasch zu entscheiden über den Umfang, ob ein Exemplar complet oder defect war. Um die Arbeit des Durchzählens abzukürzen, wurde gelegentlich im täglichen Leben nicht nach Zeilen oder Versen, sondern nach Seiten (*σελίδες*) gerechnet: Voll. Hercc. 4, (1832) Col. XVI: p. 49.

ΠΟCΕΙΔΩΝ ΑΥΤΟC
ΤΟΥΒΙΤΩΝΞC
C Ε Λ-C"„Δ (nicht ΛΔ)[1]

Die Zahl der Stichen ist manchmal anders, als wir erwarten, so z. B. in dem Iliaspapyrus Morgan S. B. Brl. 1912, 1210: Die Verssumme am Buchende [von Buch XII] zeigt deutlich *στίχ(οι)* 451. Das Buch hat bei uns 471 Verse; ähnlich beim XI. Buch.

Das Normalexemplar für die Zahl der Stichen war sicher das der alexandrinischen Bibliothek; anders dagegen bei den Büchern der **christlichen** Kirche. Der cod. Regius Alexandrinus der katholischen Briefe des N. T.[2]) gibt die stichometrischen Zahlen und zum Schluß heißt es: *Οἱ πάντες στίχοι πάσης τῆς βίβλου τῆς προγεγραμμένης εἰσὶν στίχοι γωλγ'. Ἀντεβλήθη δὲ τῶν Πράξεων, καὶ καθολικῶν Ἐπιστολῶν τὸ βιβλίον πρὸς τὰ ἀκριβῆ ἀντίγραφα τῆς ἐν Καισαρείᾳ βιβλιοθήκης Εὐσεβίου τοῦ Παμφίλου.*[3]) Hier war also das Normalexemplar in Caesarea; die neutestamentlichen Schriften waren wohl kaum in die alexandrinische Septuaginta aufgenommen, die wahrscheinlich ihren ursprünglichen Umfang behalten hatte; dasselbe gilt wohl von den Schriften der Kirchenväter. Wir wissen nicht, ob die alexandrinische Bibliothek dem Christentum jemals Concessionen gemacht hat. Der Unterschied zwischen profanen und kirchlichen Stichen tritt besonders hervor in einem c. Ambrosianus 783. (s. m. Gr. Pal. 2[2] 72): *στίχοι ἐκκλ: ͵ΒΦΜ̄Β.*

[1]) vgl. Ritschl Opp. phil. 1. 81. 96. 101. 182. — Bassi. D., La sticometria nei pap. Ercolanesi: Riv. d. Filol. 37, 321, 481; 38, 122.

[2]) s. Graux, Stichométrie Rev. d. Phil. 2, 1878 p. 104. 120—121.

[3]) Über Stichen der Bibel s. Lüdtke, Zbl. 30. 1913, 216 und Tischendorf bei Ritschl, Opp. 1, 86—87. — Robinsohn, The Library at Caessarea: Texts and stud. 3. III. p. 34. — Serruys, Anastasiana III. La stichometr. de l'Anc. et du N. T,: Mél. d'Arch. et d' Hist. 22, 1902, 194.

In das Formular der *πίνακες* wurden die

3. Anfangsworte

eines Buches aufgenommen, um das ganze Werk zu bezeichnen s. o. S. 80, No. 8 und 15, so daß von der Zeile nur die Anfangsworte berücksichtigt wurden, wie bei der Akrostichis (s. u. S. 103). Dieser praktische Gebrauch war — wenn auch in etwas anderer Weise — auch in den alten Bibliotheken durchgebildet. Auch die Assyrer pflegten ganze Schriftstücke durch die Anfangsworte zu bezeichnen; vgl. *Bezold*, Ninive u. Babylon S. 122: „Die erste dieser Zeilen [der Unterschrift] enthält die Worte, welche sich als *Anfangsworte* derjenigen Tafel finden, die die unmittelbare *Fortsetzung* der durch jene Unterschrift beendigten Tafel bildet, während die zweite Zeile die *Nummer* und den *Titel* der „Tafelserie" angibt, zu der das betr. Stück gehört — —

„Beschwörung. Ein böser Fluch hat wie ein Dämon einen Menschen befallen.

Vierte Tafel Schurpu".

— — d. h. „die vierte Tafel der von den Assyrern „Schurpu" betitelten „Serie" solcher Formeln — —; das unmittelbar anschließende Stück, also die fünfte Tafel derselben Schurpu-Serie beginnt mit den Worten: „Beschwörung. Ein böser Fluch hat wie usw." — Fehlt in einer im übrigen wohlerhaltenen Unterschrift jene „Stichzeile", so ist es dadurch mehr als wahrscheinlich, daß die betreffende Tafel die letzte Nummer einer „Serie" bildet".

In ähnlicher Weise pflegten auch die mittelalterlichen Schreiber des Abendlandes den Zusammenhang und die richtige Reihenfolge der einzelnen Quaternionen dadurch zu sichern, daß sie die Anfangsworte der einen Lage am Ende der vorhergehenden wiederholten, die sogen. Reclamantes, (s. Wattenbach, Schriftw.[3] 180), die nach Streck, Assurbanipal 1 p. LXXI schon bei den assyrischen Tontafeln Verwendung fanden; (Reclamantes in griechischen Hss. nicht vor d. J. 1292 s. Bick, Museion 1. Wien 1920 S. 11), ebenso werden noch heutzutage die päpstlichen Bullen nach den Anfangsworten citiert z. B. Dominus ac redemptor noster. Wer jemals an einem Handschriften-Katalog gearbeitet hat, weiß den Wert solcher Initien zu schätzen, wie wir sie verschiedenen Gelehrten z. B. Vatasso, Little u. s. a. (s. m. Bibliothekskde. 2, 58) verdanken. In ähnlicher Weise hat auch Harnack, G. d. altchristl. Lit. 1 einen besonderen Anhang hinzugefügt mit

den Initien der griechischen und lateinischen Schriftsteller.

Ein verkürzter Titel ist der

4. ΣΙΛΛΥΒΟΣ.

Endlich möchte ich auf eine praktische Einrichtung der Assyrer hinweisen, die allerdings nicht



direkt in den *πίνακες* des Kallimachos wiederkehrt, aber doch verkürzt in der griechischen Bibliothek. Bezold[1]) erwähnt Zbl. 21 S. 277 „ein paar kleine eigentümlich geformte Tonstückchen (vgl. die Photogr. Cat. vol. V. pl. IV. No. 1. 2) deren eines (K. 1400) den Titel der eben genannten Omensammlung enthält, während auf der zweiten (K. 1539) jenem ganz ähnlichen wiederum der Titel des astrologischen Werkes verzeichnet steht".



Bezold erklärt diese „Schildchen" als Orientierungsmarken, — die vielleicht in den „Bücherräumen oben auf den entsprechenden Tafelschichten auflagen, die das eine bezw. das andere der beiden genannten Werke repräsentierten". Man könnte also geneigt sein, sie mit den Titel- oder Leitfähnchen der modernen Chartothek zu vergleichen.

Mit *ägyptischen Hieroglyphen* beschrieben fand man solche Schildchen in Tell-el-Amarna. Vergl. Knudtzon, Die El-Amarnatafeln S. 11: „Zusammen mit den Tontafeln wurden gefunden: — — einige Gegenstände mit Hieroglyphen: 5 viereckige Alabastertäfelchen (von einem derselben jedoch nur der untere Teil), welche die Namen Amenophis' III in dunkelblauer Emaille enthalten und sich in Berlin befinden". Näheres über dieselben bei Borchardt: Mit den Tafeln von Tell-el-Amarna fand man eine kleine hellblaue Fayencetafel mit dunkelblauer

[1]) Bezold, Cuneif. Tablet. vol. 5 Pl. IV. 1: Label inscr. with the title of a Series of astrolog. forecasts. K. 1539. Pl. IV. 2: Label inscr. with the title of a series of omens. K. 1400. Es sind Schildchen mit Serientiteln in der Form und Größe eines kleinen Fingers.

Inschrift. — „Diese Tafel ist ein früher eingelegt gewesenes Etikett eines Bücher- bezw. Papyruskästchens. Im oberen Teil des Etiketts sind die Namen der Besitzer genannt: *der gute Gott Nb — — m ȝ^{c}t — r^{c} (Amenophis III), der Leben gebende, geliebt von Ptaḥ, dem König beider Länder und die königliche Gemahlin Tii, die lebende;* in der unteren Reihe steht der Buchtitel: *Das Buch* [von der] *Sykomore* [und dem] *Dattelbaum.*[1]) Die Tafel stammt also aus einer Bibliothek Amenophis' III und ist mit den Thontafeln zusammen unter Amenophis IV nach Tell-Amarna verschleppt worden".



Ex libris Amenophis' III.

Diese assyrischen und ägyptischen Täfelchen entsprechen dem *σίλλυβος*[2]) der Griechen und Römer, der ungefähr denselben Zweck hatte, aber häufiger angewendet wurde. Im Orient bezeichnete das Täfelchen die Abteilung, bei den Griechen das einzelne Werk.

Diese *äußere* Etikette mit Namen und Titel war schon deshalb sehr zweckmäßig, weil man nicht jedesmal das betreffende Werk herausnehmen und aufrollen mußte. Die Griechen pflegten nämlich den gebrechlichen Papyrus durch ein Lederfutteral zu schützen.[3]) Auch die Ägypter bedienten sich eines solchen Futterals vgl. Spiegelberg, Ztschr. f. Aeg. 53, 101: „Darnach ist der *muks,* — — wie der demotische Text schreibt, ein Behälter oder Futteral, in dem das Protokoll — — enthalten ist; und nach S. 103 ein zylindrischer Lederbehälter, der in der

[1]) Borchardt, Z. f. aeg. Spr. 33, 72, vgl. ebd. 27, 62. A. 1.

[2]) S. Preisigke, Fachwörter 156. *σίλλυβος;* nicht zu verwechseln, mit den angeklebten Pergamentsstreifen s. Schubert, Papyrusk. 61.

[3]) Hesych. ed. M. Schmidt 4 p. 36 *σιττύβαι˙ δερματίναι στολαί˙ τὰ μικρὰ ἱμαντάρια* Poll. 7,70 = *χίτων ἐκ δέρματος* vgl. Reinesius Var. lectt. 3 p. 319.

Mitte nachgab. (Abbild. S. 103.) Ungefähr dasselbe bedeutet auch *κυλιστός*.

„Ich stelle mir unter den *κυλιστοί* im Gegensatz (zu den gefalteten *ἐπιστολαί*) rollenförmige Behälter vor für die Aufnahme von Papyrusrollen".[1])

Wie man in Ägypten der einbalsamierten Mumie[2]) ein Holztäfelchen beizugeben pflegte mit einer ganz kurzen Inschrift (Name, Lebensalter usw.), so ragte aus dem Lederfutteral der Papyrusrolle ein Actenfähnchen mit dem abgekürzten Titel hervor. Dieses



(m. Gr. Pal. 1² 147)

Titelfähnchen nannten die Griechen *σίλλυβος* vgl. Cic. ad Attic. 4, 4ᵇ iisque imperes, ut sumant membranulam, ex qua indices fiant, quos vos Graeci, ut opinor, *σίλλυβους*[3]) adpellatis.

Erst durch die neueren Ausgrabungen haben wir Originale derartiger *σίλλυβοι* kennen gelernt deren Beschreibung ich hier wörtlich wiedergebe:

I. P. Oxyrh. VIII 1091 (Bakchylides) p. 123 To the top of the colum is affixed a vellum *σίλλυβος* or label bearing the title *Βακχυλίδου Διθύραμβοι* dazu bemerkt der Hg.: the present [*σίλλυβος*], so far as I am aware, is the first which has survived in its primitive position. It measures 2×10 cm and is stuck on the verso, so that the edge of the papyrus coincides with the initial letters of the title, which is written on the outer side. When the MS was rolled up, these initial letters must have been concealed, but enough would remain uncovered for easy identification. This label seems to have been attached at a period rather later than that to which the ms itself belongs. Über den Text s. P. Oxyrh. VIII. p. 125. Label attached to top of a column

Βακχυλιδου
διθυραμβοι

Remains of previous text:

. . . . . .

] *αυτη . . . ε δ'αιη*

] *δ'Ελενη Φαος αιτη*

] *αβρ:*

II. Lederstreifen (2,8×12,5 cm) P. Oxyrh. 301. *Σίλλυβος* intended to be attached to a roll containing the title *Σώφρονος μῖμοι γυναικεῖοι*.[1])

III. P. Oxyrh. 381. (4×30,5 cm) Strip of papyrus containing the words *Θ (ἔτους) Οὐεσπασιανοῦ μνημονικῶν μην(ὸς) Νέου Σεβαστοῦ ἀντίτομ(ον)*. Perhaps a *σίλλυβος*. A. D. 76.

IV. P. Oxyrh. 957. (3,3×13,4 cm) A strip of leather, once glued to a papyrus, perhaps a *σίλλυβος*, and containing a much abbreviated official note of which the text is (1) *Φιλ(ονίκου) στρα(τηγοῦ)* (cf. 898,[20]) *Ϛ τόμ(ος) ἐξητ(ασμένων?) εἰδ(ῶν)* ϟ *οι ἀπὸ διαλογ(ῆς?) ζ(ἔτους)*. (2) *Ἁδριανοῦ ὅς ἐστ(ι) τῶν πρὸς παραγγελ(ιαν)*. (3) *ἀπὸ ιγ* below which in the right-hand corner is *ἀπη* ( ) enclosed apparently between rounded brackets. The symbol after *εἰδ(ῶν)* is obscure; it resembles the sign for *δραχμή* or a cursive *αι*, the following letters *οι* being raised slightly above the line: perhaps (*καὶ*) *οι*. A. D. 122—3. Complete 4 lines.

V. P. Oxyrh. 958. 2×8,4 cm. A strip of vellum perhaps used like No. 957 as a *σίλλυβος*. It is inscribed with two lines (1)] *πρακ* ( ) *τοῦ μηνὸς Σεβαστοῦ* (2) *γ (ἔτους) Τίτου* (A. D. 80). The strip is complete above and below the writing, and perhaps nothing is lost at the beginning of lines. *πρακ*( ), if correct, probably refers to *πράκτωρ* or a derivative, but *ηρακ*( ) can equally well be read.

VI. P. Oxyrh. 987. (7,7×9,4 cm). A piece of vellum with the name of *Ἄπα Βίκτωρ* in uncials enclosed in an ornamental border, and below in different ink] *χρ*. Fifth or sixth century:

VII. Schließlich haben wir noch zwei pompeianische Wandgemälde (s. Röm. Mitteilungen 8, 19—21) mit Jünglingen, welche Papyrusrollen halten mit einem Schildchen, e su queste targhette e scritto sulla parete sin. HOMERVS, sull' altra PLATO.

Auf den Text der griechischen Titelfähnchen werden wir noch zurückkommen bei der Signatur.

Eine Abbildung der lagernden Rollen mit Titelfähnchen gibt das bekannte Neumagener Relief,[2]) das ich für gefälscht halte, weil ich in dieser weichlichen

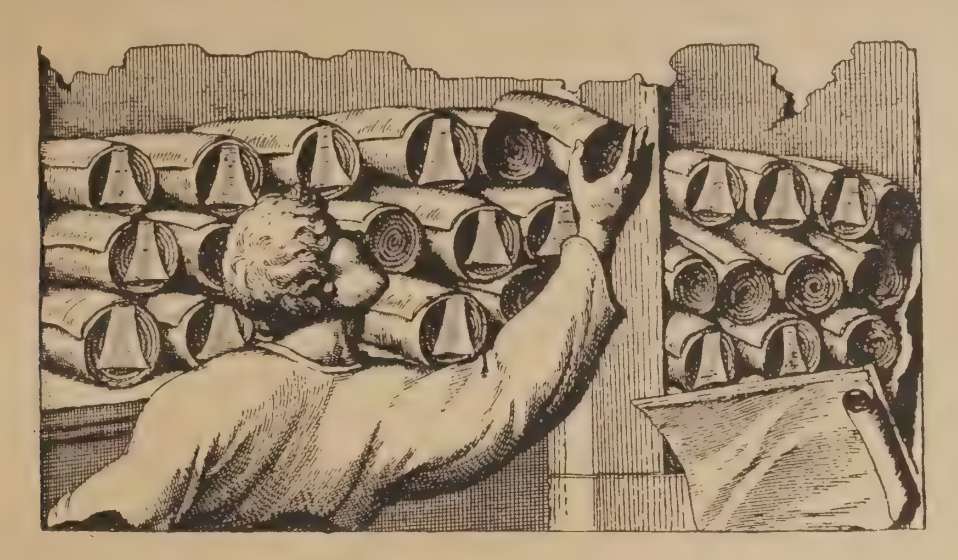
[1]) S. Preißigke, Klio 7, 263 A. vgl. Mitteis-Wilcken, Chrestomathie 1 II. No. 435 S. 434.

[2]) Mumien-etikette (*τάβλα*) s. Mitteis-Wilcken, Chrestomathie 1 II. No. 499 S. 577. Arch. f. Pap. 1, 340. 2, 177.

[3]) sittybos: Haupt, Opusc. 3, 411.

[1]) Vgl. Preisigke, Girowesen 457 A. 1.; m. Gr. Pal. 1² 147.

[2]) Vgl. Blümer, Philolog. 73, 441. Brinkmann, A., Bonner Jbb. 114, 461.



Zeichnung den Stil des Marmorreliefs vollständig vermisse. Aber diese moderne Zeichnung kann uns doch ein Bild geben von einem antiken Rollenlager.

Als *Eigentumsmarke* ist der Stempel[1]) des Königs anzusehen. Nach Bezold, Ninive u. Bab. S. 122 war der Stempel „in etwas größeren, plumperen assyrischen Schriftzeichen ausgeführt und lautete: Eigentum (oder dgl.; das betr. Wortzeichen ist vieldeutig) Aschurbanipal's des Königs der Welt, Königs von Assyrien".

Ex-libris Assurbanipals.

Dieser Stempel bildet — — den jeweiligen Bibliotheksvermerk des betr. Tonschriftstückes.[1]) Für eine Präsenzbibliothek des Königs war eine Eigentumsmarke eigentlich kaum nötig; bei den Griechen fehlt sie; aber im Mittelalter war sie ebenso gewöhnlich wie heutzutage.

Über eine *Platz- oder Ordnungsmarke*, die bis jetzt bei den Assyrern nicht nachgewiesen ist, s. u.

Ich möchte das Gesagte kurz in einer Tabelle zusammenfassen:

Assurbanipal (668—626 v. Chr.)	*Kallimachos* (310—240 v. Chr.)	*heute*
Catalogue? oder Register eines Buches.	*Πίναξ.*	Katalog. Bibliographie.
Series of forecasts (14—17 tabl.).	z. B. *'Ρήτορες.*	Rhet. gr. (Abt. d. Biblioth.)
Label inscr. with the title.	*Φιλιππικοὶ λόγοι* ς *σίλλυβος.*	Titelblatt. Schmutztitel?
The number of lines.	z. B. $\overline{\mathrm{X}}\,\overline{\mathrm{X}}\,\overline{\mathrm{H}}\,\overline{\mathrm{H}}\,\overline{\Gamma}\,\overline{\Delta}\,\overline{\Delta}\,\overline{\Delta}\,\overline{\Pi}$ Stichometrische Angaben.	z. B. 2 Hefte: IV, 83 u. III, 82 SS. m. 3 Seiten in Autographie.
Forecasts List of beginn.	z. B. *Ὅδε ὁ νόμος κτλ.*	(Hss d. M. A.:) Incipit. Explicit.
Folgeweiser. Anfangsworte der folgenden Tafel.	?	Anfangsworte des folgenden Quarternio: Reclamantes.
Eigentumsmarke.	?	Stempel, Exlibris.
?	?	Ordnungsmarke, Signatur.

[1]) O. Weber, D. Literatur d. Babyl. Lpz. 1907. S. 29. — Streck, Assurbanipal 1. LXXII. LXXIV. vgl. Wenger, Pauly-Wissowa u. d. W. Signum S. 5 (S. A.).

[1]) S. Bezolds Catalogue 1 S. 5 unter K. 24. Streck, Assurbanipal 1. S. LXXIV. — Eigentumsmarke für Ägypten s. S. 83.

Auf die anderen Parallelen zwischen der assyrischen und hellenischen Bibliothek können wir hier nicht eingehen. Ich will hier nur kurz darauf hinweisen auf die *Revision* und *Collation* mit dem Original, vgl. (this tablet) has he written checked (?) and revised in the library of the temple Nabû.

s. King im Suppl. zu Bezold, Catal. Cuneif. tabl. p. XII. und Streck Assurbanipal 1, LXXI.	m. Gr. Pal. 2² 425—27. —, Biblioheksk. 1, 27.

Ebenso der Fluch gegen den *Bücherdieb:*

s. King, ebd. p. XII. Meißner Z. f. Büch. 1, 1897, 101.	m. Gr. Pal. 2² 433. Bogeng, Streifzüge 1, 98. M. O. B. 1904, 178.

Doppelausfertigung einer Urkunde

s. Streck, Assurbanipal 1, LXVII.	m. Gr. Pal. 1² 147; Schubart, Papyrusk. 302. Preisigke, Girowesen 534. Wenger bei Pauly-Wissowa s. v. Signum S. 24 (S. A.)

Palimpseste

(Keilschrift) s. Bezold, Literatur S. 6.	m. Gr. Pal. 1² 103.

Viertes Kapitel.

Katalog und Signatur der Assyrer.

Die Signatur bezeichnet den Ort oder Platz eines Buches, sei es nun auf dem Bücherbord eines Schrankes, sei es in dem Schema eines wissenschaftlichen Systemes; notwendig ist also, 1) die Bezeichnung des Bücherbordes resp. des wissenschaftlichen Faches, 2) eine Zahl zur Bezeichnung des betreffenden Buches. Die Organisation und Anordnung der Bücher in den heutigen Bibliotheken ist sehr verschieden; allein ohne eine Signatur glaubt kein Bibliothekar unserer Zeit auskommen zu können. Aber im Altertum fehlt sie vollständig.

Von Assurbanipals Bibliothek ist ungefähr die Hälfte der Tontafeln jetzt im British Museum; ursprünglich mag an 50000 nicht viel gefehlt haben.[1]) Der Umfang der alexandrinischen Bibliothek wird verschieden angegeben; sie umfaßte aber mindestens 400000 Rollen (s. o.). Wie war es möglich, so möchte man fragen, bei diesen colossalen Massen ein gesuchtes Buch zu finden ohne Signatur?

Bezold, sagt Catal. of the Cuneiform Tablets Br. Museum 5 (1899) p. XXIX: We have no knowledge as to the way in which the tablets were arranged in Ashur-bâni-pals Library, but it is quite certain, that the scribes drew up catalogues of certain sections of the library and wrote labels for important works; thus K. 1352 is a catalogue containing a list of two series of forecasts which consisted of 14 and 17 tablets respectively, the number of lines on each tablet being also stated — (verschiedene Beispiele) —. Of labels for tablets K 1400 and 1539 are excellent specimens.[1])

Im Zbl. f. Bibl. 21, 276 unterscheidet er zwischen Tafel- und Serienkatalogen: Unter den ersteren nimmt besonders K 1352 eine hervorragende Stellung ein, das die Anfänge aller 14 bezw. 17 Tafeln — — enthält und dazu die Zeilenzahl jeder einzelnen Tafel verzeichnet. — — Als Beispiel der zweiten — — Gattung mögen hier Rm 150. u. K 9717 angeführt sein. Bezold[2]) erwähnt bei den Tontafeln die eigentliche Unterschrift — — beginnend mit den Worten: „So und so vielste Tafel (der Serie) beginnend mit den Worten. . . .“

„Von einer Serie ist eine große Menge von Tafeln im (Brit.) Museum vorhanden, deren höchste No. die Zahl 102 erreicht (K. 3677)“.

Auch Br. Meißner, Aufsätze f. Milkau S. 248 redet nicht von Registern eines Sammelwerkes,

[1]) S. SB. Brln. Ak. 1888, 753. Streck, Assurbanipal 1 p. LXX; nach Weißbach ist diese Zahl zu groß.

[1]) 5, S. 2011 *Forecasts.* List of the beginnings of texts containing.

[2]) SB. Brl. Akad. 1888, 745.

sondern von Katalogen der Bibliothek. O. Weber[1]) hebt hervor, daß es für die Bibliothek Assurbanipals an Originalkatalogen nicht gefehlt habe; S. 28 fährt er fort: „Tafeln, die einem größeren Zusammenhang angehören, sind numeriert; nie fehlt der Folgeweiser, der die Anfangszeile der nächstfolgenden Tafel angibt. — “

Wie wurde es nun aber, so möchte man fragen, mit der viel größeren Anzahl von Tontafeln gehalten, die einem „größeren Zusammenhang“ *nicht* angehörten und also auch keine No. trugen? Gerade diese vereinzelten Tafeln sind am schwersten zu finden und hätten in einem wirklichen Kataloge der betreffenden Bibliotheksabteilung nicht fehlen dürfen; denn das ist gerade der Unterschied zwischen einem Generalregister eines Sammelwerkes und einem Katalog der ganzen Bibliotheksabteilung. Eine solche Liste aller auch der vereinzelten Tafeln wird in der Tat existiert haben, die aber jetzt nicht mehr vorhanden ist; sie muß viel mehr Nummern gehabt haben als 14—17; jede Abteilung (Fach) der Bibliothek muß viel umfangreicher gewesen sein. — Deshalb also möchte ich diese Liste nicht mit Bezold, Meißner und Weber als Bibliotheks-*Kataloge* bezeichnen, sondern vielmehr als Generalregister eines größeren Sammelwerkes mit selbständigen Teilen. Dieses Register beschränkt sich auf diese Teile mit Ausschluß aller anderen Werke; der Bibliothekskatalog dagegen umfaßte alle anderen Werke ohne die Teile eines derartigen Sammelwerkes.

Es wäre nun allerdings denkbar, diese Bibliotheks-Abteilung ebenso zu ordnen wie die darin befindlichen Sammelwerke, d. h. mit Hilfe beigeschriebener Nummern resp. Ordnungsmarken (Signaturen); O. Weber a. a. O. S. 28 sagt allerdings: „Die Tafeln tragen sämtlich eine kürzere oder längere Signatur — — Eigentumsvermerk, Angaben über die Herstellung der Copie usw.“ Diese Bemerkung ist nur imstande, Verwirrung anzurichten; er braucht den Terminus „Signatur“[2]) in entschieden unrichtigem Sinne; das hätte „Signatur“ allerdings heißen können, ebensogut wie „Signete“; aber beide Worte haben einen ganz anderen Sinn angenommen; die Bibliotheks-Signatur ist etwas ganz anderes; zunächst ist sie stets möglichst kurz. Die Signatur (englisch pressmark) ist nur eine Ordnungs- oder Platzmarke, z. B. *Rhetores graeci No. 7*, die es dem Bibliothekar möglich macht, das eben seinem Platz entnommene Buch ohne weitere Untersuchung an seinen richtigen Platz zurückzustellen; das ist ihr einziger Zweck, wenn sie auch verschiedene Formen angenommen hat.

In der assyrischen Bibliothek hat man nichts Derartiges entdeckt; jedenfalls ist bis jetzt auf den Tausenden der einzelnen Tontäfelchen niemals eine Ordnungsmarke (Signatur) gefunden. Wenn Bezold, S. B. Brln. Ak. 1888, 745 von offiziellen Signaturen der Tontafeln redet, so meint er die, welche sie im Brit. Museum erhalten haben. Also stehen wir hier wieder ratlos vor der oben aufgeworfenen Frage, wie war es überhaupt möglich, eine bestimmte Tafel zu finden?

Zunächst also durften diese Tausende von Tafeln nicht eine ungegliederte Masse bleiben, sondern sie mußten in bestimmte Gruppen und Abteilungen zerlegt werden. Dann galt es aber innerhalb der Gruppe Ordnung zu schaffen. Ein Bibliothekar, dessen Bibliothek mehr als 10000 Bücher (Tontafeln) groß ist, kann auf geschriebene Listen nicht verzichten, gleichviel ob sie nach diesem oder jenem System angelegt sind. Auch Assurbanipals Bibliothekare müssen einen geschriebenen Katalog gehabt haben. Die Zahl ihrer kleinen Tontafeln gegenüber den langen Papyrusrollen war sehr groß, ebenso wie die Mannigfaltigkeit der Gegenstände; denn der assyrische Bibliothekar mußte Gegenstände berücksichtigen, die später in keine Bibliothek mehr aufgenommen wurden: Gebete, Beschwörungen, Zauberformeln, Lobgesänge, Vorzeichen, Horoskope außer den Gesetzen, Verträgen, Urkunden u. s. w. Daher mußte der assyrische Katalog sogar verhältnismäßig groß sein.

Einen vollständigen Katalog einer assyrischen Bibliothek besitzen wir nicht. Aber Delitzsch, Assurbanipal (1909) S. 35 spricht von einem Handschreiben [Assurbanipals?] mit den Titeln „aller der Werke, nach denen in privaten Büchersammlungen wie in der Tempelbibliothek von Ezida gesucht werden soll, um sie dem König nebst anderen wichtig erscheinenden Tafeln zu übersenden“.

Einen besonderen Titel, nach dem man hätte ordnen können, hatten die Tontafeln wohl nur teilweise; Schriftsteller, deren Namen man vielleicht dazu hätte brauchen können, gab es damals überhaupt noch nicht. Wer also einen Katalog der Tontafeln anlegen wollte, mußte den Text selbst

[1]) D. Literatur d. Babylon. u. Assyrer (1907) S. 29.

[2]) In anderem Sinne: cum signaturis desuper factis. Stenzel, SS. Rerum Siles. 2,237. Wattenbach Schriftw.[3]. 622 A. 4. Wenger bei Pauly-Wissowa u. d. W. Signum.

beschreiben, oder wenigstens den Anfang des Textes; und das geschah in der Tat; von jeder Tontafel wurden die ersten Worte verzeichnet und nach diesen Initien wurden die Originale aufgestellt und der Katalog angefertigt. Der Initien-Katalog ist also der älteste aller Bibliothekkataloge. Aber nach welchem Prinzip ordnete man diese Initien?

Jedes alphabetarisch schreibende Volk würde wenn möglich eine Ordnung nach den Buchstaben durchgeführt haben; zu denen gehörten die Assyrer aber nicht. Mein Freund und College Weißbach, den ich in dieser Frage um Rat bat, verwies mich auf Peiser: Die assyrische Zeichenordnung auf Grund von Sa. und VR 45 (Ztschr. f. Assyr. 1, 95); er meint S. 102, daß der Anordnung ein noch unbekanntes assyrisches Alphabet zu Grunde läge, könnte nur eine vorübergehende Vermutung sein; dagegen vermutet er S. 103 „daß die Assyrer zwar kein uns wenigstens bekanntes lautliches, wohl aber ein „graphisches Alphabet" besessen und zur Anordnung gewisser Teile verwendet haben." Ebd. 2, 316 behandelt er das Prinzip der Ordnung: Die Zeichen können geordnet sein 1.) nach dem ähnlichen Laut, 2.) dem ähnlichen Zeichen, 3.) nach der Bedeutung der Zeichen. Er schließt S. 319 mit den Worten: ich halte es nicht für unmöglich, daß die Schreiber, um sich leichter zurecht zu finden, die Anordnung nach gewissen Stichworten einrichteten, sich einen Canon, fast möchte ich sagen „versus memoriales" schufen.[1]

Was Peiser von den Schreibern annimmt, das können wir auch von den Bibliothekaren Assurbanipals voraussetzen, die doch auch zu den Schreibern gehörten. Ein halbwegs brauchbarer Katalog entstand, wenn man diese Initien nach der Ähnlichkeit der ersten Schriftzeichen ordnete; und diese Ordnung mußten die Beamten sich gedächtnismäßig einprägen. Auf diese Weise sieht man doch eine Möglichkeit, sich unter diesen Massen von Tafeln ohne Titel und Autoren zurechtzufinden. Die ganze Bibliothek, die übrigens in zwei besonderen Häusern aufbewahrt wurde, war wahrscheinlich in nicht allzu große Gruppen zerlegt, an deren Spitze ein Priester-Lehrling stand. Seine Genossen hatten früher die heiligen Texte vollständig auswendig lernen müssen; jetzt dagegen forderte man nur, daß sie die Anfänge sich einprägen sollten. Die Zumptschen genus-Regeln, die wir uns in der Jugend einprägen mußten, sind noch geistvoll gegen die Verse der berliner Straßennamen: Da tanzen die Bären und tragen die Krone nach Leipzig usw. Manchen schönen Vers hat man vergessen, aber derartiger Blödsinn bleibt haften im Gedächtnis; allein ihren Zweck erreichen beide; und in ähnlicher Weise mag man sich auch in der Tempelbibliothek Assurbanipals die Ordnung der einzelnen Werke eingeprägt haben; jedenfalls sucht man vergebens nach irgendwelchen äußeren Spuren einer anderen Methode.

Eine *jüdische* „Liberey" wird erwähnt: II Maccab. 2,13. In Palästina gab es vielleicht sogar eine Bibliotheks- oder Rollenstadt Kirjath-Sepher: Josua 15,15 und Kirjath-Sannah. Jos. 15,49 vgl. Encyclopaedia Biblica ed. Cheyne and Black London 1891 (u. d. W.) 2681: It has often been assumed (e. g. by Quatremère 1842) that the name implies the presence of a library of some kind in the place (cp. the Babylonian city Sippara [?]. — — (see Sayce Hibb. Lect. 168 n.; Delitzsch, Parad. 210.)

Endlich redet man noch von einer ***kretischen*** Bibliothek: La scoperta della biblioteca del re Minos di Cnosso: Bibliofilia 2, 1901, 295. Das klingt großartig! Denkmäler kretischer Schriftarten sind allerdings gefunden; ob sie aber einer Bibliothek angehörten, wissen wir nicht, da wir sie nicht lesen können.

Fünftes Kapitel.

Katalog und Signatur der Ägypter.

Eine assyrische Tempelbibliothek des 7. Jahrhunderts kann nur mittelbar das Vorbild einer griechischen Bibliothek des 4.—3. Jahrh. gewesen sein; das unmittelbare waren vielmehr, wie bereits gesagt, die alten ägyptischen Sammlungen. Bald war das Nilland assyrische Provinz,[1] bald standen ägyptische Heere am Euphrat. Ägyptische und assyrische Schreiber standen also manchmal

[1] Vgl. Thureau-Dangin ebd. 15, 162, 399.

[1] s. Delitzsch, Fr. Assurbanipal, D. Alte Orient 11, I (Lpz. 1909) Abb. 3 Erstürm. einer Fest. des Nillandes auf Assurbanipals ägypt. Feldzug. Haupt P., D. ägypt. Feldzug des Assurbanipal. Z. f. Äg. 1883, 85—88.

in Verbindung, wie auch die Briefe von Tell-el-Amarna zeigen; so mag denn auch gelegentlich eine Erfindung oder Verbesserung der Buchhaltung und des Registerwesens zwischen beiden ausgetauscht sein.

Wir brauchen durchaus nicht anzunehmen, daß die Ägypter in dieser Beziehung hinter den Assyrern zurückgeblieben seien; allein bei ihnen sind nicht, wie bei den Assyrern; große mehr oder weniger vollständige Büchersammlungen in ihren Räumen gefunden. Bibliotheken waren sehr zahlreich in Ägypten,[1]) aber nicht sehr groß. Ein jedes größere Heiligtum Ägyptens besaß seine besondere „Bücherei" mit einer Auswahl von Büchern oder Rollen auf (rc. aus) Papyrus oder Leder, welche sich teils auf das Allgemeine des priesterlichen Wissens bezogen, teils auf den besonderen Kultus der betr. Lokalgottheit Rücksicht nahmen.[2])

In der Tempelgruppe von Philae führt ein besonderes Gemach (Lepsius, Denkm. Taf. 105 No. 67) die Bezeichnung „die Bücherei". Als göttliche Insassen erscheinen in Bild und Wort: Gott Thot, ferner die Göttin— — „die Große", die Vorsteherin der Büchereien— —und die von beiden unzertrennliche Göttin der Wahrheit. s. Brugsch, Ägyptol. 157/8. Kataloge werden hier nicht ausdrücklich erwähnt.

Es finden sich gelegentlich Anführungen von Büchertiteln teils auf den steinernen Denkmälern, teils in den auf Papyrus niedergeschriebenen Texten.[3])

Die Encyclopaedia Britannica u. d. W. Library gibt einige Hinweise, die jedoch von Fachleuten zunächst nachgeprüft werden müssen: We possess a record relating to „the land of collected works (library) of Khufu [Ägypten], a monarch of the IV dynasty and a similar inscription relating to the library of Khafra, the builder of the second pyramid.

A library of charred books has been found at Mendes (Egypt. Expl. Fund, *Two Hierogl. Papyri)*.

Die Verzeichnisse der ägyptischen Tempelbibliothek von Edfu publizierten Brugsch, Ztschr. f. Ägypt. 1871 S. 43 und v. Bergmann, Hierogl. Inschr. S. 46 Taf. 64. 65;[4]) „sie geben in regellosem Durcheinander der Anordnung die ganze Reihe der zum Horusdienst erforderlichen Werke theologischen Inhalts auf den Steinwänden". „Der Bücherkatalog" sagt v. Bergmann, „zerfällt in zwei Listen, deren jede für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet und in die Form einer Ansprache an Horus Hut eingekleidet ist".

S. 47: I. Ich komme zu dir Horus von Hut, großer Gott, Herr des Himmels und zu den Göttern in Hut. Ich bringe auch zahlreiche Truhen mit Büchern und großen Rollen von geweihtem Leder als:

1. die Niederwerfung des Set.
2. die Abwehr des Krokodils — — bis 19 u. 20,

II. Ich komme zu dir Horus Hut — — ich bringe euch die Truhen enthaltend die großen Schriften mit den ausgewählten von den heiligen Textbüchern:

1. das Buch von dem, was im Tempel,
2. das Buch vom Einfangen — — — 11, und 12.

Es ist für unsere Zwecke nicht unwichtig, besonders zu betonen, daß die Zahlen (1—20 und 1—12) von den deutschen Hgg. hinzugefügt sind und bei Beiden durchaus nicht übereinstimmen.

Einen Gesamtkatalog einer größeren ägytischen Bibliothek haben wir nicht, und Brugsch's[2]) Überblick ihrer heiligen und profanen Literatur bietet uns dafür keinen Ersatz.[3])

Eine Ordnung und Aufstellung nach dem Alphabet dürfen wir auch bei den Ägxptern nicht erwarten. Sie hatten — wie Herr College Steindorff die Güte hatte zu bemerken — allerdings ein Alphabet[3]) z. B. für die Transscription fremder Namen, aber auch noch andere Schriftarten; das Alphabet bildete also nicht selbstverständlich den Rahmen für alles Geschriebene, eignete sich also auch nicht als Prinzip der Anordnung für eine Bibliothek. Manche dieser Sammlungen sind aber auch so klein und so ungeordnet, daß wir ein Prinzip der Ordnung überhaupt nicht erkennen können.

Das wurde später anders. „Die *Privatbibliotheken* einer Stadt wie Oxyrhynchos können wir uns besser vorstellen, als jene Alexandreias".[4])

Viel reicher als für die sacrale oder literarische Bibliothek Ägyptens ist das Material für seine *Verwaltungsarchive*, die viel älter sind, als

[1]) Brugsch, Ägyptologie (1891) 156.

[2]) Ebd. S. 156—157: Liste von 37 Büchertiteln (das meiste davon erscheint uns unverständlich).

[3]) Brugsch, Ägyptologie 151.

[4]) de Rougé, Inscr. recueill. à Edfou 2 p. 121. Vgl. Pietschmann, Leder u. Holz S. 113.

[1]) Ägyptologie S. 159.

[2]) Über den Inhalt der ägyptischen Bücher s. Klemens Alex. Stromat. 6, 4, 36 p. 269 S.

[3]) Vgl. R. Eisler, Platon u. d. aeg. Alphabet. Arch. f. Gesch. d. Philos. 34. 1922. S. 1.

[4]) Schubart, Papyruskunde 58.

Bibliotheken, wenn wir sie auch nur aus hellenistischer Zeit kennen, deren Betrieb und technische Einrichtungen gelegentlich von Bibliothekaren nachgeahmt wurde. Der Archivar der Regierung bewahrte sowohl die Akten, Listen und Verordnungen der Regierung, wie die Urkunden und Verträge der Untertanen; diese Schriften mußten in jedem Augenblicke leicht zu finden sein; die Sorgfalt, die man auf die Aufbewahrung und Registrierung verwendete, lohnte sich also. Durch die Praxis hatte sich im Laufe der Jahrhunderte eine archivalische Routine herausgebildet, die allen Ansprüchen einer hochentwickelten, anspruchsvollen Bureaukratie genügte.

Preisigke, Girowesen S. 454 beschreibt die Einrichtung eines localen Verwaltungsarchives: Ein erstes Zimmer — — war für die Privaturkunden der Gauhauptstadt, ein zweites Zimmer für diejenigen des Dorfes A, ein drittes Zimmer — — für diejenigen des Dorfes B bestimmt usw. Das sind die *Ortschaftsgruppen.* Jede Ortschaftsgruppe zerfiel in *Sachengruppen*, jede Sachengruppe in *Namengruppen.* Ein Hausverkauf also, den ein Ὧρος in Karanis als Käufer an das Besitzamt einreichte, wurde in der Ortsgruppe „Karanis", Sachengruppe „Grundstücke", Namensgruppe „Ω" niedergelegt[1]) (vgl. S. 488.) Vgl. BGU. III 959 *Ἐκ διαστρωμάτων Σοκνοπαίου Νήσου στοιχείου ε κολλήματος ιζ. Ἐριεὺς θήλ(εια) κτλ.* Es waren also alle Eigentümer, deren Namen den gleichen Anfangsbuchstaben (hier E) führt, in einem wie es scheint mit durchgehender Blattzählung ausgestatteten *στοιχεῖον* vereinigt.[1]) Die Rollen des Besitzamtes (natürlich einseitig beschrieben) hatten durchnumerierte Seiten, nach denen citiert wurde.[2])

Die Akten der Privatleute (Gesuche, Klagen, Urkunden, Bittschriften) bekamen ebenfalls ihre Ordnungsnummer (s. o.); wenn sie zu langen Rollen zusammengeleimt wurden, so entstanden Bände, die natürlich wieder nach Ordnungszahlen unterschieden wurden, z. B. *κόλ(λημα) ϙδ τ(όμος) εἷς* P. Ox. 1466. Über alle Einzelheiten hatte der Archivar genau Buch zu führen.

Die Register (*τὰ διαστρώματα*[3]) sollen — so lautete die Vorschrift — sorgfältig aufbewahrt werden *ἵν', εἴ τις γένοιτο ζήτησις εἰς ὕστερον περὶ τῶν μὴ δεόντως 'απογραψαμένων, ἐξ ἐκείνων ἐλεγχθῶσι.* - - *παραγγέλλω τοῖς β(ι)βλιοφύλαξι, διὰ πενταετίας ἐπανανεοῦσθαι τὰ διαστρώματα μεταφερομένης εἰς τα καινοποιούμενα τῆς τελευταίας ἑκάστου ὀνόματος ὑποστάσεως κατὰ κώμην καὶ κατ' εἶδος.*[4])

Sechstes Kapitel.

Kataloge der Griechen.

In der Verwendung des *Alphabetes* zur Anordnung der Bücher bestand der wesentliche Unterschied zwischen der altägyptisch-assyrischen und der griechischen Bibliothek. Für die Bibliographie konnte man, ebenso wie heutzutage dieses Prinzip vollständig durchführen, aber eine partielle Bibliographie kann heutzutage ebenso wenig wie im Altertum, den Katalog ersetzen; da manche Bibliotheksfächer sich vorzüglich, andere dagegen durchaus nicht für alphabetische Anordnung eignen. Wo die Möglichkeit vorhanden war, wird der griechische Bibliothekar dieses Prinzip durchgeführt haben, aber es steht fest, daß es sich nicht bei allen Fächern empfahl; und dasselbe gilt auch von Privatbibliotheken.

Wenn heutzutage ein Privatmann eine Büchersammlung von einigen hundert Bänden besitzt, so glaubt er ohne einen kurzen Katalog nicht auskommen zu können, wenn sein Gedächtnis nicht ein ganz ungewöhnliches ist; und wir haben keinen Grund, vorauszusetzen, daß es im Altertum anders gewesen wäre. Ein kleiner Bücherbestand hat natürlich nur wenig Abteilungen oder Klassen; je geringer die Massen, umso mehr empfiehlt es sich,

[1]) Vgl. jedoch Schubart, Papyruskunde 63.

[1]) Arch. f. Pap. 4, 348—9. vgl. 3, 509.

[2]) S. Preisigke, Girowesen S. 494.

[3]) Hier war kurz vermerkt, was an Urkunden und Rechten für eine Person vorlag und sich änderte. Schubart, Papyr. 300.

[4]) P. Oxyrh. II. No. 237. col. VIII, 38; Preisigke, Girowesen 490.

die Bücher einfach nach dem Alphabet der Verfasser zu ordnen; auch das war gewiß im Altertum ebenso; wenn dieses Prinzip auch meistens nicht streng durchgeführt wurde, da manche Gegenstände sich besser als andere für alphabetische Anordnung eignen.

Manche Privatbibliotheken wurden einfach nach dem Muster der öffentlichen geordnet; daher sagt Quinctil. 10, 1, 57 nec sane quisquam est tam procul a cognitione eorum remotus, ut non indicem certe ex bibliotheca sumptum transferre in libros suos possit? Dabei aber muß man eingestehen, daß bei anderen von den erhaltenen Katalogen des Altertums sich das Prinzip der Ordnung überhaupt nicht erkennen läßt. Bei den Schriftstellern des Altertums finden wir einige Bücherverzeichnisse berühmter Männer[1] die von ihnen selbst, oder von ihren Verwandten verfaßt sind. Galen ed. K. 19 p. 8. *περὶ τῶν ἰδίων βιβλίων γραφή* und *περὶ τῆς τάξεως τῶν ἰδίων βυβλίων* (p. 49) gibt keine Liste, sondern eine historische Erzählung, obgleich die einzelnen Bücher eine Ordnungszahl bekommen. Der sog. Lampriaskatalog der Schriften Plutarchs (vgl. Suidas s. v.) soll von einem Verwandten verfaßt sein. Eine gewisse Ordnung der Schriften läßt sich nicht verkennen; erst kommen die gepaarten, dann die einzelnen Biographien in halbwegs historischer Folge; darauf die sogen. Moralia, jedenfalls nicht alphabetisch geordnet. Obwohl der Schluß fehlt, sind es über 200 Titel, mit einer Ordnungsnummer die vielleicht auf den Vf., jedenfalls aber nicht auf einen Bibliothekar zurückzuführen ist.

Meistens aber sind es Philosophen, [1] deren Bücherlisten erwähnt werden: s. Dyroff, Über die Anlage der stoischen Bücherkataloge. Würzbg. 1896; über die Schriften des Aristoteles s. Littig, F., Andronikos rhodius 1. München 1890. Howald, E., Die Schriftenverzeichnisse des Aristoteles und des Theophrast: Hermes 55, 1920, 204. Die Schriften des Theophrast sind bei Diogenes Laërt. 5,42—50 wenigstens in der ersten Hälfte alphabetisch geordnet; und Usener, Anal. Theophr. 14 ff. hat es wahrscheinlich gemacht, daß dieser Katalog in näherer Beziehung zur alexandrinischen Bibliothek stand, indem der erste Teil den ursprünglichen Besitz der Bibliothek an Theophrastischen Werken, die 3 folgenden die späteren Neuerwerbungen uns vor Augen führen.[2]

[1] Diogen. La. 3,59 Platon, 5,21 Aristoteles, 5,42 Theophrast, 5,88 Demetrius Phalereus.

[2] s. Pauly-Wissowa 15,849.

Mit diesen Bücherlisten haben die Verzeichnisse der Schriftsteller und ihrer Werke in der Disposition eine gewisse Verwandschaft. Rabe bespricht die Listen griech. Profanschriftsteller Rh. Mus. 65, 1910, 339. vgl. Kroehnert, Canonesne poet. script. artificum per antiquitatem fuerunt? Jn.-Diss. Königsberg 1897; sie sind sachlich geordnet: Dichter, Grammatiker, Rhetoren, Historiker u.s.w. in der Klasse *nicht* alphabetisch (vgl. die synoptische Tabelle bei Fr. Schmidt Pinakes S. 52). Auch R. Volkmann, Symbola philol. Bonnens. 719 behandelt Schriftstellerlisten, die aber wenigstens ursprünglich alphabetisch waren:

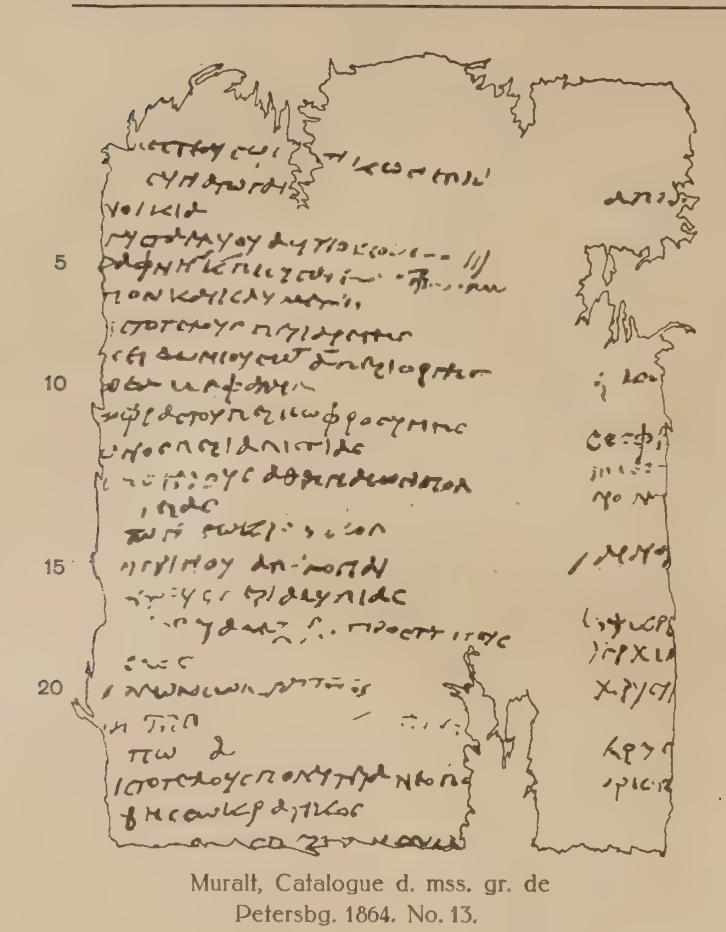
ordinem si spectas, quo singula scriptorum nomina sese excipiunt, hunc non iam integrum seruatum esse nides, quamquam non dubium est quin *κατὰ στοιχεῖον* quod dicunt olim fuerint disposita.

Häberlin, Zbl. 7,16 vergleicht den alexandrinischen Katalog des Kallimachos mit einem Inventarisationskatalog. „Mit dem modernen Acessionsjournal ist derselbe daher nicht vergleichbar; ein solches gab es nicht, weil das Bedürfnis fehlte. Jedes neu erworbene Buch erhielt einen Titel, *σίλλυβος* vielleicht mit Angabe der fortlaufenden Nummer und wurde direkt in den Realkatalog eingetragen“. Dagegen ist zu bemerken: 1) jedes Buch erhielt einen Titel außer dem *σίλλυβος*; 2, eine fortlaufende Nummer hat man nirgends entdeckt; 3, statt *Real*katalog muß es heißen: Katalog.

Die Papyrusurkunden sind für unseren Zweck nicht sehr ergiebig: Ein Bücherkatalog aus Memphis (III. Jh. n. Chr.) bei Wilcken, Chrestomathie 1 II S. 182 No. 155 (m. Litt.) s. S. 92.

Dieser P. Petersbg. 13 ist troß Jernstedt's Zweifel der Katalog einer Privatbibliothek.[1] (E. Kurß, Byzant. Zschr. 11, 219 faßt den Petersburger Papyrus nicht als einen Bücherkatalog, sondern als ein Inventar von Geschäftspapieren verbunden mit Literaturwerken.) Er ist das „einzige Verzeichnis einer solchen Bibliothek aus der *χώρα*, das bisher auf uns gekommen ist“. Die erwähnten Schriftsteller sind meistens Philosophen; ihre Ordnung ist nicht alphabetisch, da z. B. Aristoteles *πολιτεία* der Athener und der Neapolitaner an verschiedenen Stellen aufgeführt werden.

[1] Vielleicht ein Katalog der von Parthey, Memorie d. Inst. arch. 2, 1865 438 herausgegeben Hausbibliothek.



Muralt, Catalogue d. mss. gr. de Petersbg. 1864. No. 13.

Mitteis u. Wilcken 1, II Chrestomathie No. 155.

[ ] εστίου Σωκ[ρα]τικῶν ἔπιστο[λ(ῶν)]
συναγωγαί.
[ἐ]ν οἰκίᾳ.
[ ] γυσταλλυου Ἀντιχέως . . .
5 [ ] Δάφνηᵛ κ(αὶ) πιουσαι . . . .
[ ] πον καὶΚλυμένη
[Ἀρι]στοτέλους περὶ ἀρετῆς
[Πο]σειδωνίου ἐκ τ(ῆς)α̅ περὶ ὀργῆς.
10 [Θε]οδᾶ κεφάλαια
[Θεο]φράστου περὶ σωφροσύνης
[Δίω]νος περὶ ἀπιστίας
[Ἀρισ]τοτέλους Ἀθηναίων πολ[ι]-
τείας
[Κρί]των Σωκρ[ατ]ικός
15 [. . .] . . γρίνου ἀπ[ο]λογίαι
[Ἐρατοσ]θένους περὶ ἀλυπίας
[ ] . . . ς δια[λ]έ̲ξ̲[ει]ς̲ [.]πρὸς Τυρίους
. . . ς
[Σ]ίμων Σω[κ]ρα[τι]κ[ό]ς
20 [Χρ]υ[σ]ίππ[ου τέχνης λόγων κ]α[ὶ] τ[ρό]-
πων α̅
Ἀ[ρ]ιστοτέλους πολιτεία Νεαπο[λιτῶν]
Κ[έ]βης Σωκρατικός
. . . . ε ους περὶ τῶν δέκα τ̲[. . .

Ein anderer Papyrus (Aegyptus 2. 1921 p. 17) gibt eine Bücherliste hervorragender Sokratiker:

Elenco di opere letterarie
(cm 13×18).

Verso.

Συμπ[ό]σιο[ν]
Διάλογοι κ
Σοφιστής α̅
Πρὸς Καλλικλέα γ̅
5 Πρωταγόρας α̅
Εὐθύδημος α̅
Παρμενίδης. Ἀνάχαρσις
Χαρμ[ί]δης
Ἀλκιβιάδης ἢ Λύσις
10 Μένων Μενέξενος
Ἰκκίαι β̅ καὶ Εὔδημος
Τίμαιος
Πολιτικός
Κρατύλος
15 Ἀλκιβιάδ̅
Φίληβος
Φαίδων
Λάχης
Ἀλκιβιάδης
20 Γόργιας
Πρωταγόρας
Φιλήβος
Ξενοφω παιδ η̅ *)
Ἀνάβασις
25 Ἀγεσίλαος
Κυνηγετιᵏ
Συμ[πό]σιον
(spazio di un rigo)
Ὁμήρου ὅσα εὑρίσᵏ-
Μενάνδ[ρ]ου α εὑρισ-
30 Εὐριπείδου οσα εὑρισκ-
Ἀρ[ιστ]οφα̅
Φ[αβωρ?] εινου
[× × × ×] —
[× × × × ×] ινσυ

*) sc. [Κύρου] παιδείας.

Sabbadini ebd. S. 20 bemerkt dazu: Questa lista — — potrebbe rappresentare o un canone bibliografico, o un inventario di una biblioteca privata, o un elenco di desiderata.

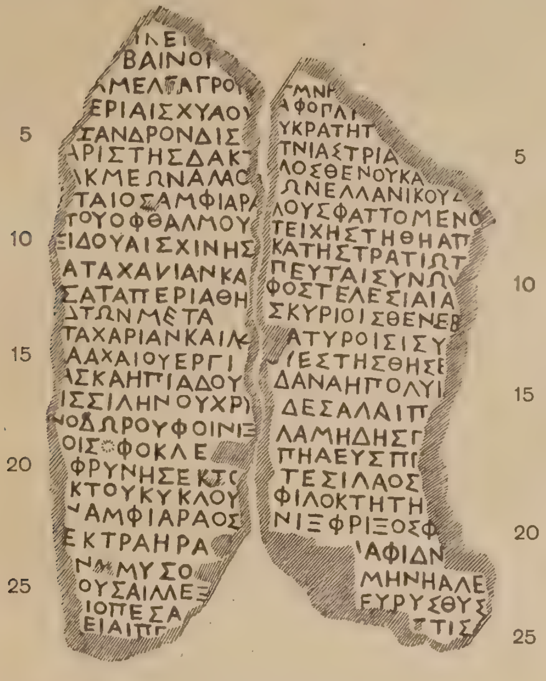
Die Ordnung der platonischen Dialoge[1] ist weder alphabetisch noch chronologisch.

Inschriftlich sind einige griechische Kataloge erhalten: I. G. II 992 (m. Fcsm.: Arch. Zeitung 1874. 106.) Katalog von Büchern, welche die Epheben in der Bibliothek ihres Gymnasiums im 1. Jahrh. vor Chr. gestiftet haben[2]) s. S. 93.

Ferner haben wir Listen von Werken scenischer Dichter, die stets nach den Anfangsbuchstaben geordnet sind; so z. B. von Komoedien des Aristophanes im Hermes 14, 464. Innerhalb der einzelnen (Anfangs-) Buchstaben ist die Anordnung ziemlich frei. Bei Pauly-Wissowa 2, 972 gibt Kaibel zwei Listen der Komoedien des Aristophanes, die nach

[1]) Vgl. v. Wilamowitz-Moellend. Plato Brln. 1921.

[2]) Daneben (I. G. II 857ff.): Kataloge von *Personen;* auch I. G. XIV 1097 gehört nicht hierher. s. v. Wilamowitz-M., Eurip. Herakl. 1, 150.



Arch. Zeitung
1874. 106.

I. G. II 992 (lapis Peiraeei) vgl. v. Wilamowitz-M., Anal. Eur. p. 138.

I.

. . . . κ]κε- -
. . . . βαινο- -
. . . . ς] Μελέαγρὸ[ς]
. . . . . . π]ερὶ Αἰσχύ(λ)ο[υ]
5 . . . . 'Αλέ]ξανδρον Δισ[εξ]-
απατῶν ? . Κιθ]αριστὴς Δακτ[ύ]-
λιος . . . 'Αλ]κμέων ἄλλ[ο]-
. . . . 'Αν]ταῖος 'Αμφίαρα-
ος . . . . τ]οῦ ὀφθαλμοῦ
10 . . . . Εὐκλε]ίδου Αἰσχίνης
. . . . κ]ατὰ Χα(ρ)ίαν κα-
. . . . . σα τὰ περὶ 'Αθη-
ν . . . . .] Δ' τῶν μετὰ
. . . κατ]ὰ Χαρίαν καὶ Λα-
15 . . . . . α' 'Αχαιοῦ 'Εργῖ-
[νος . . . .] 'Ασκληπιάδου
. . . . . ι]ς 'Σιληνοῦ Χρυ-
[σ . . . . . η]νοδώρου Φοῖνιξ
. . . . οι' Σοφοκλέ-
20 [ους . . . .]φρύνης ἐκ τ-
. . . . . . ἐ]κ τοῦ κύκλου
. . . . . . ν 'Αμφιάραος
. . . . . 'Ηλ]έκτρα 'Ηρα-
[κλῆς . . . . . . ν Μυσο-
25 [ì . . . Μ]οῦσαι 'Αλέ[ξαν]-
[δρος . . . . Αἰθ]ίοπες Α- -
[. . 'Ιπποδάμ]εια ['Ι]π[πόνους ?

II.

. . . . . .
-μν[η . . . ἀντίγρ]- . . .
αφο[ν] Λ[υ . . ? τοῦ-ο]- . . .
υ' Κράτητ[ος . . . . . .]
πνιάστρια [. . . . . Δη]-
μοσθένου κα[τὰ . . . . τ]- 5
ῶν 'Ελλανίκου [-' Διφί]- . .
λου Σφαττόμεν[ος Αἰρησι]- . .
τείχης Τήθη 'Απ[οβάτης 'Ε]- .
κάτη Στρατιώτ[ης - -]- . . . .
πευταὶ (?) Συνω[ρὶς Φιλάδελ]- 10
φος Τελεσία [ια] [ς' Εὐριπίδου]
Σκύριοι Σθενέβ[οια Σκίρων] .
[σά]τυρο(ι) Σίσυ[φος Συλεὺς] .
[Θ]υέστης Θησ[εὺς Δίκτυς] . .
Δανάη Πολύ[ιδος Πελιά]- 15
δες' 'Αλαι(-)' Π[λεισθένης Πα]-
λαμήδης [Π . . . . .] . . . .
Πηλεὺς Π[ειρίθους Πρω]- . .
τεσίλαος . . . .
Φιλοκτήτη[ς Φαίδων Φοῖ]- . .
νιξ Φρίξος Φ[οίνισσαι] . . . 20
. . . . ' 'Αφιδν[αι(-) 'Αρχέλα-]
[ος 'Αλκ]μήνη 'Αλέ[ξανδρος] .
['Αλόπη] Εὐρυσθ(ε)ὺς . . .
. . . . τις 25

den Anfangsbuchstaben alphabetisch geordnet sind; v. Wilamowitz-M. meinte die Ordnung innerhalb der einzelnen Buchstaben sei chronologisch; was Kaibel als zu künstlich verwirft.

Ebenso beim Euripides; im C. I. Gr. 6047 = I. G. XIV 1152 haben wir ein Bild des Euripides (S. 94), der selbst eine ansehnliche Bibliothek besaß (s. Athen. 1,3. A) mit der Liste seiner Stücke, die dann

allerdings nicht gut anders alphabetisch geordnet werden konnten; das ist dann auch geschehen; die Namen, die mit demselben Buchstaben anfangen, stehen zusammen,[1]) aber innerhalb desselben Buchstaben werden die zweiten und dritten Buchstaben des Namens wenig berücksichtigt.[1]) *Ἀνδρομάχη* steht nicht neben *Ἀνδρομέδα*.



Winkelmann, Monum. inediti. 168 p. 225.

IG. XIV 1152 ed. Kaibel

(jetzt in Paris)

Ἄλκηστις, Ἀρχέλαος, Αἰγεύς,
Αἴολος, Ἀλόπη, Ἀντιγόνη,
Ἀλκμαίων, Ἀνδρομέδα, Ἀλέξαν-
δρος, Αὔγη, Ἀ[ν]δρομάχη,
Ἀντι[όπη], Αὐτόλυκος,
Βάκχαι, Βελλεροφόντης, Βούσειρις,
Δίκτυς Δάναη;
Εἰφιγένεια, Ἑλένη, Εἰνώ, Ἑκάβη,
Ἐρεχθεύς, Εὐρυσθεύς Ἐπε[ι]ός,
Ἡρακλ[ῆ]ς, Ἡρακλεῖδαι, Ἠλέκτρα,]
[Θυέστης, Θησεύς,]
[Ἱππόλυτος, Ἱκετίδες, Ἴων, Ἰξίων]
Κρῆτες, Κρῆσσα[ι], Κρεσφόντ[η]ς
Κύκλωψ
Λικύ[μ]νιος,
Μελανίππ[η], Μήδεια, Μελέαγρος.
Οἰνεύς, Οἰδίπους, Ὀρέστης.
in basi *Εὐριπίδης*.

Mit dieser thronenden Statue des griechischen Dichters zeigt die eines christlichen Bischofs eine gewisse Verwandtschaft. Im christlichen Museum des Lateran sieht man eine ganz ähnliche Marmorstatue des (schismatischen) Bischofs Hippolyt nach dem Typus eines antiken Philosophen mit einem Verzeichnis seiner Schriften auf der Rückenfläche neben der Cathedra. Statue und Inschrift stammen wie die Ostertafeln zeigen, aus dem dritten Jahrhundert, die Buchstaben sind klein und wenig vertieft.

Dieser Katalog umfaßt ca. 50 Titel nicht alphabetisch, sondern sachlich geordnet: I. Dogmatische, polemische und historische Werke. II. Exegetische Werke; s. Harnack, G. d. altchristl. Lit. 1, 605. Abdruck des Wortlauts in Majuskeln S. 607. Abbildung der Statue: Ficker, Altchristl. Bildw. S. 167.

[1]) Vgl. Philolog 5, 433.

[1]) Pauly-Wissowa 15, 849.

C. I. G. IV 8613.

[Πρὸς τοὺς Ἰουδα]ίους
[Περὶ τῆς κοσμογο]νίας
[Εἰς τοὺς ψ]αλμούς
[Εἰς τὴν ἐγ]γαστρίμυθον
[Τ]ὰ ὑπὲρ τοῦ κατὰ Ἰω- 5
άν[ν]ην
Ε[ὐαγ]γελίου καὶ ἀπο-
καλύψεως
[Π]ερὶ χαρισμάτων
[Ἀ]ποστολικὴ παράδο- 10
σις
Χρονικῶν
Πρὸς Ἕλληνας
[κ]αὶ πρὸς Π[λ]άτωνα
ἢ καὶ περὶ τοῦ παντός 15
Προτρεπτικὸς πρὸς Σε-
βηρεῖναν
Ἀπόδειξις χρόνων
τοῦ πάσχα
[Κ]αὶ τὰ ἐν τῷ πίνακι 20
Ὠ(ι)δαὶ εἰς πάσας τὰς γρ-
[α]φάς
Π[ε]ρὶ θ(εο)ῦ καὶ σαρκὸς
ἀναστάσεως
Π[ε]ρὶ τἀγαθοῦ καὶ 25
ποθὲν τὸ κακόν.

Ficker, Altchristl. Bildwerke
S. 169.

Auch die griechisch-ägyptischen alphabetischen Namenslisten sind nur nach dem ersten Buchstaben geordnet.[1]) Alphabetisch ist auch das Verzeichnis der Dramen des Aeschylos geordnet im cod. Medic.[2]) Auch Bekker, Anecd. Gr. 3, 1461 gibt zwei Verzeichnisse platonischer Komödien, die alphabetisch geordnet sind;[3]) was ja bei verschiedenen Stücken desselben Schriftstellers das natürliche ist. Schubart, Papyruskunde S. 80 erwähnt noch zwei Bücherverzeichnisse — —, deren zwei uns in kleinen Bruchstücken erhalten geblieben sind; er sagt aber nichts über die Anordnung.

Die alexandrinische Bibliothek war viel zu groß, um nach einem Alphabet geordnet zu werden. Abteilungen, Gruppen mußten gebildet werden. Schon der Beiname, den einer ihrer Leiter führte, beweist, daß auch das sachliche Moment zur Geltung kam, vgl. Etymol. M. 295. 52 *Ἀπολλών[ιος] εἰδογράφος.*[1]) *ἐπειδὴ εὐφυὴς ὢν ἐν τῇ βιβλιοθήκῃ τὰ εἴδη τοῖς εἴδεσιν ἐπένειμεν.* Einige Gruppen ordneten sich gewissermaßen von selbst nach den Namen ihrer Verfasser, andere dagegen bereiteten die größte Schwierigkeit. Die Bibliothek besaß z. B. eine große Sammlung von Gesetzen; ihr Katalog umfaßte allein mindestens drei Rollen. Manche hätte man unter einem bestimmten Namen eintragen können, wie z. B. Solon oder Charondas. Allein Athens *νόμοι φονικοί* (Dittenberger Sylloge³ 1, 111.) konnte man unter Drakon, aber auch unter Solon suchen. Bei manchen stand der Name der Antragsteller deutlich im Praescript; aber unter diesem Namen konnte das Gesetz nicht eingeordnet werden. denn er war längst vergessen. Hier also war man gezwungen, die Rollen sachlich d. h. wohl nach den einzelnen Staaten zu ordnen.

Diese großen sachlichen Gruppen waren ihrer Natur nach sehr verschieden und dementsprechend auch in ihrer Anordnung. Einige waren geographisch oder chronologisch; andere dagegen nach Art unseres Schlagwortkataloges geordnet. Athenaeus 1 p. 5 A erwähnt *δείπνων ἀναγραφάς*; ferner Kochbücher *ὀψαρτυτικά* und Schriften über Kuchenbäckerei *πλακουντοποιικὰ συγγράμματα.*

In ähnlicher Weise waren die Autoren über die Landwirtschaft zusammengefaßt und ihre Namen alphabetisch geordnet. Mit Recht verweist Schmidt, Pinakes S. 63 auf eine solche Liste bei Varro rerum rust. 1, 1,8—9 ed. H. Keil.

Nachdem zuerst die schriftstellernden Könige und Philosophen genannt sind, folgt die eigentliche Liste nach verschiedenen Alphabeten geordnet. I. Prosaiker; 1. deren Heimat bekannt ist: Amphilochius Atheniensis, Anaxipolis Thasius, Apollodorus Lemnius, Aristophanes Mallotes, Antigonus Cymaeus, Agathocles Chius, Apollonius Pergamenus, Aristandros Atheniensis, Bacchius Milesius, Bion Soleus, Chaeresteus et Chareas Athenienses, Diodorus Prieneus, Dio Colophonius, Diophanes Nicaeensis, Epigenes Rhodios Euagon Thasius, Euphronii duo, unus Atheniensis, alter Amphipolites, Hegesias Maronites, Menandri duo, unus Prieneus, alter Heracleotes, Nicesius Maronites, Pythion Rhodius (24 Namen).

[1]) S. P. Straßbg. 1, 103; 27.
[2]) S. Philol. 16, 663.
[3]) Ebd. 16, 662.

[1]) *εἶδος* heißt die Sachengruppe (Preisigke Girowesen S. 489).

2. Ohne Heimatsbezeichnung:[1]) Androtion, Aeschrion, Aristomenes, Athenagoras, Crates, Dadis, Dionysios, Euphiton, Euphorion, Eubulus, Lysimachus, Mnaseas, Menestratus, Plentiphanes, Persis, Theophilus (16 Namen). II Dichter: Hesiodus Ascraeus, Menecrates Ephesius[2]). Diese Liste obwohl in lateinischer Sprache, muß dennoch aus griechischen Katalogen stammen; denn sie beschränkt sich vollständig auf die Griechen und nennt nicht einen lateinischen Namen; im Text nennt Varro auch lateinische resp. carthagische Schriftsteller; es ist also klar, daß er diese Liste der Griechen einem griechischen Kataloge entlehnt hat[3]) und daß dieser Katalog der *πῖναξ* des Kallimachos war,[4]) wird dadurch wahrscheinlich, daß es in Rom eine große Bibliothek noch garnicht gab und grade Varro, der Verfasser eines Buches de bybliothecis, die Aufgabe übernommen eine solche Bibliothek zu gründen; er war also mehr als ein halber Bibliothekar. Auch in seinem Werke de lingua latina hat Varro den Kallimachos mehrmals citiert: frgm. 408 bei Schneider Callim. 2. 584 und frgm. 409 über *Κάσμιλος*, verbum esse Graecum arbitror, quod apud Callimachum in poëmatis eius inveni. Man nannte ihn (Plut. Romul. 12) *'άνδρα Ῥωμαίων ἐν ἱστορίᾳ βιβλιακώτατον*, und Kallimachos war geradezu als Schriftsteller sein Vorbild; sonst hätte er nicht seiner lateinischen Schrift den von Kallimachos gewählten Titel *Aἴτια*[5]) gegeben.

Columella, rei rust, ed. Lundström (Upsala 1917) I 1, 7—9 gibt fast dieselben Namen, aber in anderer Ordnung: erst Hesiod und die Philosophen, dann kommen die *Siculer* Hieron und Epicharm mit seinem Schüler Philometor [et] Attalus; darauf *Athener* (6 Namen, nicht alphabetisch); endlich die *Inselbewohner* von Rhodos Epigenes, von Chios Agathokles von Thasos: Euagon et Anaxipolis; — aus *Milet* Bacchius und Mnasias; aus *Cymae* Antigonus, aus Pergamon Apollonius; aus *Kolophon* Dion; aus *Maronea* Hegesias.[1]) Columella hatte, wie man deutlich sieht, nicht mehr Material, als Varro, aber er hat es umgruppiert, und die alphabetische Ordnung durch die geographische ersetzt, um dadurch die Spuren der giechischen Bibliotheks-Liste zu verwischen.

Die, deren Heimat nicht feststeht,[2]) sind genau dieselben wie bei Varro; die Zahl und die Reihenfolge (alphabetisch) ist die gleiche. Den Beschluß bilden Lysimachus et Eubulus, Menestratus et Plentiphanes, Persis et Theophilus; (die ersten beiden haben ihren Platz getauscht). Es ist also wahrscheinlich, daß Kallimachos der Gewährsmann des Varro gewesen ist, aber Varro der des Columella.[3])

Man könnte sich nun wundern, daß bloß wegen der Heimat zwei verschiedene Kategorien mit besonderen Alphabeten gebildet werden. Für den Katalog und den Betrieb der Bibliothek war das kein Vorteil, wohl aber für die wissenschaftlichen Vorarbeiten und die buchmäßige Ausgabe, die allein in Rom erreichbar war; denn wenn man nicht einmal die Heimat des Schriftstellers bestimmen konnte, stand es — bei dem dem Mangel eines Familiennamens — überhaupt schlecht mit den Nachrichten über diesen Autor; diese Kategorien bedeuten also eine Scheidung zwischen dem gut und schlecht Beglaubigten. Ob eine derartige Unterscheidung des Sicheren und Wahrscheinlichen auch für die anderen Abteilungen war, läßt sich nicht sagen.

Dziatzko sagt also mit einem gewissen Recht: „Die Anordnung der Bücher in der alexandrinischen Bibliothek scheint im Ganzen sachlich gewesen zu sein".[4]) Die großen Abteilungen der Sammlung waren allerdings nach sachlichen Gesichtspunkten abgegrenzt; aber die Ordnung innerhalb der Abteilung war meist alphabetisch. Mit Recht sagt daher auch Diels:[5]) Die ursprüngliche Anordnung der Bibliothekskataloge, wie sie Kallimachos gegeben und Hermipp in seine *Βίοι* aufgenommen hatte, scheint die alphabetische gewesen zu sein";

[1]) quorum, quae fuerit patria, non accepi (Varro). Von dem Hauptwerk des Mago von Carthago wird in der Liste nur eine griechische Bearbeitung genannt.

[2]) Die Namen mit K und X sind umgestellt.

[3]) Auch Plinius gibt im ersten Buche umfangreiche Listen der von ihm exzerpierten griechischen und lateinischen Autoren, die er aber nicht aus einem Bibliotheks-Katalog abgeschrieben hat; denn er ordnet die Namen in der Reihenfolge, wie er sie im Text benutzt hat. s. H. Brunn, De auctor. indicibus Plinianis. Bonn 1856.

[4]) Der sonst so sorgfältige Schneider (Callimachea) hat diese Frage garnicht aufgeworfen.

[5]) Malten L., Ein neues Frgm. a. d. Aitia von Kallimach. Herm. 1918, 148—179.

[1]) Bei Varro Hegesias und Nicesius.

[2]) Auch Collumella 1, 1 10 scheidet die aus, quorum patrias non accepmus.

[3]) Columella 1, 1, 12 citiert M. Terentium.

[4]) Dziatzko, Pauly-Wissowa 3, 413.

[5]) Arch. f. G. der Philos. 1, 484.

Nur darin irrt er, wenn er meint, daß Kallimachos diese Ordnung in die Bibliothek eingeführt habe. Daß vorher schon eine Ordnung vorhanden war, ist sicher, und daß sie meistens alphabetisch war, in hohem Grade wahrscheinlich, Das Ordnungsprinzip einer in Betrieb befindlichen Bibliothek abzuändern, ist eine schwierige und wichtige Aufgabe, und Kallimachos hatte weder Beruf noch Vollmacht zu einem derartigen Unternehmen; auch die einzelnen Abteilungen blieben sicher dieselben wie früher. Ebenso betont Wachsmuth die alphabetische Anordnung: namentlich bei den Dichtern (wurde) für gewöhnlich durchaus nur alphabetische Reihenfolge befolgt. Und dies glaube ich auch für die Dramen statuieren zu müssen.[1])

Das ägyptische Urkundenarchiv ordnete seine Urkunden nach Gruppen (Dörfern); innerhalb der Dörfer nach den Namen (s. Schubart, Papyrusk. 300) und dementsprechend auch die Bibliothek. Wenn die alexandrinische Bibliothek also später sachlich geordnete Klassen (Fächer) mit alphabetisch geordneten Büchern hatte, so ist anzunehmen, daß beide Prinzipien schon vorher im Katalog durchgeführt waren. Als Kallimachos dagegen seine *Πίνακες* buchmäßig herausgab, hatte er Gelegenheit genug zu ändern, was ihm zweckmäßig schien: der Inhalt war derselbe; die Form manchmal anders. Daher vermutet Schneider, Callimachea 2, 307: Callimachi *πίνακας* longissime a catalogorum bibliothecae usui destinatorum ieiunitate afuisse. Alle oben erwähnten Fragmente der *πίνακες* der Historiker, Grammatiker, Scholiasten usw., die Bentley, Wachsmuth, Fr. Schmidt und Schneider gesammelt haben (s. o.), stammen nicht aus dem Bibliothekskatalog, sondern aus der buchmäßigen Ausgabe mit Ausnahme des Florentiner Papyrus und der Buchtitel aus den Hss des Demosthenes und Isokrates, u. s. w. von denen wir ausgingen (s. o.).

Für die Bibliothek empfahl sich alphabetische, für die andere die sachliche Anordnung:

Atque diversum utrumque genus *πινάκων* fuisse (nam etiam catalogos fuisse *πίνακας* appellatos Tzeßae credimus) liquido demonstrari potest. Primum enim in catalogis bibliothecae condendae credibile est poetarum et scriptorum in suo cuiusque genere eum ordinem observatum fuisse, quem hodieque observamus, ut secundum literarum ordinem digerentur; at Callimachus certe in ea *Πινάκων* suorum parte, qua poetas scenicos recensuit, non *κατὰ στοιχεῖον* eos enumeravit, sed Suida teste *κατὰ χρόνους καὶ ἀπ' ἀρχῆς* proposuit, qua re apertissime docuit literarum historiam velle se dare, non simplicem catalogum, qualem fecerunt Zenodotus eiusque socii.[1])

Es sind verschiedene Vermutungen aufgestellt über die Disposition des Ganzen. Sehr kühn ist Nießsche's Ansicht; er meint,[2]) daß das Hauptwerk des Kallimachos fünf Gruppen der Literatur (s. o.) in Abteilungen von je 24 Buchstaben-folglich in 120 Büchern alphabetisch geordnet, dargelegt habe. Hecker (Philolog. 5, 433) wollte die Beziehung auf das Alphabet in anderer Weise herstellen, indem er *ρκ* in *κδ* (also 24) veränderte, aber die Zahl der Bücher muß eine viel größere gewesen.[3])

Susemihl faßt die Resultate der neueren Untersuchungen dahin zusammen: Hauptfächer waren wahrscheinlich: 1. Epiker und alle nicht dramatischen Dichter, 2. Dramatiker, 3. Geseßgeber, Philosophen, Historiker, Redner und Rhetoren, endlich Vermischte Schriften. Die Dramatiker[4]) vermutlich chronologisch (nicht alphabetisch); Demosthenes sachlich; ebenso Pindar, dagegen alphabetisch: die Werke des Theophrast. Aber selbst wenn er vollständig Recht hätte, so kennten wir deshalb immer noch nicht die Anlage der Bibliothekskataloge. Wir brauchen aber auf die Streitfragen über Arten und Unterarten nicht einzugehen; für unseren Zweck können wir uns darauf beschränken, zu betonen, daß einige Abteilungen alphabetisch, andere sachlich geordnet waren. Für den alphabetischen Teil muß es aber in Alexandria sehr genaue Vorschriften gegeben haben wegen der Titelaufnahme, welche die Willkür des einzelnen Beamten beschränkten und der Unordnung vorbeugten. Die alphabetischen Bibliothekskataloge waren übrigens nicht strenger alphabetisch als die oben erwähnten Listen. Nur der erste Buchstabe war entscheidend, auf die Anordnung der folgenden innerhalb dieser Gruppe kam es nicht an. Um sicher zu gehen, mußte man alle Rollen des betreffenden Buchstabens durchsehen.

---

[1]) S. Wachsmuth, Philolog. 16, 662. vgl. Fr. Schmidt, Pinakes S. 70: Anordnung d. Werke in d. Schriftenliste. (sehr unsicher).

[1]) Schneider, Callim. 2, 302—3.

[2]) Rh. Mus. 24, 190.

[3]) S. Schmidt Pinakes S. 49.

[4]) *Πίναξ καὶ ἀναγραφὴ τῶν κατὰ χρόνυς καὶ ἀπ' ἀρχῆς γενομένων διδασκαλιῶν* (resp. *διδασκάλων*) Suidas.

Siebentes Kapitel.

Der Katalog bestimmt die

Aufstellung der Bücher.

Wir müssen deshalb einen Blick werfen auf die Anordnung der Rollen in den Magazinräumen.[1]

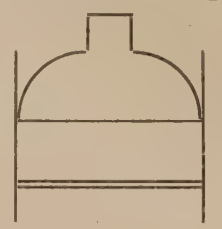
Da von den Bibliothekseinrichtungen in Alexandria uns nichts erhalten ist, so müssen wir diese Lücke auszufüllen suchen durch Heranziehung der neueren Funde von Ephesos und Pergamon.[2] Die eigentlichen Magazinräume sind klein und unansehnlich. An den Wänden der Kammern fand man zwei Reihen von Schlißlöchern, die nach Conze (SB. Brln. 1884, 1260) bestimmt waren, die Bordbretter (der Bücher) zu tragen[3] mit den Kästen, wie es in Ägypten von altersher üblich war.

Privatpersonen machten weniger Umstände mit ihren Papyrusrollen; 10—12 wurden einfach mit einem breiten Bande zu einem Bündel zusammengeschnürt oder auch aufbewahrt in irdenen Töpfen[4]; die Bibliotheken dagegen benußten hölzerne Kästen, die Martial 14, 37 besingt.

Scrinium.

Constrictos[5] nisi das mihi libellos,
Admittam tineas trucesque blattas.

Scrinium (capsa) wird nicht unpassend als Bibliothec(a) bezeichnet in einem Bilde des H. Gregor s. Dictionn. d' arch. chrét. p. p. Cabrol 2, I, 845. Fig. 1551; dafür brauchte man auch das viel umstrittene Wort *τεῦχος*[6]; es bedeutet eigentlich Gerät und kann der Rollenbehälter sein z. B. im Epigramm des Krinagoras;[7] jedenfalls kann das Wort nicht, immer wie *τόμος*, den Band bezeichnen; denn P. Ryl. 2, 220 (134/35) heißt es: *α τεύχ(ους) α τό(μου) κολ(λήματος) ξβ.* Schon der Tempelkatalog von Edfu spricht von „Kisten,[1] enthaltend die Bücher samt den Rollen von Leder“[2] vgl. BGU. III 970[3]



ἐκγεγρά[φθαι] καὶ προσαντιβεβληκέναι ἐκ τεῦχους βιβλιδίων Τίτου κτλ.

Herr Professor Preisigke hatte die Güte, mich auf einen Aufsaß von L. Borchardt hinzuweisen:[3] Das Dienstgebäude des Auswärtigen Amtes unter den Ramassiden. Es handelt sich um das Grab des „Schreibers der Erlasse (?) des guten Gottes, Königlichen Schreibers der Briefe des Herrn beider Länder Tej.“ mit der Abbildung des Gebäudes (Abb. 1). Uns interessieren hier nicht die Räume, in den geschrieben wird, sondern nur das rechte Drittel mit dem Archiv; „Die Zimmerflucht an der Außenmauer hat in der Mitte ein Heiligtum des Schreibergottes Thout, dessen Statue in Paviangestalt dort aufgestellt ist. Die Inschrift dabei lautet: Thout von der Stätte der Briefe des Pharao“. In den beiden Räumen rechts und links von dieser Hauskapelle sind in Kästen aus dunklem oder hellerem Holz die Akten untergebracht; hier sind also die Archive (des Auswärtigen Amtes). Die Inschrift in jedem Raume besagt: „Stätte der Schriften“. Diese drei Räume sind durch je eine Tür zugänglich (s. S. 99).

Die Kästen (4×3) sind in der Richtung der Schmalwand des Zimmers geordnet.

In ähnlicher Weise waren auch die Volumina Herculanensia gelagert[4]:

sul giro delle pareti dentro scanzie alte poco più di un uomo, e nei due lati di un armadio messo nel mezzo della camera stavano collocati i volumi. Diciotto di questi si trovano riuniti in un fascio, e chiusi in una casetta. (Comparetti e Petra, La ville

[1] Äußere Organisation der Biblioth. s. Mitteis, Grundzüge S. 93.

[2] S. m. Bibliothekskunde 1, 115. Cagnat, Mem. Ac. J. et b. lettr. 38, 1907. Gesamtansicht der Bibl. in Ephesos. Jahreshefte Oe. Inst. 11, 1908, 118; 120; Grundriss: Jacobs E., Zbl. 24. 1907, 118—23.

[3] *'επιστύλια* Holzgestelle. s. Wilhelm, Sonderschr. d. Oe. Arch. Inst. 7 1909, 248. „a shelf supporting a series of pigeon-holes and itself supported by wooden pedestals. s. Clark, The care of books 32 4. *σανίδες* Bordbretter C. I. Gr. 2297. BCH. 6. 1882, 319.

[4] S. Erman, Ägypten 1, 167. und Schramm, Schr.- u. Buchw. Abb. 67. *τὰς κίστας τῶν χαρταρίων* P. Tebt. II. 414, 6.

[5] Selectos, Friedländer.

[6] *τεῦχος* s. Ritschl, Opp. 1, 111. Photius cod. 167 *βιβλία δ'ἐν τεύχεσι β̄* s. m. Gr. Pal. 1² 155 A. Preisigke, Fachwörter S. 171; v. Wilamowiß-M., Eur. Herakl. 1, 149. Wilcken, Hermes 44, 150.

[7] Schubart, Papyruskde. 62.

[1] *κιβωτός*: Preisigke, Fachwörter 110.

[2] Ztschr. f. Äg. 1871 S. 43.

[3] Ebd. 44, 1907, 59 ff.

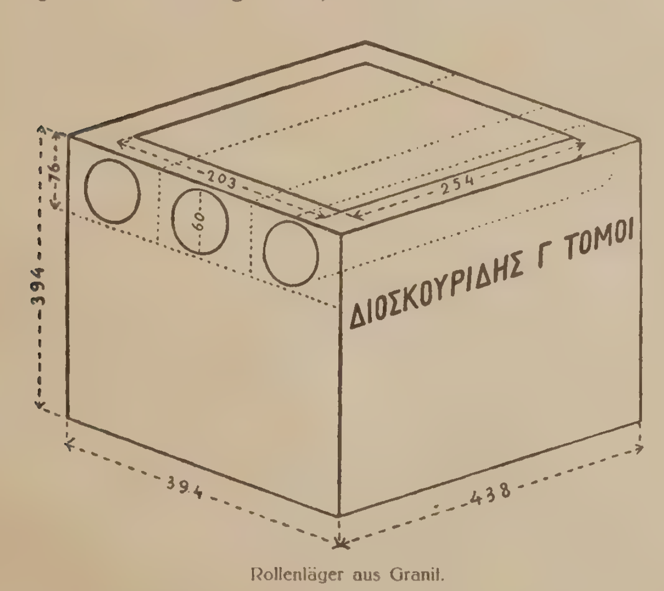
[4] Comparetti u. de Petra, La Villa dei Pisoni; tav. XXIV v p. 293.

Ercolan. 1883 p. 293, vgl. m. Bibliotheksk. 1, 121.) Paderni (s. Jahreshefte Oe. Arch. Inst. 8, 1905. Beibl. S. 66. Ebd. S. 242) schildert die Bücherschränke als presses inlaid with different sorts of wood, disposed in rows; at the top of which were cornices, as in our owen times. In Ephesos war der die Bücherregale tragende Steinsockel durch einen schmalen Umgang von der Außenmauer getrennt ebenso, wie in Pergamon (s. Altert. v. Pergamon 2,70).



Schreibstube. Halle. Rollenlager.

A. J. Reinach[1]) verweist (allerdings nicht aus eigener Anschauung) auf die Erwähnung eines Kastens mit der Aufschrift *τόμοι ὀκτώ* bei Botti, Plan d'Alexandrie (1898). Einen solchen hölzernen Bücherkasten der alexandrinischen Bibliothek besitzen wir allerdings nicht, wohl aber eine steinerne Nachbildung, die im vorigen Jahrhundert sogar zweimal entdeckt wurde.



Rollenläger aus Granit.

[1]) Bull. d. l. Soc. Arch. d'Alex. No. 11 (1909) p. 21 n. 2.

Es ist ein rechteckiger Granitblock[1]) mit ausgehöhlten Cylindern für drei Rollen und der Aufschrift *Διοσκουρίδης γ τόμοι;* man glaubte, wie Reinach sagt, que M. Ev. Breccia [der zweite Entdecker des Steines] aurait retrouvé un des rayons de la Bibliothèque d'Alexandrie und wollte aus dem Fundort des Steines sogar einen Schluß ziehen auf die Lage dieser berühmtesten Bibliothek des Altertums; ich hatte beides bereits abgelehnt[2]) und A. J. Reinach, Bull. de la Soc. Arch. d'Alex. 1909 No. 11, kommt zu demselben Resultat. Eine große Bibliothek braucht keine steinernen Bücherkästen, die 173 kg schwer sind und nur drei Rollen fassen. Da die Echtheit des Steines nicht zu bestreiten ist, und die Inschrift die Stelle des *σίλλυβος* vertritt, der sich in Granit nicht nachbilden ließ, so haben wir allerdings das Bild eines Rollenlagers, das einer steinernen capsa mit aufrecht stehenden Rollen entspricht, wie wir sie oft am Fuße einer Portraitstatue sehen[3]). Über das Rollenlager des Reliefs von Neumagen s. o. S. 84—85.

Aber neben den Holzkästen verwendete eine besser ausgestattete Bibliothek auch hauptsächlich

[1]) Nach Wiedemann, Ägypten (1920) S. 83 wurden ägyptische Rollen gelegentlich in Steinkisten aufbewahrt.

[2]) s. Brln. Philol. Wochenschr. 1907, 352; 1911, 1342.

[3]) vgl. Reinach a. a. O. S. 18 No. 2—4.

Schränke, so z. B. die von Pergamon; mit Recht sagt Dziaßko:[1]) In den Gestellen, welche in der Front offenen Aktenschränken gleichen mochten, wären abteilungsweise die Rollen aufgestapelt gewesen. Aus Cic. ad Attic. 4, 8^d, 2 geht hervor, daß die Rollen in *pegmata*, (Gestellen) der Bibliotheken lagen, sodaß nur die Kopffläche (*frons*) hervorsah[2]). *σίλλυβος* s. o. S. 83.

σύνταξις[3]) scheint kein bibliothekarischer, sondern ein grammatischer Ausdruck zu sein, ungefähr wie Trilogie oder Decade vgl. *Δεινίας ἐν ϑ πρώτης συντάξεως, ἐκδόσεως δὲ δευτέρας* (Schol. Eurip. Or. 872.) Im Gegensaß dazu ist das Wort *κύλινδρος* wirklich bibliothekarisch aufzufassen vgl. Diogen. Laert. 10. 26 *πολυγραφώτατος ὁ 'Επίκουρος -- κύλινδροι μὲν γὰρ πρὸς τοὺς τριακοσίους εἰσί.* „Einzelne Bücher", sagt v. Wilamowiß-M. (Eur. Herakl. 1, 149) „können hier nicht gemeint sein", ebenso wenig einzelne Rollen; *κύλινδρος* ist eine aufrechtstehende *κίστη* oder capsa, scrinium für die Rollen, wie wir sie so häufig am Fuße vor Portraitstatuen sehen.[4])

Inschriften wie Dessau 1671 scrin. ab epistulis und 1675 scr. a libellis zeigen, daß das scrinium weniger für Buchrollen als für Briefschaften verwendet wurde. — In der Kaiserzeit gab es drei sacra scrinia: memoriae, epistularum, libellorum.[5]) Einen Bücherschrank der späteren Zeit siehe bei Schreiber, Kulturhist. Bilderatl. XCII. 4.

Armaria werden auch für Alexandria bezeugt von Orosius 6, 15, 32, die manchmal in die Wand eingefügt waren: armaria parieti inserta. (Plin. ep. 2, 17, 8) Plinius erwähnt gelegentlich auch in seiner Privatbibliothek einen Schrank mit seinen Lieblingsbüchern. Jeder Schrank bildete eine Einheit, die man bezeichnen konnte durch einen Buchstaben oder eine Nummer, wie noch heute im Escurial: Ω 3, 4; oder auch durch die daraufgestellte Büste w. z. B. im Britisch Museum bei den Cottonian mss z. B. Cleopatra 3, 4. Wenn man derartige Hilfsmittel schon anwendete, so hatte man immerhin wenigstens einen Anhaltspunkt beim Suchen eines Buches. In der Bibliotheca



s. m. Gr. Pal. 1² S. 42.

Ulpia wird vom Vopiscus, Tac. 8 der sechste Schrank citiert. Auch die leßten Bibliotheken des Altertums, wie z. B. die des Cassiodor in Vivarium[1]) waren (sachlich geordnet) in Schränken aufgestellt; die ersten für die Kirchenväter; im achten dagegen hatte er seine griechischen Hss vereinigt. Auch hier konnte nach dem Schranke citiert werden.

Ebenso wie Cassiodor hatte auch Isidor von Sevilla[2]) seine Bibliothek sachlich geordnet; die einzelnen Abteilungen (Schränke) waren mit Bildern der Schriftsteller geschmückt und bezeichnet durch Verse des Besißers:

Versus qui scripti sunt in armaria sua (sic) ab ipso (Isidoro) compositi. z. B. für Historiker:

Historias rerum et transacti tempora saecli.
Condita membranis haec simul arca gerit;

ähnlich auch für die Ärzte.[3])

In den einzelnen Schränken resp. Abteilungen war meistens alphabetische Ordnung durchgeführt, wie z. B. in der von Varro mitgeteilten Gruppe für Landwirtschaft (s. o. S. 95). Beide Alphabete der Schriftsteller mit oder ohne Bezeichnung der Heimat waren gesondert und jeder Autor ließ sich dort ohne Schwierigkeit finden. Die Rollen aber der fünf Philosophen und der zwei Dichter lagen sicher nicht daneben in dem Schranke der Landwirtschaft; denn sowohl die Philosophen, wie die Dichter hatten ihr eigenes Fach resp. Gruppe. Wenn sie also unter dem Stichworte „Landwirtschaft" nicht vergessen wurden, so läßt sich das

[1]) D. Bibliotheksanlage von Pergamon: Samml. bibl. Arbeiten hg. v. Dziaßko 10 S. 38.

[2]) Ebd. 10, S. 44. — Jürges, P., D. modernen Büchergestelle, Lpz. 1895 bietet nichts für unsere Frage.

[3]) vgl. Euripides Herakles v. Wilamowiß-M. 1, 448 A., Schumrick A., Observ. ad rem librariam pertinentes, de *σύνταξις* -- vocabul. Marbg. 1909. S. 6.

[4]) s. m. Bibliothekskunde 1, 123.

[5]) Über die verschiedenen Arten der scrinia vgl. e. Cod. Justinianus ed. Kr. 12, 23. Schrein ist also dasselbe Wort; hat aber einen anderen Sinn angenommen.

[1]) s. m. Gr. Pal. 1, 149 Fig. 21. Ztschr. Savigny-Stift. 12 R. Abt. 146.

[2]) Schmidt, Fr., Die Pinakes des Kallim. 42 A.

[3]) Inscr. christianae urb. Romae, ed. de Rossi 2 I p. 255. Patrolog. lat. ed. M. 83, 1107 App. III.

wohl nur durch Verweisungen erklären, sei es im Schranke oder auch im Kataloge. Daß die alexandrinischen Kataloge die einzelnen Kästen wie im Verwaltungsarchiv berücksichtigt hätten, ist bei der großen Anzahl der Bücher wenig wahrscheinlich; dagegen scheint mir eine besondere Bezeichnung der Schränke, wie beim Cassiodor und Isidor, notwendig oder doch zweckmäßig zu sein. Ein Bibliothekar, der sicher gehen wollte, mußte noch einen Schritt weiter tun (den das Altertum nicht getan hat) und nicht nur den Schrank bezeichnen, sondern jedes einzelne Buch des Schrankes.

Achtes Kapitel.

Platz- oder Ordnungsmarke (Signatur) und ihr Ersatz.

Wir haben schon oben bei der assyrischen Bibliothek gesehen, wie ungemein schwer es war, unter Zehntausenden ein bestimmtes Buch herauszufinden; bei einer griechischen Sammlung, die mindestens auf 400000, von anderen dagegen auf 700000 geschätzt wird, möchte man die Lösung dieser Aufgabe ohne besondere Hilfsmittel für unmöglich erklären. Mindestens die Hälfte der Bibliotheksfächer war alphabetisch geordnet: hier konnte man besondere Hilfsmittel entbehren; wenn im Kataloge die Abteilung und der Schrank notiert war, so konnte man mit Hilfe des Alphabetes ein Buch finden. Allein wie half man sich bei den Anonymen und den sachlich geordneten Fächern? Wie bei den Mischrollen[1], die wahrscheinlich aus der großen Masse der Bücher ausgesondert waren? Hier scheint uns eine Platz- oder Ordnungsmarke absolut notwendig zu sein, und doch ist bis jetzt keine entdeckt. Allerdings besitzen wir auch nicht einen Papyrus, nicht einen Codex, der früher der Alexandrinischen Bibliothek angehört hat. Der cod. Alexandrinus der Bibel kommt natürlich garnicht in Frage; er ist im 17. Jahrh. aus Alexandria nach London gebracht; aber wo er im 5. Jahrh. geschrieben wurde, ist ganz unklar.[2] Ferner haben wir wertvolle und alte Papyri z. T. noch aus vorchristlicher Zeit.[3] Entsprechende Abschriften sind in der Alexandrinischen Bibliothek sicher vorhanden gewesen; daß aber unsere Exemplare daher stammen, läßt sich nicht einmal vermuten; und was das wichtigste ist, auf allen diesen Denkmälern fehlt die Platz- oder Ordnungsmarke. Auch Schmidt, Pinakes, S. 64 zieht die Annahme einer „Ordnungsnummer“ in Erwägung, aber nur um sie zu verwerfen.

Daß die Zahlenschrift der Hellenen für diesen Zweck nicht ausgereicht hätte, kann man nicht behaupten; sie hatten verschiedene Einschaltungsmethoden[1] für die Inventurlisten ihrer Weihgeschenke, die denen des heutigen Bibliothekars an Elasticität wenig nachgaben,

z. B. *ααα, ααβ . . . αας*
αβα, αββ . . . αβς

vgl. Catal gr. Pap. Br. M. 1,86—87. Allein derartige Zahlen und Zahlensysteme sind bei den erhaltenen Papyrusfragmenten niemals zur Verwendung gekommen als Ordnungsmarken oder Signaturen der Bibliothek. Zahlen kommen allerdings vor, aber sie beziehen sich auf den Katalog: *ἐν τρίτῳ πίνακι τῶν νόμων.*[2] In dem oben S. 78 abgedruckten Fragment *Διδύμου περὶ Δημοσθένους* haben die einzelnen Reden, deren Anfänge dort abgedruckt sind, ihre besonderen Zahlen von 9—12, und zwar nicht in der älteren (attischen) Zahlenschrift, die Kallimachos sonst bei den Stichen anwendet, sondern in dem jüngeren System, das heute noch angewendet wird. Diese Zahlen sind aber durchaus nicht Signaturen der Bibliothek, denn nicht jede Rede bildet einen besonderen Bibliotheksband; diese Zahlen beziehen sich einfach auf ein Register der Reden des Demosthenes.

Im Philolog. 16, 664 verweist Wachsmuth auf verschiedene Stellen in den Scholiasten wie z. B. *Ἀριστοφάνης ἐν τῷ ε̄; Αἴσχυλος ἐν τῷ τρίτῳ* usw. Es sind alles niedrige Zahlen, die auch von niemand

[1] *συμμιγεῖς* und *ἀμιγεῖς* s. m. Gr. Pal. 1.² 140. A. 3. Pauly-Wiss. u. d. W. *ἀμιγεῖς*. Bernhardy 1.⁵ 559. Garbelli, Bibliot. 208/9 A. Rh. Mus. 46, 369. Eranos 3, 167. Fr. Schmidt, D. Pinakes des Kallim. S. 38. 42 A.

[2] Vergl. Gardthausen, Byzant.-Neugriechisch. Jbb. 3. 1922, S. 6.

[3] s. Haeberlin, Zbl. 14, 1897, 263; Schubart, Internat. Woch. 1914, S. 1. 42. —,—,Papyrusk. 412. Körte, N. Jbb. 20, 1917, 281. Kenyon, J. H. St. 139. 1919 p. 11.

[1] s. m. Gr. Palaeogr. 2.² 359—60; J. H. St. 32, 1912. 271.

[2] Frgm. 100ᵃ 26, b. Schneider Callim. 2, 321. Wachsmuth, Philolog. 16, 660.

als Bibliotheks-Signaturen erklärt sind; sie beziehen sich vielmehr auf die von den Byzantinern herrührende, in unseren Hss befolgte Reihenfolge der einzelnen Stücke. Nur bei zweien bevorzugt Wachsmuth eine andere Erklärung: im Argumentum zu Sophokles Antigone: *λέλεκται δὲ τὸ δρᾶμα τοῦτο τριακοστὸν δεύτερον*[1]) und *῾Υπόθεσις ᾿Αλκήστιδος* s. Scholia antiqua in Eurip. tragoedias ed. Cobet hinter Eurip. Phoeniss. ed. Geel. 1846 p. 273 (Alcestis) *τὸ δρᾶμα ἐποιήθη* |ζ (male apud Dindf. *ιξ*). Hier verweist Wachsmuth, Philolog. 16,664 auf die alphabetische Reihenfolge im alexandrinischen Katalog.

Allein solche Ordnungszahlen sind bei alphabetisch geordneten Partien nicht überflüssig, aber doch weniger nötig, als bei den anderen, und jedenfalls sind sie bis jetzt in keinem Falle nachgewiesen.

Es ist dies eine Behauptung, für die man die Probe nicht machen kann; wenn es sich auf den Dichter Sophokles oder Euripides bezöge, so könnte man sich diese Deutung vielleicht gefallen lassen, da es aber nur zwei einzelne Dramen dieser Dichter betrifft, so beziehe ich die Zahlen wie bei den Demosthenischen Reden auf ein Gesamtregister dieser Dramatiker.

Es gibt nun allerdings Papyrusrollen, die durch fortlaufende Zahlen von einander unterschieden werden; die haben aber sicher der großen alexandrinischen Bibliothek nicht angehört, wie man aus den wenigen und ganz niedrigen Zahlen schließen kann. In den Bureau's der ägyptischen Verwaltungsbeamten wurden nämlich — wie bereits erwähnt — die Eingänge (Bittschriften, Berichte, Urkunden) zusammengeklebt zu *κολλήματα*;[2]) manchmal wurden 96 (P. Oxyrh. 986) und mehr Stücke zusammengeleimt; aber wenn dann in demselben Jahre noch mehr einging, mußte man schon der eigenen Bequemlichkeit wegen einen neuen Band beginnen; der erste wurde dann mit No. 1, der zweite mit No. 2 numeriert; aber hohe Nummern kommen dabei überhaupt nicht vor. Wenn diese Actenvermerke etwas ausführlicher sind, wie *ἐκ βιβλιοθ(ήκης) δημοσίων λόγ(ων) κολ(λήματος) οη̄* BGU. 274 S. 270, so sieht man, daß diese numerierten Rollen aus der großen Bibliothek nicht stammen können, sondern aus einem Verwaltungsarchiv.

Schließlich wäre noch die letzte Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, daß die Ordnungsmarke, die ich in meiner Bibliothekskunde 2,124 allzu sicher voraussetzte, nicht in die Rolle hineingeschrieben wurde, sondern – vielleicht ganz passend – auf den angehängten *σίλλυβος* (s. o. S. 83—85).

No. I ist verhältnismäßig gut erhalten und in loco d. h. an der Rolle gefunden; er gehörte zu einer Bakchylides-Hs.; ob aber der Alexandrinischen Bibliothek oder einer anderen, läßt sich nicht sagen. Hier zeigt sich deutlich, daß der *σίλλυβος* an der Rolle selbst nicht am Lederfutteral befestigt war. Von einer Ordnungsmarke keine Spur.

Woher No. II, der *σίλλυβος* der Mimen des Sophron stammt, wissen wir nicht; er könnte aus der großen Bibliothek von Alexandria stammen; eine Ordnungsmarke hat er nicht.

No. III hat allerdings an erster Stelle eine Zahl *ϑ̄*; aber dazu *ἔτους* ergänzt; es ist also keine Ordnungsmarke, sondern vielmehr das 9. Regierungsjahr Vespasian's (77 n. Chr.) im Monat August/September; dieser Sillybus wurde für die Acten eines Verwaltungsarchivs geschrieben, d. h. für die Mnemonen.[1])

Ebenso gehören No. IV v. J. 122—123 und No. V v. J. 80 n. Chr. in ein Verwaltungsarchiv. Ob No. VI überhaupt ein *σίλλυβος* ist, läßt bei den ganz abweichenden Dimensionen (7,7×9,4 cm) bezweifeln; übrigens treffen wir hier zuerst ein Moment, das sich auch bibliothekarisch hätte verwerten lassen: die besondere Schrift (in uncials) und der verzierte oder gezackte Rand (in an ornamental border) und vielleicht die farbige Grundfläche;[2]) das sind Kleinigkeiten, die aber zur Unterscheidung der verschiedenen Bibliotheksfächer recht wohl benutzt werden können.

Wir sehen also, daß der *προαιρέτης* der alexandrinischen Bibliothek, wenn auch nur bei einem kleineren nicht alphabetisch geordneten Teile, ebenso wie die Priesterlehrlinge in Babylon auf sein Gedächtnis angewiesen war, und daß er solche

[1]) s. Philolog. 16, 663.

[2]) s. m. Gr. Pal. 1.² 64. Wilcken, Hermes 55. 24, 36. *συγκολλήσιμος* s. Preisigke, Fachwörter 160. – –, Girowesen 411. Mitteis, Grundzüge 63 No. 2. „Die 2. Kolumne einer Privatrechnung trägt die Ziffer 177; daß man die Kolumnen durch mehrere Rollen hindurch gezählt habe, ist möglich; aber nicht wahrscheinlich; da die Anführungsart *τόμος* a *κόλλημα* b nicht dafür spricht". s. Schubart, Papyrusk. 495.

[1]) s. Mitteis, Grundzüge Pap. S. 60. Auch Diogenes Laërt. 5,26 nennt unter den Schriften des Aristoteles ein *Μνημονικόν*.

[2]) In meiner Gr. Pal. 1² 147 A. 2 meinte ich, das Fähnchen sei zuweilen rot gewesen, wie Friedländer zu Martial 3, 2, 11 cocco rubeat – – index behauptet. Allein wahrscheinlich war das Lederfutteral rot; vgl. Lukian merc. cond. 41 *πορφυρᾶ δὲ ἔκτοσθεν ἡ διφθέρα*.

mnemonischen Hilfsmittel, wie diese Äußerlichkeiten, nicht verschmähen durfte.

Wo die Signatur fehlt in alphabetisch oder sachlich geordneten Teilen, wird die vorgeschriebene Ordnung viel leichter gestört, und der Suchende ist dann gezwungen, das ganze Bibliotheksfach von Anfang bis zu Ende zu durchsuchen.

Es ist begreiflich, das wir uns nur schwer mit dem Gedanken befreunden, daß ein so einfaches Hilfsmittel den griechischen Bibliothekaren gefehlt habe. Um das Gegenteil zu beweisen hat man sogar spätrömische Inschriften herangezogen — denn in dieser Beziehung gibt es in der Tat keinen Unterschied zwischen Griechen und Römern. Im C. I. L. VI. 9885 (= Dessau 7629) einer Grabschrift findet man die Abbildung eines scriniums: Romae in scrinio lapideo rotundo; sie lautet: Scrin. V | Q. Fabius Hilarus | Hilari l. scriniar. Daraus hat Seeck bei Pauly-Wissowa u. d. W. scrinium schließen wollen, die einzelnen scrinia seien numeriert, hätten also eine Ordnungs- oder Platzmarke gehabt. Allein die ersten Worte lauten nicht scrinium quintum — was hier gar keinen Sinn gäbe; — sondern scrin(iarius) v(ivus), wie das die Hgg. des CIL. auch bereits richtig erkannt haben. Also auch hier scheitert der Versuch, eine Ordnungsmarke nachzuweisen. Was im Altertum noch nirgends nachgewiesen ist, kommt erst allmählich auf gegen das Ende des Mittelalters[1]) z. B. Theca suprema liber 4 in Antiquis (sc. armariis): N. Pol. Sac. 2, 147 No. 3^b. Notizen wie *εὑρέθη ἐν ὀγδόῃ θέσει* sind keine Signatur, aber vertreten ihre Stelle. Das ist der Form nach eher eine historische Notiz, als eine Ordnungsmarke; eher könnte man eine Anmerkung bei Wattenbach, Schriftw.[3] S. 620 gelten lassen: *Βίβλιον - - τῆς Λαύρας τοῦ ἁγ. Ἀθανασίου - - τῆς β' θέσεως* (14. Jahrh.). Aber das ist denn auch die Zeit, in der auch im Abendlande die Ordnungsmarken anfingen, sich zu verbreiten. Das einzige Beispiel einer eingeschriebenen Ordnungsmarke bietet der oben S. 97 erwähnte P. Ryland 2,220 aus dem Archiv der ägyptischen Steuerbeamten, mit der Angabe von Kasten, Rolle und Klebung. Mitte und Ende *(τομ., κολλ.)* wäre bloß ein gewöhnliches Citat einer Steuerrolle; aber der Anfang *(τεῦχος α)* = Rollenkasten No. 1 ist in der Tat eine Orts- oder Ordnungsmarke.

Daß die alten und speziell die griechischen Bibliothekare die Signatur nicht kannten, steht also ebenso fest, wie die Tatsache, daß sie dennoch ein gesuchtes Buch finden konnten. Ich legte die Frage, wie sich das vereinigen ließe, Herrn Prof. Preisigke vor; er verwies mich auf die *βιβλιοθῆκαι ἐγκτήσεων* (Besitzämter) der Gaue und die Staatsarchive der Gaue *βιβ. δημοσίων λόγων* s. o.; „hier gab es solche Ordnungsmarken nicht; sie waren auch garnicht nötig. Die Dreiteilung nach Ortsgruppe, Sachengruppe und Namengruppe genügte auch für den Großbetrieb. Sollte nicht für die literarische Bücherei in Alexandria eine Zweiteilung nach Sachengruppe und Autorengruppe genügt haben? zumal wenn man eine General-Autorenliste führte? Er fährt dann fort: „Mir erzählte einst ein befreundeter Postkollege, der lange beim deutschen Postamt in Konstantinopel Dienst getan hatte, wie es im Archiv der türkischen Postämter aussieht: Da lägen lauter zugebundene Beutel in Fachwerken; jeder Beutel mit einer Fahne, darauf stände der Inhalt verzeichnet; verlangte man ein bestimmtes Schriftstück, so holte der Beamte mit sicherem Griffe den richtigen Beutel herunter, öffnete die Umschnürung und schüttete den Inhalt auf den Fußboden. Dann kramte er in den Schriftstücken umher und hatte das gesuchte Stück in wenigen Augenblicken gefunden; dort half also das Gedächtnis und die Übung".

Ich meine jedoch, ob das Gesuchte dort stets „in wenigen Augenblicken", ob es überhaupt auf diese Weise gefunden wird, das weiß nur Gott, der Allwissende! Ferner meine ich, daß sich der Betrieb eines solchen Verwaltungsarchivs des alten Ägypten und der modernen Türkei doch nicht ohne weiteres mit dem einer großen Bibliothek vergleichen läßt; bei 4—500000 Bänden ist die Zahl der Abteilungen größer und in jeder Abteilung sind wieder noch viel mehr Einheiten. Wer es versäumt, den einzelnen Büchern eine besondere Ordnungsmarke zu geben, braucht natürlich viel mehr Zeit beim Heraussuchen. Wenn der alexandrinische Bibliothekar nach türkischem Muster ein Buch finden wollte, so mußte er ein ganzes Bibliotheksfach ausschütten oder mindestens doch einen ganzen Schrank, also vielleicht Tausende von Büchern durchmustern, um ein Buch zu finden. Unmöglich war das nicht; aber mühsam und zeitraubend. Außerdem mußte der Bibliothekar, der ohne Signatur auskommen will oder muß, umsomehr Arbeit verwenden auf die Ausarbeitung seiner Kataloge

[1]) s. m. Bibliothekskunde 2, 124.

auf die Fassung der Titel und auf die Dressur seiner Leute. Nähere Angaben über die technischen Einrichtungen, oder auch Spuren z. B. der Signatur in den erhaltenen Handschriften haben wir leider nicht; hier sind wir auf Vermutungen angewiesen. *Haeberlin* (s. o. S. 92) meinte, daß vielleicht jede neue Erwerbung der Bibliothek eine fortlaufende Nummer erhalten habe. Es wäre sehr wichtig, wenn sich davon irgend eine Spur nachweisen ließe, was bis jetzt niemals geglückt ist. Das ließe auf die Existenz eines Accessionsjournals schließen, die auch von Haeberlin abgelehnt wird.

Auch *Fr. Schmidt*, die Pinakes des Kallimachos S. 42 A. verwirft (S. 64) die Ordnungsnummer (s. o. 101) und will die Ordnung in den Sälen in dieser Weise gewahrt wissen: „einhalten der genäuen Reihenfolge der Autoren, genauer sillybos an jeder Rolle, Täfelchen mit den Namen der Autoren an den schränken, besondere tafel mit der zahl der rollen in jedem raum; auch zum nachtragen für zugänge, genügten für eine leichte übersicht des Bestandes der bibliothek". Er setzt also voraus, daß eine partielle Abschrift des Katalogs an jedem Schranke angeheftet war. Das würde jede Umstellung erschwert haben; namentlich aber ist von solcher doppelten Buchführung nirgends die Rede; für die alphabetisch geordneten Fächer war sie nicht nötig; für die sachlichen Abteilungen, die Anonymen und die Mischhandschriften genügte sie nicht.

In den alphabetisch geordneten Fächern war es mühsam, aber möglich, mit Hilfe des Alphabets die gesuchte Rolle herauszufinden; in den anderen aber nicht; denn diese waren nicht nach den Anfangsbuchstaben der Autoren geordnet. Aber das Formular des alexandrinischen Katalogs s. o. S. 79 verzeichnete nicht nur die Autoren, sondern forderte außerdem die Anfangsworte des Textes.[1]

[1] Im Mittelalter brauchte man das Wort *ἀρχοτελεία*, s. *ἔχων τὰς ἀρχοτελείας τῶν ν̄ ἡμέρων* cod. Ambros. 93.

Wenn man diese Akrostichen[1] richtig ordnete, so konnte man jeden Text an der richtigen Stelle in den Katalog eintragen. Die vollständig ausgebildete Akrostichis war den Assyrern bereits wohl bekannt; Bezold, Catal. of the Cuneiform tabl. Brit. Mus. 5 p. XXVI bemerkt ausdrücklich: An acrostich -- is inscribed on tablet K 8204; wie sehr die Alexandriner diese gelehrte Dichtung liebten, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Es wurde oben bereits vermutet, daß die Priester-Lehrlinge in Ninive, die Anfangsworte der einzelnen Texte auswendig lernen mußten, um einen Leitfaden in der Bibliothek zu haben. So mechanische Anforderungen stellte der griechische Bibliothekar nun allerdings nicht an seine Unterbeamten; aber trotz alledem verwendete er wahrscheinlich die Initien zu einem ähnlichen Zweck, indem er diese älteste Form des orientalischen Katalogs, die durch Ausbildung des Alphabetes beschränkt war, für bestimmte Fächer beibehielt. Wenn man nämlich die Initien aller nicht alphabetisch geordneten Fächer zu einem großen Alphabet oder auch zu mehreren vereinigte, so war wenigstens die Möglichkeit vorhanden, auch in diese schwierigsten Teile eine gewisse Ordnung zu bringen und ein Buch dort zu finden; bei Mischrollen *(συμμιγεῖς)* brauchte man sogar zwei Initien; die Anfangsworte des betreffenden Textes und die der ganzen Rolle. Vatasso und Little (s. m. Bibliotheksk. 2,58) haben also für unsere Zeit dieselbe Aufgabe gelöst, die einst den alexandrinischen Bibliothekaren gestellt war. Die ganze Bibliothek von Alexandria hatte also wahrscheinlich außer dem Spezialkatalog *(μικρὸν πινακίδιον* s. o. S. 75*)* Listen der Autoren für die alphabetischen Fächer, und der Initien für die sachlich geordneten Gruppen. Diese beiden Prinzipien der Ordnung ließen sich sogar vereinigen und eine alphabetische General-Liste für das Ganze oder für größere Abteilungen wäre nicht undenkbar.

[1] s. m. Gr. Pal. 2^2 62 Diels, Sibyllin. Blätter 35—36. Schubart, Papyruskunde 179.

Nachtrag zu Seite 76—77.

Πίναξ als Büchertitel wird auch beim Sueton (ed Roth p. 260) Gramm. c 6 erwähnt: [Opiliüs] in parastihide libelli, inscribitur Pinax.

Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum. — Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig.
Druck von Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 7. 8. 9. JULI / SEPTEMBER 1922

Kölnische Bibliotheksgeschichte im Umriß.

Von Prof. Dr. KL. LÖFFLER-Köln.

II.

Die Entdeckung der kölnischen Bücherschätze und ihre Ausnutzung für die neuen humanistischen Studien und Bestrebungen beginnt im Anfange des 15. Jahrhunderts, wo die italienischen Handschriftenjäger auch den kölnischen Bibliotheken ihre Aufmerksamkeit zuwandten.[1]

Um 1420 erhielt der bekannte *Poggio* aus Köln den damals noch unbekannten satirischen Roman des Petronius.[2]

1426 wußte *Guarino* aus Verona von Werken zu berichten, die ein Sekretär des Kardinals Orsini in Köln in einer verstaubten Bibliothek, wo achthundert sehr alte Handschriften lägen, gefunden hätte. Er hätte daraus Ciceros Schrift De republica abgeschrieben.[3] Gemeint ist wohl die *Dombibliothek*. Die Zahl der Handschriften ist allerdings wohl stark übertrieben.

[1] Reichhaltiges Material, das ich benutze und möglichst vervollständige, hat bereits P. *Lehmann*, Franciscus Modius als Handschriftenforscher, München 1908, S. 85 fl. für diesen Teil der Bibliotheksgeschichte bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts dargeboten. Herr Professor *Lehmann* hatte die große Freundlichkeit, mir außerdem seine handschriftlichen Notizen, die vieles enthielten, was ich noch nicht kannte, zu übersenden. Ich bin ihm dafür besonders verbunden.

[2] Er schreibt Epistolae II 3 S. 91: Allatus est mihi ex Colonia XV. liber Petronii Arbitri, quem curavi transcribendum modo, cum illac iter feci.

[3] Guarino an Lamola (Sabbadini, Guarino Veronese e gli archetipi di Celso e Plauto S. 35): Audivisse debes, ut Cicero de Republica nuper inventus sit Coloniae, urbis Germaniae, in bibliotheca pulverulenta, ubi pervetusti codices octingenti carceri mancipati videntur. Eum repperit, repertum transscripsit quidam secretarius cardinalis Ursini, qui legatus eas obiit regiones.

In diesem Sekretär des Kardinals Giordano Orsini, der 1426 als Legat in Deutschland weilte, haben wir den berühmten Moselländer *Nikolaus von Kues*, der sich damals noch Nikolaus von Trier nannte, zu sehen.[1] Er wurde 1425 an der Kölner Universität immatrikuliert und machte in den folgenden Jahren in Köln handschriftliche Studien. Die Hoffnung, daß er „wenigstens die Schrift De republica Italien wiedererstatten würde", wie Poggio in einem Brief vom 31. Mai 1427 wünscht, erwies sich freilich als trügerisch. Nikolaus erkannte nachher[2], daß es sich bei der fraglichen Handschrift um des Macrobius Kommentar zum Somnium Scipionis, das dem sechsten Buche der Republik angehört, handelte. Diesen Text enthalten zwei Handschriften der *Dombibliothek*.[3]

Weitere Spuren der handschriftlichen Forschungen des Nikolaus von Kues in Köln finden wir in seiner Schrift „De concordantia catholica" (1432/33). In der Vorrede sagt er: „Ich habe nicht ohne großen Fleiß in den Archiven der alten Klöster viele Originale gesammelt, die durch langen Mißbrauch verloren schienen."

Im dritten Kapitel des Buches leugnet er in überkritischer Weise das Kaisertum Karls des Großen und bemerkt dazu: „Ich habe nämlich in Köln im *Dom* einen großen Band aller Schreiben

[1] Vgl. A. *Meister*, Die humanistischen Anfänge des Nikolaus von Cues, in den Annalen des hist. Ver. f. d. Niederrhein, H. 63 (1896) S. 1 ff. und H. *Grauert*, Nikolaus von Cues als Humanist, Handschriftenforscher und Staatsphilosoph, in der Köln. Volkszeitung, Lit. Beilage 1897 Nr. 28.

[2] Brief Poggios vom 26. Februar 1429 bei *Meister* S. 6.

[3] Nr. 186 (9. Jh.) und 199 (11. Jh.)

Hadrians I. an Karl und Karls Antworten und obendrein Abschriften aller Bullen gesehen und bekenne, daß ich niemals jene Übertragung (des Kaisertums auf Karl d. Gr.) gelesen habe." Man könnte an den aus dem Besitz Erzbischof Williberts (870—889) stammenden, ehemals (bis 1554) der Kölner *Dombibliothek* gehörigen, jetzt in der Wiener Nationalbibliothek als Cod. Vindobon. 449 befindlichen Codex Carolinus denken, aber dieser enthält nur päpstliche Schreiben an die Frankenherrscher, nicht auch die Antworten; es sei denn, daß sich Nikolaus getäuscht hat.

Unter den Aktenstücken, die Nikolaus in der Concordantia erwähnt, ist auch die Kaiserkonstitution Saluberrima über den römischen Provinziallandtag in Arles von 417/418 n. Chr. Dies Schreiben ist außer in der Sammlung der Kirche von Arles auch in einer Handschrift der Kölner *Dombibliothek*[1]) erhalten.

Auch von den zahlreichen klassischen Texten, mit deren Kenntnis sich Nikolaus in den zwanziger Jahren rühmte[2]), wird mancher nach Köln gehören, wie Cicero und Curtius (in der *Dombibliothek)*.

1433 sah *Aurispa* in Köln und zwar ohne Zweifel ebenfalls in der *Dombibliothek* die Schrift des Chirius Fortunatianus über die Redekunst.[3])

Dann verschwinden für zwei Menschenalter die Kölner Bibliotheken wieder im Dunkel der Geistesgeschichte. Denn welche Handschriften aus ihren Beständen für die Kölner Frühdrucke herangezogen worden sind, bedarf im einzelnen erst noch der Untersuchung.

Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sind es vorwiegend deutsche Gelehrte, die in den Kölner Bibliotheken forschen und aus ihnen Mitteilungen machen.

Die Kölner Ausgabe des Martyrologium Usuardi von 1490[4]) wurde nach einer Handschrift der *Kartäuserbibliothek*[5]) gedruckt.

Auch der berühmte Sponheimer Abt *Johannes Trithemius* ist mit den Kölner Handschriften bekannt geworden. In einem Briefe von 1516 erwähnt er eine Handschrift des Widukind von Corvey

[1]) Nr. 212.

[2]) Bei *Meister* S. 6.

[3]) Nr. 166 der Dombibliothek.

[4]) Hain 16111. Voulliéme 625.

[5]) Als Bearbeiter (Verfasser der Handschrift) wurde der Kartäuser Hermann Grefgen bezeichnet. Vgl. Martyrologium Usuardi ed. Sollerius, Antverpiae 1714, S. XXXXVII.

in *St. Pantaleon*.[1]) Das Kloster besaß zwei Widukindhandschriften. Die eine erwarb Trithemius im Jahre 1492 für seine Klosterbibliothek in Sponheim, indem er nach seiner Gewohnheit dem Abt und den Mönchen, die den Wert ihres Besitzes nicht kannten, dafür eine der neuen, kurz vorher gedruckten Anselmusausgaben überließ.[2]) 1513 brachte er sie in seinen eigenen Besitz.[3]) Nach seinem Tode fiel sie dem Schottenkloster St. Jakob in Würzburg zu, gelangte neuerdings in den Besitz einer englischen Dame und ist 1909 auf einer Londoner Auktion von der Staatsbibliothek in Berlin angekauft worden. Die andere Kölner Widukindhandschrift ist verschollen.[4])

Auf *St. Pantaleon* bezieht sich wohl auch die Erzählung des Trithemius,[5]) daß er in einem Kloster „in civitate metropolitana", dessen Abt ein doctor iuris war, einen Kodex der tironischen Noten, der palimpsestiert werden sollte, gegen einen Anselmus eingetauscht habe. Denn die Angaben treffen für St. Pantaleon zu. Oder sollte Trithemius später den Widukind und diesen Kodex, der verschollen ist, verwechselt haben?

Die Erstausgabe von Aldhelms Gedicht Laus virginitatis, die 1513 in Deventer erschien,[6]) geht auf eine Handschrift von *St. Martin* zurück, die der bekannte Schulmann *Alexander Hegius* († 1498) vom Abte von St. Martin erhalten und an den Herausgeber *Jakob Faber* weitergegeben hatte. Die Handschrift, die wahrscheinlich in insularer Schrift geschrieben war, ist leider nicht zurückgekommen und verschollen.[7])

1504, wohl auch schon vorher, war der Humanist *Jakob Ziegler* aus Landau an der Isar in Köln, um

[1]) *Chmel*, Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek Bd. 1, Wien 1840, S. 315: Windekindus, monachus Corbeiensis, de origine Saxonum Coloniae apud sanctum Panthaleonem est integer. Alio autem in loco, quem scimus, mancus.

[2]) Ähnlich wird er es in Deutz gemacht haben. Die Wolfenbütteler Frechulfhandschrift (34 Ms. Aug. Fol.) des 11. Jh. hat den alten Besitzvermerk: Liber s. Heriberti Tuici mit dem späteren Zusatz: Nunc mutatus ad Spanheym pro alio.

[3]) E. *Jacobs*, Die neue Widukind-Handschrift und Trithemius, im Neuen Archiv d. Ges. f. ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. 36 (1911) S. 203—208.

[4]) *O. Holder-Egger* ebd. Bd. 35 (1910) S. 776 ff.

[5]) *Trithemius*, Polygraphica (1518) Bl. 9 VI.

[6]) Vatis divini Aldhelmi presbyteri, abbatis, episcopi Partenice . . . Deventer, Theodericus de Borne 1513. Einziges bekanntes Exemplar in Paris.

[7]) Vgl. *R. Ehwald* in den Mon. Germ. Hist., Auctores antiquissimi T. 15 (1919) S. 347.

die Klosterbibliotheken zu durchsuchen.[1] In seinem Pliniuskommentar (1531) bemerkt er,[2] daß er in der *Augustiner- und der Minoritenbibliothek* einen handschriftlichen Kommentar des Alpetragius gesehen habe. Er bearbeitete in Köln die Saphea des arabischen Astronomen Zarkali; das Buch ist nicht gedruckt, sondern in der Wiener Nationalbibliothek handschriftlich erhalten.[3]

Der Kardinal *Luigi d'Aragona*, ein Sproß des aragonischen Königshauses, der auf seiner Reise nach Flandern vom 29. Juni bis 1. Juli 1517 in Köln weilte, besichtigte nach dem von Antonio de Beatis verfaßten Berichte[4] nur die Bibliothek der *Dominikaner;* hervorgehoben wird nur die eigenhändige Handschrift Alberts d. Gr. von seinem Werke De natura animalium.

1526 gab *Gerhard Bolsvinge* aus Recklinghausen den Orosius heraus auf Grund von drei sehr alten Handschriften, „von denen die eine, die mit heute kaum bekannten oder lesbaren Schriftzeichen geschrieben ist, die Bibliothek des Kölner Domes geliefert hat".[5]

In demselben Jahre begann *Johannes Cochläus* seine Ausgabe der Woche Ruperts von Deutz erscheinen zu lassen, deren Bearbeitung er während seines Aufenthaltes in Köln begonnen hatte.[6] Zu den Handschriften, die er zu Grunde legte, gehörten auch eine der *Dombibliothek*[7] und eine der *Artistenfakultät.*[8]

[1] K. *Schottenloher,* Jakob Ziegler (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte H. 8—10), Münster 1910, S. 12.

[2] S. 34: Alpetragii commentaria non legi, vidi modo Coloniae Agrippinae bibliothecis Augustiniana, ut memini, et Franciscana.

[3] 5280: Patris Abrusakh Azarchelis Saphea.

[4] Ausg. von *L. Pastor* in den Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes Bd. 4, H. 4 (1905) S. 105: In la libreria de dicto loco ce è de natura animalium scripta di sua mano (sc. Alberto Magno) e la cathedra dove lui legeva. Das Autograph befindet sich noch, wie zu S. 47, Anm. 6 berichtigend bemerkt sei, im Stadtarchiv; vgl. weiter unten.

[5] Pauli Orosii ... Hispani ... adversus paganos historiarum libri septem, Coloniae 1526, Bl. A 2ᵇ (Exemplat in der Stadtbibliothek).

[6] Vgl. *K. Otto,* Joh. Cochlaeus, Breslau 1874, S. 158ff.

[7] No. 112: Ruperti abbatis Tuitiensis opus de glorificatione Trinitatis et processione Spiritus sancti.

[8] *Cochläus,* Commentaria de actis et scriptis Martini Lutheri (1549) S. 133: Cochlaeus vero invenit Coloniae in bibliotheca maioris ecclesiae IX libros de glorificatione Trinitatis et processione Spiritus sancti. Et in scholis Artium grande volumen, quod de operibus trinitatis inscriptum XLII complectebatur libros.

Erasmus von Rotterdam benutzte für seine in Basel 1528 erschienene Ausgabe des Faustinus[1] durch Vermittlung des Grafen Hermann von Neuenahr die Handschrift der *Dombibliothek* aus dem 9. Jahrhundert.[2]

Eine Handschrift von *St. Pantaleon* benutzte Graf *Hermann von Neuenahr* selbst für die erst nach seinem Tode in Straßburg 1532 erschienene Ausgabe des einem Octavius Horatianus zugeschriebenen medizinischen Werkes des Theodorus Priscianus.[3]

Auch die Grundlage seiner Mulomedicina Vegetii (Köln 1528) wird ein Kölner Kodex gewesen sein.[4] Ein anderer Kodex derselben Schrift, der sich damals in St. Pantaleon befand, aber der Corveyer (oder Corbier?) Klosterbibliothek gehörte,[5] wurde 1537 von einem ungenannten Gelehrten abgeschrieben.

Der damalige Bibliothekar von *St. Pantaleon, Damian Huttrop* aus Essen,[6] ging den Forschern hilfreich zur Hand und wies die Verleger auf wichtige Texte hin.

1534 konnten bei Johannes Gymnicus die Homilien des Beda,[7] 1535 bei demselben die Homilien des H. Maximus von Turin erscheinen,[8] beide offenbar nach Handschriften von *St. Pantaleon* selbst.

[1] Faustus episcopus de gratia Dei ... Item Faustinus episcopus ad Flacillam imperatricem de fide adversus Arianos.

[2] No. 33: Rufini commentarius in symbolum, Ambrosii de fide libri II, Faustini liber de trinitate sive de fide contra Arrianos usw. — Vgl. *A. Wilmart,* La tradition des opuscules dogmatiques de Foebadius, Gregorius Illiberitanus, Faustinus, Wien 1908, S. 25 f.

[3] Die Handschrift jetzt in Brüssel 1342—50. Vergl. Prisciani Euporiston ed. Rose, Lipsiae 1894, S. IVf.

[4] Vegetius ed. Lommatzsch, Lipsiae 1903, S. III.

[5] *P. Lehmann,* Corveyer Studien, München 1919, S. 63f. *Lommatzsch,* a. a. O. S. X.

[6] *Gerhard Wulffrath,* Annales monasterii s. Pantaleonis (Stadtarchiv, Geistl. Abt. Nr. 204) erwähnt ihn S. 66—69 als Prior seit 1538 und S. 69 seinen Tod im Jahre 1540.

[7] Bedae homiliae hiemales et quadragesimales, de tempore ac de sanctis. Neue Ausg. 1541. In der Widmung des Druckers an den Abt Johann (Johann VI. Euskirchen 1514—1538) heißt es: Nunc autem tua ... autoritate et hortatu typis meis excudendos fra. Damianus Ascendiensis, vir et pietatis et bonarum artium studiis ornatus, praeterea bibliothecae vestrae praefectus commodissimus, mihi obtulit.

[8] Opus insigne homiliarum hyemalium et aestivalium tam de tempore quam de sanctis divi Maximi, episcopi Thaurinensis. In der Widmung des Druckers an Damian von Essen heißt es Bl. 2a: Multum merebitur apud verae et christianae religionis synceros cultores laudabilis illa tua voluntas, optime doctissimeque Damiane, in exquirendis exhibendisque veterum scriptorum monumentis ... Itaque ... non parum tibi deberi arbitror a bonis verisque studiosis omnibus, quod scriptorem doctissimum ... nobis ... excudendum dederis.

1535 lieferte Köln die lange verschollene und erst neuerdings wieder aufgetauchte Erstausgabe des Apokalypsenkommentars des Primasius, die Grundlage aller späteren Primasiusdrucke. Sie beruhte auf zwei sehr alten Handschriften, deren Herkunft und Verbleib unbekannt ist, und kam bei Eucharius Cervicornus heraus.[1])

Die Angabe,[2]) daß auch der Ausgabe des Apokalypsenkommentars von Ambrosius Autpertus, die der Kölner Buchdrucker Eucharius Cervicornus 1536[3]) veranstaltete, eine Handschrift von St. Pantaleon zu Grunde gelegt worden sei, ist dagegen irrig. Vielmehr besorgten der Abt und der schon genannte Bibliothekar des Klosters die handschriftlichen Vorlagen aus München-Gladbach, Siegburg und Corbie.[4])

Eine Fülle von Kölner Handschriften zog der Franziskaner *Peter Crabbe* bei der Bearbeitung seiner für jene Zeit vortrefflichen Sammlung der Konzilsbeschlüsse (Köln 1538—1551) heran, allein aus der *Dombibliothek* 13, ferner solche aus den Klöstern *St. Pantaleon, St. Martin*, der *Kartäuser*, der *Kreuzbrüder*, der *Dominikaner*, aus der *Artistenfakultätsbibliothek* und aus dem Collegium *Hieronymianum*.[5])

[1]) Primasii Afri, episcopi Uticensis, viri suo tempore clarissimi, super apocalypsim. Einzig bekanntes Exemplar in Augsburg St. B. Vgl. *Joh. Hausleiter* im Theol. Literaturblatt Jg. 25 (1904), Sp. 1—4. 1531 wollte, wie ich den Mitteilungen *P. Lehmanns* entnehme, der Baseler Drucker A. Cratander den Kommentar nach einer jeßt verschollenen St. Galler Handschrift herausgeben (Brief an Vadian vom 6. November 1531). 1532 wußte Cratander sogar (nach dem Briefe vom 10. Juni), daß man in Köln mit einer Ausgabe beschäftigt war.

[2]) *Lehmann*, a. a. O. S. 86.

[3]) Nicht 1531, wie Lehmann angibt.

[4]) Ambrosii Ansberti . . . in s. Johannis . . . apocalypsim libri X, Coloniae 1536 (in der Stadtbibliothek), Bl. b. 1[b]: Nam primariis exemplaribus freti sumus duobus, altero monasterii s. Viti Gladbaccensis . . ., altero Montis s. Michaelis Sibergensis . . . Montense . . . communicatum est nobis a . . . intercedente venerabili item patre, domino Johanne, abbate s. Pantaleonis intra muros Colonienses. Juliacense . . . interveniente homine studioso f. Damiano Huttropio Assindiensi, conventus s. Pantaleonis in hac urbe professo . . . Quem hiatum ex archetypo Corbiensi, quod unicum dicitur integrum esse, magnis ob id itineribus emensis suppleri curavit supradictus Damianus.

[5]) Concilia omnia tam generalia, quam particularia, T. 1, Coloniae 1538, Bl. 6[a] f.: In primis igitur praeclarus vir ac verae pietatis amator dominus Hieronymus Unicornis, iurium doctor, ecclesiae cathedralis Coloniensis canonicus in spiritualibusgue vicarius generalis, ex insigni eiusdem ecclesiae bibliotheca tredecim vetustissima conciliorum volumina (quibus non parum adiuti sumus) nobis exhibuit. Ex monasterio s. Panthaleonis Coloniae ordinis divi Benedicti recepi concilium Basileense sub plumbo. Librum quoque fidei ipsius Justiniani ab ecclesia approbatum, quem porrexit imperator Johanni papae II. Concilium etiam ibidem inveni Agrippinense. Ibidem ex monasterio venerabilium patrum Carthusianorum aliud quoddam exemplar concilii Basiliensis etiam sub plumbo consecutus sum (jeßt in Berlin). In ea quoque civitate et in scholis artium tria nactus sum volumina concilium Basileense maxime concernentia (ein Band jeßt in Kues). Ibidem ex monasterio Cruciferorum duo mihi oblata sunt volumina, quae diversis conciliis et illorum et aliorum castigationibus haud patrum [!] conducebant. Coloniae etiam ex celeberrimo divi Hieronymi collegio librum habui vetustum satis, ex quo multarum difficultatum nodos dissolvi. In conventu item et bibliotheca ibidem percelebri patrum ordinis praedicatorum librum inveni pergamenicum his certe conciliorum tomis prae caeteris aliquot accomodatissimum et egregio charactere conscriptum . . . Item Coloniae in monasterio s. Martini ordinis divi Benedicti inventum est concilium Lateranense sub Gregorio papa I. et aliud quoddam sub Zacharia summo pontifice.

1543 gab der Jesuit *Petrus Canisius* bei Jaspar von Gennep die deutschen Schriften Taulers heraus, wobei er Handschriften des Dominikanerinnenklosters *St. Gertrud* und anderer Bibliotheken zu Grunde legte.[1])

Auf Kölner Laktanzhandschriften, die aber nicht näher bezeichnet werden, geht die bei Quentel 1544 erschienene Ausgabe der Divinarum institutionum libri septem zurück.[2])

Die beiden Genter Dominikaner *Wilhelm Carnificis*[3]) und *Johannes Bunderius*[4]) erwähnen in ihrem Sammelkataloge von Handschriften belgischer und benachbarter Bibliotheken[5]) auch verschiedene kölnische Kodizes: in der *Augustinerbibliothek* die Chronik des Guibertus Tornacensis[6]) und Radulphus de Longo Campo, super Anticlaudianum,[7])

[1]) In der Widmung vom 3. Juni 1543 heißt es: darumb hab ich mit fleiß nach den waren geschreyben exemplaren zu überkomen, umbgefragt, und zulest anno MD. XLII. Zu S. Gertruden inn Cöllen (da der gedachte doctor zu wonen und das wort gots zu predigen plach) und auch an anderen orten, geschreiben bücher (so alt, das die schrift an etlichen orten gar nach verschlissenn was) gefunden . . . Vgl. *P. Canisii* epistolae et acta ed. *O. Braunsberger*, Vol. 1, Friburgi 1896, S. 80 f.

[2]) iam novissime ad vetusta exemplaria manuscripta sedulo collati.

[3]) † 1525.

[4]) † 1557.

[5]) Der Katalog selbst ist verschollen; wir kennen nur die späteren Auszüge anderer. Vgl. *P. Lehmann*, im Hist. Jahrbuche 40 (1920) S. 56 ff.

[6]) Ebenda S. 79 nach Valerius *Andreas*, Bibl. Belg. S. 336 f.

[7]) Ebd. S. 91 nach C. *de Visch*, Bibl. Cist. 2. Aufl., S. 283.

in *St. Pantaleon* das Speculum religiosorum von Edmund Rich,[1] in der *Dominikanerbibliothek* des Thomas de Valcellis Expositio super cantica canticorum,[2] in der *Minoritenbibliothek* die Sermones de tempore des Zisterziensers Dunstan[3] und Guibertus Turnonensis, De reformatione pacis,[4] in der *Kartäuserbibliothek* Gerhard Groot, In lectiones mortuorum[5] und die Quaestiones disputatae des Gualterus de Brugis.[6]

Der Kartäuser *Lorenz Surius* hat für seine Sammlung der Konzilsakten (Köln 1567), für seine Ausgabe der Werke Leos d. Gr. (1568) und für seine Heiligenbiographien (De probatis sanctorum historiis, Köln 1570—1575) Kölner Kodizes, besonders solche des *Kartäuserklosters*, benutzt. Leider macht er aber darüber fast gar keine näheren Angaben.

Den siebenten Band dieses Werkes bearbeitete nach seinem Tode sein Ordensgenosse *Jakob Mosander* und gab ihn 1581 heraus. Er veröffentlichte darin auch das Martyrologium Adonis nach vier Handschriften, deren eine der Bibliothek von *St. Pantaleon* angehörte und später, 1613, auch von dem Jesuiten *Heribert Rosweyde* für seine Ausgabe herangezogen wurde. Sie enthält auch das Vetus Romanum martyrologium.[7]

---

[1] Ebd. S. 73 nach *Visch*, S. 89.

[2] Ebd. S. 97 nach *Visch*, S. 312.

[3] Ebd. S. 73 nach *Visch*, S. 85.

[4] Ebd. S. 78 nach *Possevinus*, Apparatus sacer I Append.

[5] Ebd. S. 77 nach *Andreas* S. 322f. Es waren zwei Handschriften der Expositio novem lectionum mortuorum vorhanden: OO 22 und OO 130, beide verschollen.

[6] Ebd. S. 78 nach *Andreas* S. 333f. Im Katalog von 1748 nicht verzeichnet.

[7] Vetus Romanum martyrologium hactenus a cardinale Baronio desideratum et Adonis, Vienn. archiepisc., martyrologium ad mss. exemplaria recensitum opera et studio Heriberti Rosweydi, Antwerpiae 1613, Bl. * 5a: Vetus hoc Romanum martyrologium expressi ex codice ms. s. Pantaleonis, quae Coloniae e D. Benedicti familia celebris abbatia est, quem mihi benigne carthusia Coloniensis submisit. Praefixum hoc erat Adonis martyrologium, cui Ado ipse olim praefixerat, uti testatur eius praefatio . . . Etsi alios duos codices mss. martyrologii Adonis habuerim . . ., in solo tamen hoc tertio Pantaleonis vetus hoc Romanum martyrologium comparuit . . . Vetus hoc Romanum martyrologium fontem esse omnium aliorum martyrologiorum, qui vel leviter inspexerit, non dubitabit asserere. — S. 30 (zum Martyrologium Adonis): Tres mihi veteres codices fuere subsidio perbenigne a diversis antiquitatis ecclesiasticae fautoribus communicati. Primus fuit s. Pantaleonis Coloniae, quem suppeditavit carthusia Coloniensis, ex qua Ado curanto Mosandro prodierat. — Vgl. auch *H. Quentin*, Les martyrologes historiques, Paris 1908, S. 47.

Auch die andere Religionspartei suchte die Kölner Bibliotheken für den kirchlichen Kampf auszunutzen. Die Magdeburger Centuriatoren gewannen sich die Mitarbeit von *Cornelius Wouters* (Gualtherus) und *Georg Cassander*, die zwar noch der alten Kirche angehörten, aber freieren Auffassungen mancher theologischen Fragen huldigten. Diese durchsuchten seit 1545 die Bibliotheken Kölns und der Umgegend. In *St. Pantaleon* fanden sie eine Handschrift mit Honorius, De praedestinatione et libero arbitrio, in *St. Martin* zwei Schreiben des Prosper und Hilarius an Augustin.[1] Von der Schrift des Paschasius Radbertus De corpore et sanguine Domini fanden sie zwei Pergamenthandschriften, eine in *St. Pantaleon* aus dem 11. Jahrhundert, eine in der *Dominikanerbibliothek*,[2] die sie dem *Nicolaus Mameranus*[3] zur Veröffentlichung

---

[1] Honorii Augustodunensis . . . de praedestinatione et libero arbitrio dialogus nunqam antehac typis expressus. Epistolae duae ad b. Augustinum, altera Prosperi, altera Hilarii Arelatensis episcopi de reliquiis Pelagianae haereseos ad fidem vetusti exemplaris restitutae (Coloniae 1552), in den Opera des Cassander, Paris 1616, S. 614ff. In der Widmungsvorrede an den Abt Hermann v. Bouchheim von Brauweiler heißt es S. 618: Verum ad Honorium redeo, cuius cum in tua, venerande pater, bibliotheca librum, quo orthodoxam de hoc argumento sententiam exponit, repertum legissem, non indignus, tum mihi, tum aliis bonis viris visus est, qui in publicum emitteretur . . . Sub ipsum autem editionis tempus commode cecidit, ut diligentia praestantissimi viri D. Cornelii exemplar alterum ex bibliotheca s. Pantaleonis offerretur, acephalum illud quidem ac scriptum negligentius et impolitius, sed quod tamen nonnullis in locis exemplaris nostri hiatus quosdam supplevit et mendas correxit, quamquam in nonnullis locis a nostro exemplari vinceretur. Ut autem tota haec quaestio et planius intelligatur, . . . epistolas duas Prosperi et Hilarii ad beatum Augustinum ad exemplar vetustissimum in bibliotheca s. Martini Coloniae repertum, quod multis in locis iisdem illis epistolis typis expressis emendatius et correctius esse deprehendi, adiciendas esse putavi.

[2] Paschasii de corpore et sanguine Domini liber, Coloniae Henricus Mameranus excudebat (1550), Bl. A 5a: duo vetustiss. incorrupta exemplaria, primum in bibliotheca monast. s. Panthaleonis, alterum deinde paulo vetustius . . . apud Praedicatores, utrumque in pergameno scriptum, per Georgium Cassandrum et Cornelium Waltherum Flandrenses . . . reperta. — Bl. B 6b: In frontispicio libri Panth. hoc de Paschasio egregium et luculentum elogium, incerto authore, prosa scriptum habetur: Accipe, mi dulcis Aaron paterque generose (Abt von St. Pantaleon, † 1052), cum corona fratrum lucidissima Eulogii dona Paschasii de eucharistia, quem sancta Colonia nunquam, ut aestimo, habuit antea: sed si tam commemorabile talentum habuit, cum omni tamen diligentia clausum siluit et fortassis pro eo ad peregrina transmissus sum littora, ut haberet sancta Colonia tam ineffabilia verborum mysteria.

[3] Vgl. *N. Didier*, Nikolaus Mameranus, Freiburg 1915, S. 64ff.

überließen. 1554 machten sie Abschriften aus dem berühmten „Codex Carolinus“ der *Dombibliothek*, der einst dem Kölner Erzbischofe Willibert gehört hatte, und aus einer ebenfalls in der Dombibliothek befindlichen Handschrift der Bonifatiusbriefe. Beide Handschriften, vielleicht auch noch andere, sind wahrscheinlich gerade durch sie an den kaiserlichen Rat Kaspar von Nidbruck und von diesem in die Wiener Hofbibliothek gelangt, während die ebenfalls aus dem 9. Jahrhundert stammende Handschrift der Briefe Leos durch sie an Flacius und aus dessen Nachlaß nach Helmstedt und weiter nach Wolfenbüttel gelangte.[1]) Von den Handschriften der *Kartäuserbibliothek* erwähnt Cassander in einem Briefe an Johannes Molinaeus von 1559 die Schriften des Jacobus de Paradiso.[2])

Im Auftrage dieser beiden Gelehrten arbeitete auch *Franciscus Fabricius Marcoduranus* für die Centurien, indem er 1555 die Kölner Handschriften von Cassiodors Variae abschrieb bezw. verglich.[3]) Für eigene textkritische Arbeiten benutzte Fabricius die Orosius-[4]) und Cicerohandschriften[5]) des Domes.

Die eigenen Forschungen Cassanders und des Gualtherus bezogen sich auf die altchristliche Literatur und Liturgie, besonders der Messe. Sie gaben selbst darauf bezügliche Werke heraus und regten auch andere zu weiteren Forschungen an, unter ihnen den Kanonikus an Mariengraden und Dechanten an St. Kunibert, *Melchior Hittorp*, der ihrer mit Dank gedenkt. Hittorp gab 1568 mit Benutzung von Handschriften des Kölner *Domes* und des *Dominikanerklosters* unter dem Titel „De divinis catholicae ecclesiae officiis ac ministeriis“ mehrere liturgische Schriften des Isidorus, Alkuin, Amalarius, Hrabanus Maurus usw. heraus.[6]) Die Handschriften sind nur noch zum Teil erhalten.[7])

Auf demselben Gebiete arbeitete sein Freund, der Brügger *Jakob Pamelius*, der für sein großes Sammelwerk „Liturgica Latinorum“ (Köln 1571) Handschriften des Domes,[1]) für seine Cyprianausgabe

[1]) Vgl. *A. Nürnberger* im Neuen Archiv Bd. 11 (1886) S. 35 und oben 1921 S. 34.

[2]) Cassandri opera (1616) S. 1100.

[3]) Neues Archiv 11,31. Exemplare besaßen die Dominikaner (Burmann, Sylloge 2, 237), die Augustiner (M. G.H.Auctores antiquissimi 12, CIX) und die Minoriten (ebd.).

[4]) Orosii adversus paganos historiarum libri VII ... opera et studio Franc. Fabricii Marcodurani, Coloniae 1574.

[5]) Cicero, Tusculanarum quaestionum libri V, Coloniae 1568, Bl. A 4b: ... et librum manuscriptum minime contemnendum domi habeo. — S. 235: In manuscripto Coloniensi, quem mihi amici miserunt, ... — Cicero, de officiis libri III, Coloniae 1570 mit Benutzung zweier Handschriften, von denen eine dem Collegium Hieronymianum gehörte.

[6]) In der Widmungsvorrede an Kurfürst Salentin heißt es: Quasdam ordinis Romani partes et Isidori, Amalarii atque Hrabani Mauri exemplaria, quibus in his edendis paeter caetera usi sumus, illa tuae ecclesiae bibliotheca ... nobis suppeditavit, und in der Vorrede an den Leser: cogitatio ab Amalario coepta ... facile impetravimus a reverendo patre et exactissimo theologo D. Theodorico Buscoducensi, Praedicatorum Coloniens. priore, in theologicis studiis praeceptore nostro, ut nobis permitteret, quod in sui coenobii bibliotheca antea notaveramus, Amalarii exemplar ... D. Cornelius Gualterus ... alia nobis duo permisit. Quartum denique D. Petri metropolitanae Coloniens. ecclesiae bibliotheca suppeditavit eademque binos et antiquissimos Isidori codices dedit ... Et Rabanus quoque Maurus prae caeteris editis hactenus erat emendatior, studiose tamen ad antiquissimos duos peregrino charactere scriptos libros ex metropolitanae Coloniensis ecclesiae bibliotheca acceptos, diligenter est collatus ... Ordinis denique Romani tria exemplaria ex D. Cornelii et varias partes ex Coloniensis metropolitanae ecclesiae bibliotheca accepimus.

[7]) Isidor Dombibliothek Nr. 101, Ordo Romanus ebd. Nr. 138, ein Hrabanus Maurus ebd. Nr. 110, der andere verschollen, ebenso der Amalarius. Hrabanus und Amalarius waren mehrfach vorhanden gewesen; denn der Cod. Amplon. 64 in Erfurt, der damals nicht mehr in Köln war, enthält unter der Überschrift Rabanus de officiis divinorum die drei ersten Bücher des liber officialis Amalars und das erste Buch De institutione clericorum von Hrabanus. Der Amalarius der Dominikanerbibliothek wird 1659 mit verbrannt sein.

[1]) In der Vorrede zu Bd. 1 heißt es: D. Hieronymi comitem sive lectionarium ... e bibliotheca et sacrario ecclesiae nostrae cathedralis Brugensis ... descripsimus, deinde ad veteres codices aliquot Colonienses per Dn. Hittorpium collatione facta restituimus ... Inter quos venerandae antiquitatis unus e bibliotheca ecclesiae metropolitanae D. Petri Coloniensis mutuatus fuit, quem ab anno 833 in ea adservatum fuisse testatur tum confectus index illius bibliothecae, quam non longo ante sub Carolo Magno Hildebaldum archiepiscopum instaurasse et libris plurimis instruxisse idem index indicium facit. Ubi si adhuc extaret eodem catalogo recensitus Gelasianus ille de missarum solenniis codex, una nunc prodiisset. Qui quandoquidem interciderit, eius loco sacramentorum D. Gregorii librum substituimus ... Eum una cum duobus adiunctis sacramentorum libris ex eadem Hildebaldi episcopi bibliotheca Dn. Gerwinus Calenius, typographus noster, commodato acceptum ad me misit elegantiss. characteribus ante annos plus minus septingentos exaratum. Pamelius meint mit dem ersten Kodex offenbar Dombibliothek No. 137. Daneben benutzte er 88 und wohl 87. Bd. 2, S. 478 ff. zieht er außerdem einen Kölner Kodex heran, qui episcopalium functionum ordinem complectebatur. Damit ist wohl eins der Pontificalien No. 139—141 gemeint. Vgl. auch *F. E. Warren*, The Leofric Missal, Oxford 1883, S. XXXII. — In dem Kataloge von 833, auf den Pamelius hinweist, heißt es (bei Decker a. a. O. S. 225): Sacramentorum Gregorii volumina VIII. Gelasii volumina V ... Item sacramentorum Gregorii cum evangel. et lect. I.

(Köln 1568) eine Handschrift von *St. Pantaleon*[1]), für seine Tertullianausgabe (Paris 1579) die Handschrift des *Minorikenklosters* benutzen konnte.

Unter den Gelehrten, die die *antiken litarischen Schätze* Kölns hoben, war der erste und glücklichste der Belgier *Ludwig Carrio*, der während seines bis 1564 währenden Studienaufenthaltes in der *Dombibliothek* die später verloren gegangene Handschrift der Punica des Silius Italicus (aus der karolingischen Zeit) und den noch erhaltenen Censorinuskodex[2]), die Grundlage des Censorinustextes, auffinden und vergleichen konnte. Seine Sallustausgabe (Antwerpen 1579) beweist, daß er auch andere wertvolle Kölner Handschriften: Charisius, Priscianus, Sallust und Sergius kennen lernte.

Kurz darauf schickte der Kölner Jurist *Johannes Metellus* zwei jetzt verschollene Exemplare des Valerius Maximus aus Köln an *Stephan Pighius*, die dieser für seine Ausgabe (Antwerpen 1576) verwerten konnte.

Johannes Molanus erwähnt in seiner Ausgabe des Martyrologium Usuardi (1573) eine in der *Minoritenbibliothek* befindliche Handschrift der Inventio s. Celsi des Trierer Mönches Dietrich von St. Matthias.[3])

Die *Glanzzeit* aber *der handschriftlichen Forschungen* der belgischen Gelehrten und ihrer Freunde in Köln waren die Jahre 1578 bis 1584.

Jetzt kam *Carrio* zum zweiten Male, und in seiner Begleitung befand sich der Philologe *Franciscus Modius* aus Oudenbourg bei Brügge, der sein belgisches Vaterland wegen der politischen Verwicklungen verließ und 1578 in Köln eine Zufluchtsstätte fand. Er wurde in die Hofhaltung des ebenfalls geflüchteten Grafen Karl von Egmont, des Sohnes des Helden des Goetheschen Tragödie, aufgenommen, wurde mit Gelehrten wie Melchior Hittorp, Janus Gulielmus aus Lübeck, Suffridus Petrus, Jacobus Campius und Johannes Metellus bekannt und stürzte sich mit einem wahren Heißhunger auf die Kölner Handschriftenschätze.

Sein Aufenthalt in Köln dauerte nur ein Jahr, und die Fülle der geleisteten Arbeit ist um so erstaunlicher. Den größten Ertrag lieferte ihm nach seiner eigenen Äußerung[4]) die *Dombibliothek*. Er benutzte den Censorinus,[5]) zwei Cicerohandschriften, von denen sich die eine in London[1]) wiedergefunden hat, zur Emendation zahlreicher Stellen der ciceronianischen Reden, einen jetzt verschollenen Curtiuskodex, wohl des 12. Jahrhunderts für seine Curtiusausgabe (Köln 1579), eine Fulgentiushandschrift der 9./10. Jahrhunderts, die sich jetzt in London befindet,[2]) und die auch von Carrio bereits benutzte Handschrift des Silius Italicus, aus der er eine Fülle von wichtigen und richtigen Verbesserungen mitteilte.

Aus der Bibliothek der *Minoriten* benutzte Modius eine Handschrift von Tertullians Apologeticus, auf die er seinen Freund Pamelius hinwies.[3])

Auf Grund einer verschollenen, schon 1672 und 1673 von Heinsius und Graevius vergebens gesuchten Handschrift des *Laurentianums* verbesserte er fünfzehn Stellen von Ovids Fasti.[4]) Die Handschrift muß sehr wertvoll gewesen sein; es lassen sich auffällige Übereinstimmungen mit den ältesten und reinsten Handschriften feststellen.

Bei drei Handschriften, die Modius benutzte, läßt sich die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bibliothek nicht sicher feststellen: Hygins Astronomicon, einem textkritisch bemerkenswerten Kodex der ersten zehn Bücher des Livius und einer der schlechtesten Klasse angehörenden Handschrift von Vegetius, De re militari (wahrscheinlich aus der *Dombibliothek*).

Der Brügger Philologe *Janus Palmerius Mellerus* konnte in seinem „Spicilegiorum commentarius primus" (Mainz 1580) viele Lesarten aus Priscian-, Terenz- und Sallusthandschriften des *Domes*, der *Universität*, des *Pantaleonsklosters*, der *Apostelkirche* usw. mitteilen, der schon genannte Lübecker *Janus Gulielmus* Cicero-, Martial-, Quintilian- und Terenzkodizes verschiedener Bibliotheken und *Gottschalk Stewechius* die beiden schon erwähnten Handschriften des Censorinus (der *Dombibliothek*) und des Vegetius (wahrscheinlich ebenfalls der *Dombibliothek*) vergleichen. *Janus Gruter* zog für seine Senecausgabe (Heidelberg 1593) das Fragment einer Handschrift des *Minoritenklosters* heran.

Eine große Menge von Breviarien, Homiliarien u. dergl. aus den Bibliotheken des *Domes*, des *Kartäuserklosters*, von *St. Pantaleon* und aus den Stiftern *St. Gereon*, *St. Severin* usw. verwertete

---

[1]) Jetzt in Brüssel No. 918.
[2]) No. 166.
[3]) Bl. 40b.
[4]) *Lehmann*, Modius S. 93.
[5]) No. 166.

[1]) Britisches Museum Harleianus 2682 saec. XI.
[2]) Britisches Museum Harleianus 2685.
[3]) Vgl. oben Sp. 1.
[4]) Über diese Handschrift vgl. oben 1921 S. 46.

Cornelius Schulting für seine „Bibliotheca ecclesiastica" (Köln 1599).

Die liturgischen Handschriften der *Dombibliothek* benutzte nach einer Notiz Hillesheims[1] auch der Kölner Professor und Kanonikus *Severinus Binius* († 1641), der Herausgeber der Concilia generalia et provincialia (zuerst Köln 1606).

Der Jesuit *Christoph Browers* benutzte für seine Ausgabe des Venantius Fortunatus, die 1603 in Mainz erschien, auch eine Kölner Handschrift, die ihm Cornelius Steenwechius zugänglich gemacht hatte.[2]

Die *Kartäuserbibliothek* wurde von dem Kartäuser *Theodor Petreius* für das Schriftstellerverzeichnis seines Ordens, die Bibliotheca Cartusiana (Köln 1609) herangezogen; auch Handschriften werden mehrfach von ihm erwähnt.[3]

Einen Stillstand in der Ausbeutung brachte dann das übrige 17. Jahrhundert, wenn auch die Handschriften nicht ganz in Vergessenheit gerieten.

Der Löwener Professor *Valerius Andreas* erwähnt in seine Bibliotheca Belgica (1623) ein Manuskript der *Dominikanerbibliothek* von Everardus de Bethunia, Opus quadripartitum in illud Joannis Evangelistae „In principio erat verbum".

Die beiden Kölner Lokalhistoriker *Johannes* und *Ägidius Gelenius* zogen für ihre Bücher und handschriftlichen Sammlungen zahlreiche Handschriften heran, die historische Quellen, Heiligenleben usw. enthielten.[4] Ägidius wies auch nachdrücklich auf den Wert und das Alter der *Dombibliothek* hin und veröffentlichte das Ausleihverzeichnis des 9. Jahrhunderts.

Der schon erwähnte Jesuit *Heribert Rosweyde* trug sich auch mit dem Gedanken, die alten Klosterregeln herauszugeben und hatte dafür neben einer alten Handschrift von St. Maximin in Trier auch zwei Abschriften derselben, von denen die eine *St. Pantaleon*, die andere *Corpus Christi* gehörte.

Durch Rosweyde wird *Aubertus Miraeus* die Handschrift von Corpus Christi kennen gelernt haben. Er erwähnt sie in seiner Bibliotheca ecclesiastica (1639).[1]

Dieselben beiden Kölner Handschriften benutzte der Propst von Afflighem, *Benedikt Haeften*, für seine Disquisitiones monasticae, die 1644 in Antwerpen erschienen.[2]

Als um dieselbe Zeit der päpstliche Bibliothekar *Lukas Holstenius* seinen Codex regularum bearbeitete, der erst 1661, kurz nach seinem Tode erschien, besorgte ihm der damalige Nuntius in Köln, Fabio Chigi, der spätere Papst Alexander VII, dafür eine Abschrift des Kodex von *Corpus Christi*.[3]

Die Handschrift von St. Pantaleon ist verschollen, die von Corpus Christi dagegen im Stadtarchiv noch vorhanden,[4] und *O. Seebaß* hat 1895 von neuem auf sie hingewiesen.[5]

Der Theologe *Mattäus Ferchius* aus Padua sah in der *Minoritenbibliothek* eine Handschrift des Franz Mayron.[6]

Eine von dem Kartäuser Marcus hergestellte Abschrift des Martyrologiums von *Mariengraden*, das vieles enthielt, was bei Usuard fehlt, schickte

[1] Vgl. später!

[2] Notae S. 47 . . . Colon., cuius usus ab igenii monumentis claro viro, D. Cornelio Steenwechio, olim mihi contigit.

[3] Z. B. S. 121, 142, 151, 213.

[4] Notizen über Heiligenleben der Bibliothek von Corpus Christi in den Farragines Gelenii (im Stadtarchiv) Bd. 30, S. 102ff., desgleichen der Bibliothek der Kreuzbrüder ebd. S. 1032. Danach die ungenauen Mitteilungen von *Ennen* in den Annalen d. hist. Ver. f. d. Niederrhein 15, 208 f.

[1] S. 45 unter Pachomius.

[2] 2,8: Habuit porro R. P. Heribertus Rosweydus ms. codicem vestutum ex Trevirensi S. Maximini . . . monasterio et alium monasterii S. Pantaleonis inde descriptum, in quo omnes hae regulae . . . habentur, et publici iuris, ut mihi non semel dixit, alliquando facere meditabatur. Easdem mihi communicatas curavi describi.

[3] Cap IV.: Servatur, ut aiunt, apud s. Maximinum . . . antiquissimum exemplar huius collectionis, unde apographum exscriptum custoditum apud canonicos regulares domus B. Virginis [!] Coloniae cum vidisset ante hos annos circiter viginti illustrissimus tunc Fabius Chisius . . . describendum curavit et exemplum inde sumptum nobis benignissime communicavit, nos ex eo editionem hanc curavimus.

[4] W. f. 231, geschrieben 1467 in Gaesdonck von Arnold Losen aus Dinslaken.

[5] Zeitschrift für Kirchengeschichte 15, 244ff und 16, 464ff. Vgl. auch *G. Plenkers*, Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der ältesten lateinischen Mönchsregeln, München 1906, S. 4. In sein Exemplar der Bibliotheca ecclesiastica von *A. Miraeus* (1639; vgl. oben) hat *Holstenius* auf S. 45 zu der Note des Miraeus „et Coloniae Agrippinae in coenobio canonicorum regularium" am Rande handschriftlich bemerkt: „ubi et in antiquo volumine diversarum regularum habentur etiam epistolae s. Pachomii". Darüber *Plenkers* S. 54 f. — Der Trierer Codex aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts jetzt in München lat. 28118.

[6] Jacopo Filippo *Tomasini*, Bibliothecae Patavinae manuscriptae publicae et privatae, Utini 1639, S. 71: Flores multorum librorum S. Aug. . . . Huius operis Auctor Franciscus Maironus, quem se in Bibliotheca Fr. Minorum Coloniae Agrippinae M. S. vidisse mihi affirmavit R. D. Mathaeus Ferchius cl. Theologiae professor Patavinus.

1638 der Jesuit *Johannes Gamans* an seinen Ordensgenossen *Johannes Bolland.*[1] Der Verbleib des Originals ist unbekannt. *Gamans* selbst gab im ersten Januarbande der Acta Sanctorum (1643) die Biographie des hl. Gottfried von *Kappenberg* nach einer Handschrift der *Kartäuserbibliothek* heraus.[2]

Der Jesuit *Jakob Kritzradt* untersuchte 1640 auf Ersuchen *Johannes Bollands* die Frage nach der handschriftlichen Vorlage der Kölner Ausgabe des Martyrologium Usuardi von 1490.[3] In dem Druckexemplar der *Kartause* war von dem Kartäuser Garnevelt beigefügt: Auctor est *V. P. Hermanus Greven* (sive Grefgen) sacerdos professus Cartusiae Coloniensis, qui obiit anno MCCCCLXX, V. die Novembris. Auf der ersten Seite der Handschrift V 38 stand aber eine andere Notiz, nämlich: Alibi sic scribitur: Joannes Grefgen, nostrae domus Coloniae, auxit Martyrologium Usuardi, und unten: Joannes Grefgen obiit Kalendis Aprilis, und noch einmal: Grifgin Cartusianus.[4]

Der Kölner Theologe *Jacob Merlo Horstius* zog für seine Gesamtausgabe der Werke des hl. Bernhard von Clairvaux (Köln 1641) mehrere Handschriften der *Kartäuserbibliothek* heran: den Brief des Heinrich von Hessen zur Verteidigung des hl. Bernhard,[5] die Scala claustralium des Kartäusers Guigo,[6] den Sermo de undecim oneribus von Aelred von Rieval[7] und den Traktat de veritate et pace des Kartäusers Guigo.[8] Den Sermo in canticum virginis Mariae Magnificat gibt Merlo Horstius nach

[1] Martyrologium Usuardi ed. J. B. Sollerius, Antverpiae 1714, S. XII, wo der Text so charakterisiert wird: Annuntiationum norma plane est Hieronymiana, solis locorum et sanctorum nominibus expressis, nisi quod rarissime aut de tormentis perpessis aut de sepultura cursim fiat mentio usw.

[2] S. 857–860.

[3] Vgl. oben S. 106.

[4] Vgl. Martyrologium Usuardi ed *J. B. Sollerius*, Antverpiae 1714, S. XXXXVI. Petreius, Bibliotheca Carthusiana S. 142f. gibt Hermann Greefgen an, ohne aber über seine Zeit und sein Todesjahr etwas zu wissen. Der Katalog von 1748 verzeichnet das Martyrologium unter Grefgen, Hermannus.

[5] Epistola contra maculatores s. Bernhardi 00 105 (Verbleib unbekannt), zitiert Bd. 1 S. 102.

[6] 000 34, jetzt in Darmstadt und 00 25 = Phillipps 1910, 194, gekauft von Quaritch, zitiert Bd. 5, S. 173 und Annotationes zu Bd. 1, S. 3.

[7] 0 199, im Kataloge dem Alkuin zugeschrieben (Verbleib unbekannt), zitiert Bd. 5, S. 217.

[8] In dem Kataloge von 1748 nicht aufgeführt, zitiert Annotationes zu Bd. 1, S. 3.

einer sehr alten Handschrift des Zisterzienserinnenklosters *Mariengarten* heraus.[1]

Der spanische Franziskaner *Petrus de Alva y Astorga*, der zur Verteidigung der unbefleckten Empfängnis Mariä von überall her ein gewaltiges literarisches Material zusammengetragen hat,[2] durchforschte für diesen Zweck auch die Kölner Bibliotheken. In *St. Martin* fand er das bei Koberger in Nürnberg 1486 gedruckte Brevier[3] und ein Manuskript von Honorius III., Expositiones super cantica officii divini et super Canticum Magnificat[4], in *St. Pantaleon* die handschriftlichen Traktate des Bischofs Odo von Cambrai de adventu Christi et peccato originali,[5] in der *Augustinerbibliothek* die Handschriften des Sermo seu tractatus s. Bernardini Senensis de conceptione b. Mariae virginis[6] und der Sermones des Joannes de Capistrano,[7] in der *Minoritenbibliothek* den handschriftlichen Kommentar des Remigius von Reims (vielmehr Antissiodorensis) über die Briefe des hl. Paulus[8] und „assere 3 num. 43" einen Inkunabeldruck der Opuscula des hl. Thomas von Aquin,[9] in der *Dominikanerbibliothek* die Sermones des Nicolaus Esculanus,[10] die Postille des Antonius de Azaro[11] und die Sermones des Johannes de Capistrano,[12] bei den *Kreuzbrüdern* unter No. 32 einen dem Augustinus zugeschriebenen Traktat de incarnatione verbi (Veni ad me et dicam tibi, quemadmodum virgo concepit),[13] unter D 5 den Sermo s. Maximi Taurinensis de assumptione B. Mariae Virginis,[14] in No. 38 eine Notiz über Alanus de Insula,[15] unter No. 29 die Homilien von Cäsarius

[1] Bd. 5, S. 309 ff. „Nunc primum ex antiquiss. M. S. monasterii Horti Mariae Ord. Cisterc. Coloniae siti editus".

[2] tot libros revolvimus, ... bibliothecas lustravimus ... terras peragravimus ... *Hurter*, Nomenclator 4³, 13.

[3] Radii solis veritatis, Lovanii 1666, Sp. 110. Gemeint ist das Breviarium Romanum, Hain 3910.

[4] Ebd. Sp. 713.

[5] Ebd. Sp. 1262.

[6] Ebd. Sp. 467 und Monumenta antiqua seraphica, Löwen 1665, Bl. 4.

[7] Funiculi nodi indissolubilis, ed. secunda, Brüssel 1663 S. 6: ut videre est in tribus originalibus mss. existentibus in bibliotheca ordinis praedicatorum conventus Coloniensis in folio et in bibliotheca s. Augustini eiusdem civitatis.

[8] Radii Sp. 389.

[9] Funiculi S. 27. Hain 1539–1542.

[10] Radii Sp. 1213.

[11] Ebd. Sp. 1245.

[12] Funiculi S. 6.

[13] Radii Sp. 229.

[14] Ebd. Sp. 365.

[15] Ebd. Sp. 424.

Arelatensis und in einer anderen Handschrift die zehn Homilien des Eusebius Emesenus,[1]) unter No. 59 die Sermones seu orationes praedicabiles per totum annum von Albert dem Großen,[2]) unter E 3 den Kommentar des Robert Holkot zum Buche der Weisheit,[3]) unter E 10 die Sermones de tempore et de sanctis des Jacobus de Lausana,[4]) in einem anderen Bande die Sermones de sanctis des Jacobus de Vitriaco,[5]) ferner zwei Handschriften von Predigten des Cäsarius von Heisterbach,[6]) ein altes Brevier[7]) und die Historia b. Thomae de Aquino von dem Dominikaner Humbertus,[8]) in der *Kartäuserbibliothek* unter O 133 die Summa (quaestiones morales) eines Dominikaners Johannes,[9]) in der *Karmeliterbibliothek* unter FF 19 und 20 die Summa theologiae des Johannes Ulricus de Argentina,[10]) ferner des Bernardus Papiensis Opus super quinque libros decretalium,[11]) unter FF 22 Goswin Hardenraet, In quatuor libros Sententiarum[12]) und den Inkunabeldruck des Mariales des Albertus Magnus und anderer marianischer Schriften,[13]) in der Bibliothek des *Montanums* die Schrift des Kölner Theologen Lambertus de Monte de anima.[14])

[1]) Ebd. Sp. 597. Die zweite Handschrift (Eusebius Emesenus) im Stadtarchiv GB 4° 37.

[2]) Ebd. Sp. 799.

[3]) Ebd. Sp. 1132. Handschrift im Stadtarchiv GB f. 19.

[4]) Ebd. Sp. 1224. Die Sermones de sanctis im Stadtarchiv GB f. 179.

[5]) Ebd. Sp. 2134. Im Stadtarchiv GB f. 181.

[6]) Ebd. Sp. 2218: Pro nostro autem instituto tantum faciunt quidam sermones mss.. qui nunquam fuerunt typis mandati et a nobis reperti Coloniae in bibliotheca pp. cruciferorum littera D. num 24. in 4. sub hoc signo. Alterum autem in folio cum operibus Alberti Magni de laudibus virginum, cuius initium Clara est etc. Caesarius suum sermonarium sic incipit: Mulierem fortem quis inveniet? . . . Suntque 22 sermones, post quos extat quaedam epistola sub hoc titulo: Incipit epistola Caesarii abbatis ad Alardum monachum de laude gloriosae virginis Mariae . . . — Die Handschrift D 24 im Stadtarchiv GB 4° 206. 15. Jh.

[7]) Funiculi S. 121 und 123.

[8]) Funiculi S. 473. Die Handschrift, die an erster Stelle das Speculum virginum enthält, im Stadtarchiv GB f. 155 Bl. 179a.

[9]) Radii Sp. 1578 f.

[10]) Ebd. Sp. 1016.

[11]) Ebd. Sp. 1329.

[12]) Ebd. Sp. 2159.

[13]) Funiculi S. 41 f. Welcher Druck gemeint ist (Hain 460. 461. 10768. 9940.), läst sich nicht sicher sagen.

[14]) Radii, Ad lectorem Bl. e 1a: Cum autem P. de Alva vellet comprobare, an hoc esset verum necne, perrexit ad ipsam civitatem Coloniensem et in collegio Bursae-Montis aliisque bibliothecis invenit quinque impressiones inter se diversas et tria manuscripta praedicti libri de anima Lamberti de Monte.

In dem Streite um den Verfasser der Bücher De imitatione Christi spielte auch eine Kölner Handschrift eine Rolle, aber nicht die um 1478 von Chrysanthus aus Münstereifel geschriebene von Groß *St. Martin*,[1]) sondern eine der *Kartäuserbibliothek* angehörende, jetzt verschollene,[2]) die das Speculum und den Liber de discretione spirituum von Heinrich von Hessen und mehrere Schriften „cuiusdam devoti regularis" enthielt; hierzu war am Rande hinzugesetzt: „cuius nomen est Thomas Kempis conventus prope Swollis." Am Ende des Buches de sacramento altaris war beigefügt: „Hic tractatus scriptus est anno 1447 in die Simonis et Judae". Diese Handschrift wurde 1681 vom Pariser Gelehrtenkongreß geprüft und festgestellt, daß die beiden Schriften Heinrichs von Hessen und das letzte Stück der Handschrift, nämlich das erste Buch der Imitatio der Schrift nach von den übrigen Stücken verschieden waren, und daß die Randnotiz jünger war als die Schriften selbst.[3])

Unter den auswärtigen Forschern sind die Philologen *Johann Georg Graevius* und *Nikolaus Heinsius* die bemerkenswertesten. Sie kamen, um nach den von Carrio, Modius usw. erwähnten Handschriften erneut Umschau zu halten.

Graevius durchforschte 1657 die Klosterbibliotheken, ohne aber Funde zu machen, die seinen Wünschen und Zwecken entsprachen. Die Dombibliothek öffnete sich ihm damals nicht.[4]) Vielleicht aber bald darauf; er hat die berühmte Handschrift 166 in der Hand gehabt.[5])

[1]) Vgl. *Jos. Pohl*, Progr. Kempen 1894, S. VIII.

[2]) Sie war wohl 1748 schon nicht mehr vorhanden, wenigstens kann ich sie mit 000 87, 000 106, 000 124, die das Speculum Heinrichs von Hessen enthielten, aber ebenfalls verschollen sind, nicht identifizieren.

[3]) Eus. *Amort*, Deductio critica . . . Thomam Kemp. autorem esse, Aug. Vind. 1761, S. 130 f.

[4]) *Burmann*, Sylloge epistolarum a viris illustribus sciptarum tom. 4 S. 14 (Graevius an Heinsius aus Duisburg 23. Mai 1657): Nuperius Coloniam excurri ibique omnes officinas bibliopolarum et monasteria excussi duce Mallinkrotio, viro tui perquam studioso et meliore fato dignissimo, cum quo aliquot dies iucundissime transegi, ubi tu creber fabulis nostris intereras. Nec utrique ullum iucundius acroama fuit quam meritissimae tuae laudes . . . In claustris monachorum nihil inveni mentione dignum. Bibliothecam cathedralis, ut vocant, templi, in qua Quintilianum custodiri ex te olim intellexi, non licuit inspicere, quamvis et Mallinkrotius et ego id multis precibus homines, in quorum manu esse dicebatur, petierimus. Pervelim mihi significes, per quem aditus tibi patuerit. Constitui enim hac aestate illuc reverti.

[5]) *Jaffé-Wattenbach*, S. 67.

In seinem Briefe an Heinsius vom 21. März 1673[1]) rühmt er die große Menge guter Bücher in Köln.

Heinsius war vor 1669 in der *Dombibliothek*. Er erinnerte sich, dort eine alte Cicerohandschrift gesehen zu haben.[2])

Dagegen bemühten sich beide später vergebens, in die Dombibliothek und die Bibliothek des Laurentianums Einlaß zu erhalten.[3])

Heinsius bedroht deshalb in dem Briefe an Graevius vom 13. März 1673 in einer eines „Humanisten" nicht gerade würdigen Rachsucht die Hüter der Dombibliothek mit der Plünderung durch holländische Soldaten.[4]) Graevius antwortet am 21. März: „Ich wundere mich über die Barbarei der Kölner, die wie die Drachen auf ihren Schätzen sitzen, während sie sie selbst vernachlässigen und anderen die Fruchtbarmachung mißgönnen".[1])

Wie berechtigt die Vorsicht der Kölner war, zeigt gerade der Briefwechsel zwischen diesen beiden Philologen. Da es Heinsius nicht gelingen wollte, Kölner Kodizes mitzunehmen, fragt er bei Graevius an, wie diesem seine Erfolge gelungen seien.[2]) Graevius antwortet, er habe die alten Handschriften in einer ganz gewöhnlichen Kneipe an der Pfaffenpforte in der Nähe des Hauses des Buchdruckers Kalckhoven gefunden; dort seien sie nicht nach ihrem Werte, sondern nach Gewicht verkauft worden.[3])

In der Tat sind später (1703) aus dem Nachlasse des Graevius mehrere wertvolle Handschriften der *Dombibliothek*, die er „entliehen" oder gekauft hatte, in die kurfürstliche Bibliothek in Düsseldorf gekommen. Der kurfürstliche Bibliothekar Büchels verkaufte sie an Johann Jakob Zamboni, den Vertreter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt am englischen Hofe, von dem sie 1724 und 1725 der Lord Oxford (Harley) erwarb. Sie befinden sich jetzt im Britischen Museum in London[4]) als Harl. 2664 (Quintilian 10./11. Jahrh.), 2682 (Cicero, Epistolae ad familiares I—XVI etc. 11. Jahrh.), 2685 (Boetius de consolatione philosophiae, Fulgentii mythologiae, idem de continentia Vergiliana, Marcianus Capella de nuptiis philologiae 9./10. Jahrh.), vielleicht auch 2725 (Horatius 10. Jahrh., von Graevius in einem Laden zu Köln gekauft) und 2773 (Cicero, Epistolae ad familiares I—VIII, ebenfalls in Köln gekauft).

Die Zeit des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts ist überhaupt die Periode, in der die Kölner Bibliotheken ihrer größten Schätze teils durch die Kriege und ihre Nöte, teils durch Verkäufe, teils durch friedliche Besucher und Benutzer verlustig gingen. Nach den noch zu erwähnenden Vorlesungen von *Hillesheim* „vergoldeten" damals die Stifter ihre Bibliotheken, und von

[1]) Ebd. S. 174: Magna latet bonorum librorum in illa urbe copia. Nunquam illam transii, quin multis minime obviis codicibus instructior redierim.

[2]) *Burmann*, a. a. O. S. 83: Coloniae Agrippinae in cathedrali Ciceronis membranas vetustas vidisse me recordor. Vgl. über die Cicerohandschriften des Domes oben S. 110.

[3]) Graevius an Heinsius 16. Dezember 1672 ebd. S. 150: Ovidiani Fasti, quos Modius evolvit (vgl. oben S. 111), olim apud sodales Laurentianos extabant Coloniae, sed ante annos aliquot eorum magister mihi affirmavit codicem illum a se non posse reperiri. Ipsam tamen bibliothecam tum mihi perlustrare non licuit nescio quas ob causas, quas praetexebat. Nec cathedralis, ut vocant, ecclesiae bibliothecae inspiciendae potestas dum mihi facta est, in qua Quintiliani et Ciceronis orationum pervetustum codicem asservari audio. — Heinsius an Graevius 24. Februar 1673 ebd. S. 166: Ad scrinia cathedralis ecclesiae cum aditum frustra per varios amicos tentarim, vix tandem spes nunc ante triduum est facta voti consequendi, sed lenta admodum, quaeque de die in diem protrahatur ac proinde inter res dubias numeranda. In Laurentiano gymnasio libros variis locis iacere dispersos audio, esse tamen in iis codices quosdam vetusta manu descriptos in membranis non inficiatus est ille, qui bibliothecae catalogum aliquando se concinnasse nobis narrabat, sed in quem volumina, quae dixi, scripta non essent relata, ut hic quoque frustra fuerim. — Graevius an Heinsius ebd. S. 169: Ad bibliothecam tamen cathedralis ecclesiae et gymnasii Laurentiani aditus mihi quoque semper fuit occlusus, nec ulla ratione potui eum patefacere mihi sive donis sive amicorum opera, quam satis gnavam ante hoc quindecim annos mihi navabat ὁ μακαρίτης Mallincrotius. Excutienda igitur alia quercus.

[4]) Ebd. S. 171: Perfringere claustra bibliothecae in ecclesia metropolitana Ubiorum nullis artibus possum ludificante nos insigni illorum malitia, qui gratificari hic nobis cum abunde queant, tamen officio promisso desunt spemque frustrantur temere conceptam; horum ego agellos, ne serant impune barbariem, militi nostro depraedandos facile obiecero reversus domum, quando benignitatem, quam in nobis experiuntur hactenus, nec remunerantur nec intelligunt.

[1]) Ebd. S. 174: Miror barbariem Ubiorum, qui draconum instar thesauris incubant, quos et negligunt et aliis quoque fructum eorum invident.

[2]) Ebd. S. 160: Velim et manuscriptos codices aere meo paratos, si qui venales occurrent. Possis tu, credo, consilium hoc meum fovere, si indicaveris, unde sis nactus tuos illos, quos ab amico apud Ubios olim coemptos tibi memini te significare.

[3]) Ebd. S. 161: Antiquos codices Coloniae propositos inveni in taberna vilissima, quae est ad portam pontificum (Pfaffenport) proxima Kalcovii typographi non ignobilis aedes. Ponderantur ibi membranae, non aestimantur. Libra duodecim aut tredecim, nisi fallor, obolis est.

[4]) Vgl. *A. C. Clark*, Die Handschriften des Graevius, in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern Jg. 1 (1891) S. 238—253.

den Klöstern folgten einige ihrem Beispiel. Mariengraden soll die seinige an Portugiesen verhandelt, *St. Severin* seine „schöne und kostbare" Sammlung von Handschriften für den Spottpreis von ungefähr 70 Pistolen verschleudert haben. Von *St. Aposteln* läßt sich quellenmäßig nachweisen, daß das Stift 1692 seine Bibliothek für 195 Reichstaler verkaufte.[1])

Der berühmte Frankfurter Sammler *Zacharias Konrad v. Uffenbach* fragte bei seinem Besuche in Köln 1711 „bei Buchbindern und sonst nach alt geschriebenem Pergamen, in Meinung, einige gute Codices zu finden, bekam aber nirgend nichts". Darüber wunderte er sich gar sehr, „weil viele Zentner von hier über Frankfurt nach Nürnberg und Augsburg geschickt werden".[2])

Die Erläuterung zu dieser Bemerkung finden wir in der Biographie Uffenbachs von Johann Georg Schelhorn.[3]) Danach[4]) hatte Uffenbach in der Herbstmesse Anno 1704 „einen besonders glücklichen Zufall, verschiedene alte Codices membranaceos vom Untergange zu retten. Einige am Rhein gelegene Clöster, *sonderlich in Cöln*, hatten einen ungemeinen Hauffen Pergamen, so alles auseinander gelegt war, nach Frankfurt abgesendet. Diese Waaren sollten nach ihrer Absicht nicht den Kennern und Liebhabern gelehrter Seltenheiten zu Theil werden, sondern sie sollten an Buchbinder, Goldschlager, Siebmacher und andere dergleichen Professionisten verkauft werden.[5]) Allein das Vorhaben, so viele alte Pergamene zu verderben, wurde ihnen ohne hir Wissen durch unseren Herrn Schöff erwünscht vereitelt . . . Diese Mönche, die ehemaligen Besitzer dieser Pergamene, wußten nicht, was in den Pergamenen stunde. Sie furchten sich vor den gelehrten, damit nicht ihre Codices in derselben Hände gerathen und also vielleicht die Geheimnisse ihrer Clöster und Orden unbedachtsam entdecket werden möchten (!). Daher hatten sie den Anschlag gefasset, alle Bände von einander zu trennen, alle Blätter, jedes einzeln von dem andern abzusondern; diese wiederum unter einander zu werfen und zu vermischen; ja einige Stücke hatten sie sogar zurück behalten und selbst zu Grunde gerichtet, damit nichts ganzes heraus käme. Auf diese Weise waren sie eher an Ungelehrte zu verhandeln. Allein zu gutem Glücke erfuhr dies unser Herr von Uffenbach. Sogleich ging er mit brennender Begierde eilfertig dahin, wo sie zum Verkauffe lagen. Da er den wüsten und rohen Hauffen sahe, bedaurte er zwar anfänglich dieses harte Schicksal; jedoch er schickte sich alsobald an, sie aufs sorgfältigste durchzusuchen, ob er vielleicht etwas taugliches vor seine Bibliothek finden könnte. Die Arbeit, aus etlich hundert von einander getrennten Blättern etwas ganzes zusammen zu bringen, war ungemein. Doch die Bücher-Liebe machte auch diese Beschwerlichkeit erträglich. Er machte zwar darüber ein ganzes Kleid fast gar unnütze, weil alles mit Staub angefüllet war; dennoch sammelte er zusammen, was er konnte und suchte in diesem Wuste verborgene Edelgesteine auf. Nachdem dies vorbey war, gieng er mit dieser Beute als ein Triumphierender über die Barbarey erfreut nach Hause; brachte durch eine vieltägige Arbeit alles, was zertrennet war, an seinen alten Ort, und ließ die Blätter wieder zusammen heften. Er hat dadurch seinen Bücher-Schatz mit verschiedenen wichtigen Codicibus bereichert und ausgezieret. Außer einigen alten Schriftstellern und biblischen Codicibus war darunter ein ungeheuer großes Martyrologium, im dreizehenden oder vierzehenden Jahrhundert auf Pergament geschrieben, allerhand lebender Heiliger, Lectionaria, Homilien der Väter und einige Kirchen-Scribenten. Vornemlich fanden sich dabey vortreffliche Codices von den Epistolis Hieronymi, Augustinus de civitate Dei, Gregorii Moralia in Jobum und andere, die er höher als Gold achtete. Er bekam sie in ziemlich billigem Preise. Das Pergamen wurde nach dem Pfund geschätzet, doch so, daß der Werth in Ansehung der Grösse ungleich war; das Pfund derer von der ersten Grösse kostete zween Gulden, von mittlerer Gattung einen Reichsthaler, vom kleinsten Formate einen Gulden. Die alberne Grausamkeit der

[1]) In dem Liber praepositorum, decanorum, canonicorum et vicariorum ecclesiae sanctorum apostolorum, Handschrift 17 des Pfarrarchivs heißt es Bl. 136a in der Liste der Thesaurare (ebenso Stadtarchiv, Geistl. Abt. 29, S. 71): Henricus Bruninckhausen 1689. Sub quo per deputatos a capitulo dominum decanum [Bernhard Kremerius], scholast. [Jacob.] Molitoris et mag. fabricae 1692. bibliotheca divendita est pro 195 imper. vid. comp. huius officii (d. h. der Thesaurarie). Dieser Computus selbst ist nicht erhalten.

[2]) *Uffenbach*, Merkwürdige Reisen Th. 3, Ulm 1754, S. 745.

[3]) Commercii epistolaris Uffenbachiani selecta ed. J. G. Schelhornius P. 3 (1753) S. XI ff. Uffenbach, Merkwürdige Reisen Th. 1 (1753) S. LXXIX ff.

[4]) Ich zitiere den deutschen Text.

[5]) Auf S. CLX wird das dahin ergänzt, daß diese nach Frankfurt gebrachten Codices und Pergamente „von Nürnbergischen und Augsburgischen Kaufleuten zum profanen Gebrauch der Goldschlager, Buchbinder und anderer Handwerksleute begierig aufgekaufft worden".

ehemaligen Besißer war Ursache, daß einige von diesen Codicibus mangelhaft und verstümmelt waren".

Die Bemerkungen über die „grausamen" und „albernen" Mönche und ihre Furcht vor der Entdeckung ihre „Geheimnisse" mögen auf sich beruhen. Aber an der Tatsache, daß damals kölnische Klöster alte Pergamenthandschriften als Makulatur verkauft haben, wird nicht zu zweifeln sein. Das Tatsächliche der Erzählung hat Schelhorn einem Briefe Uffenbachs von 1727[1]) entnommen. Besonders beteiligt war *St. Pantaleon.* Aus seinem Besiß stammen mehrere der von Schelhorn angeführten Handschriften Uffenbachs, die sich jeßt in der Hamburger Stadtbibliothek befinden: ein Lektionar aus dem 12. Jahrhundert,[2]) der Augustinus, De civitate Dei aus dem 12./13. Jahrhundert[3]) und Hieronymus, Epistolae et scripta minora aus dem 12./13. Jahr-Jahrhundert[4]), während von dem Martyrologium aus dem 13./14. Jahrhundert[5]) und den Moralia Gregorii in Job aus dem 14./15. Jahrhundert[6]) die Heimat nicht mit Sicherheit festzustellen ist. Das Lektionar und das Martyrologium haben denselben Einband: Pappdeckel, mit braunem Papier überzogen. Prof. Schwalm ist der Ansicht, daß diese beiden Handschriften erst in Hamburg eingebunden worden sind. Es fehlt das Uffenbachsche Exlibris, und die alten Nummern der Uffenbachbibliothek stehen auf dem ersten Blatt in der linken Ecke (nicht auf der Innenseite des Pappdeckels). Daß auch andere rheinische Klöster beteiligt waren, läßt sich aus dem Hamburger Cod. theol. 2083 schließen, der aus der Kartause St. Alban bei Trier stammt.

Der damalige Abt von St. Pantaleon, Konrad Kochen (1687—1717), hatte nach der Klosterchronik und dem Rechnungsbuche[7]) große Umbauten vorgenommen und kostbare und teure Paramente beschafft[8]). Er wird dadurch in finanzielle Schwierigkeiten geraten sein, und, da er und seine Mönche die alten Handschriften nicht zu schäßen wußten, aus ihrer Verschleuderung einigen Gewinn zu ziehen gesucht haben. Wie Uffenbach selbst angibt,[9]) war der Preis gar nicht so gering: „Da das Pergamen zimlich schwer seye und nach der Grösse des Formates auch der Preis höher gestiegen seye; so haben mich die etwas große Volumina nicht wenig gekostet, so gar, daß . . . ein und anders großes Volumen mir öfters hundert und mehr Gulden zu stehen gekommen".

Von den Benußern und Besuchern dieser Zeit sind an erster Stelle die *Bollandisten* zu nennen, die für ihre Acta Sanctorum nicht wenige Texte aus Kölner Handschriften, namentlich denen des *Kartäuserklosters* entnahmen.

Der spätere Göttinger Polyhistor *Christoph August Heumann* kam 1705 auf seiner Reise nach Holland nach Köln. In der *Jesuitenbibliothek* wurde ihm u. a. der Foliant „Imago primi saeculi societatis Jesu a provincia Flandro-Belgica eiusdem societatis repraesentata", Antverpiae 1640 gezeigt. „Der Pater hat dabey referiret, es sey dieß Buch also rar, daß es gar nicht mehr zu haben, und hätten die Holländer imaginem secundi saeculi societatis Jesu herausgegeben". Auch sah er daselbst eine Pergamenthandschrift der Chronik des Martinus Polonus. „Hierinn hatte einer anno 1668 vorne hinein geschrieben, daß dieser Codex capable wäre, die fabulatores de Joanna Papissa einzutreiben, indem er ante 300 circiter annos geschrieben wäre". „Heumann glaubet, daß dieser Codex wohl so alt seyn möge . . . Es habe aber kein Wort de Joanna Papissa darinn gestanden. Sonst ist dieser Codex so eingerichtet gewesen, daß jederzeit auf einer Seite vitae Pontificum, auf der andern ex opposito vitae Imperaturum beschrieben worden".[1])

Der schon genannte *Uffenbach* hörte bei seinem Besuche im April 1711, als er nach Bibliotheken fragte, zu seiner größten Verwunderung, „daß in dieser so berühmten und großen Stadt nichts rechtes von dergleichen anzutreffen. Die *Jesuiten, Augustiner* und *Kartäuser* sollten das beste haben, sonderlich die leßten von Manuskripten".[2])

„Den 16. April morgens besahe ich das *Jesuiten-Kollegium* und ihre Bibliothek. Jenes ist sehr groß und schön, auch die Kapellen größer und schöner, als die sie zu Düsseldorf haben. Die Bibliothek aber ist mittelmäßig, auch wie der Pater, so mir selbige zeigte, versicherte, gar keine Manuskripte darinnen. . . . Die Bücher stehen sonst in

[1]) Reisen 1, CLVII ff.
[2]) Hamburg Cod. theol. 1061 Fol.
[3]) Theol. 5.
[4]) Theol. 6.
[5]) Scrin. 1c.
[6]) Theol. 1047 Fol.
[7]) Im Stadtarchiv.
[8]) Die Reparatur der Kirche kostete 1200, ein Baldachin über 669, eine kostbare Chorkappe 112 Taler.
[9]) Reisen 1, CLX.

[1]) G. A. *Cassius,* Ausführliche Lebensbeschreibung Heumanns, Kassel 1768, S. 39 f.
[2]) A. a. O. S. 747 ff.

dieser Bibliothek gar zierlich, und die Repositorien sind alle mit Leisten und Schnißwerk, obwohl gar schlecht versehen.

Nachmittags ging ich zu den *Cartheusern*, das schöne Kloster hatte ich schon Anno 1705 gesehen, aber die Bibliothek noch nicht. Diese ist in zweien mittelmäßigen Zimmern, in deren leßtern ein ganzes Repositorium und darauf ungefähr vierhundert Volumina Manuscripta. Allein es waren, wie der Pater, so mich herum führte, selbst sagte, lauter Theologica und Scholastica. Zum wenigsten war alles, was ich untenher sehen konnte, dergleichen. Ich fand gar viele Volumina von Alberti M. operibus, davon der gute Pater versichern wollte, daß er sie eigenhändig geschrieben, allein sie sahen viel jünger aus an Schrift.[1]) Die guten Leute haben gar keine Wissenschaft von Büchern. Wie er mir dann auch ein Catholicon oder Etymologicon[2]) zeigte und vorgab, es hätte es ein Mönch dieses Klosters geschrieben und machte groß Wesen davon. Ich ließe ihn eine Weile reden, hernach schlug ich das Wort Janua auf und zeigte ihm, daß der Autor Jo. Januensis de Balbis seie. Ich fand auch acht Volumina in fol. Manuscr., jedes handdick, von Joh. ab Indagine, Priore Carthaus. Erfordiens. in totam s. scripturam.[3]) Der Pater versicherte, daß diese noch nie gedruckt, auch sonst nicht bekannt seien. Ich hätte gerne im Catalogo nachgesehen, ob nicht sonst etwa Historisches oder Gutes unter den Manuskripten seie, allein es war kein besonderer Catalogus da, sondern die Manuscripta standen unter die gedruckten gemischt, da ich nichts finden konnte . . ."

„Den 17. April . . . Nachmittags war ich erstlich bey den *Augustinern*, da mich ein gar höflicher Pater erstlich in einen sehr großen und schönen Saal, so bei hundert und fünfzig Schuh lang und bei dreißig breit war, führete. Es hatte dieser Saal unerachtet seiner Größe dennoch keinen Pfeiler. Oben am Ende dieses Saals linker Hand ist die Bibliothek, in einem auch ziemlich großen, hellen und schönen Saal. Die Bibliothek ist ganz wohl eingerichtet und zahlreich. Als ich aber nach Manuscripten fragte, wußte der gute Pater kaum, was ich wollte. Endlich sagte er, es fiele ihm bei, daß eine geschriebene Bibel vorhanden, die er auch suchte, aber nicht finden konnte.[1]) Er entschuldigte sich damit, daß der Saal repariert, und die Bücher kürzlich verändert worden. Es sollte auch anjeßo ein neuer Catalogus gemacht werden. Von den übrigen Büchern überhaupt zu sagen, so machen, wie leicht zu denken, die Theologischen und Scholastischen den meisten Theil aus. Doch bemerkte ich hin und wieder einige der besten Editionen von den Patribus, auch andere gute Werke. So ist auch ein ansehnlicher Vorrat, sonderlich vor ein Kloster, von Juristischen Büchern, welche aber ein Syndikus der Stadt hierher vermacht".[2])

Bei den *Minoriten* erkundigte sich Uffenbach nur nach dem Grabe des Duns Scotus, und mit den anderen Klöstern hielt er sich nicht auf, weil er sie schon 1705 gesehen hatte.

1718 besuchten die beiden Mauriner *Edmond Martène* und *Ursin Durand* auf ihrer literarischen Forschungsreise, die der Aufsuchung historischer Denkmäler für die Sammlung der Geschichtsschreiber Frankreichs dienen sollte, auch Köln.

Von Altenberg kamen sie zunächst[3]) nach Deuß, wo aber nur ein guter Evangelientext und das Leben des hl. Heribert[4]) ihre Aufmerksamkeit erregten.

Von den vier Kölner Klöstern ihres Ordens (zwei Männer- und Frauenklöstern) besuchten sie zunächst das bedeutendste, *St. Pantaleon.* Aber auch hier war die Ausbeute sehr gering. „Die Abtei hatte früher zahlreiche Handschriften, aber die Mönche, die ihren Wert nicht kannten, haben sie für sehr wenig verkauft. Es sind nur übrig eine sehr schöne Bibel, die Kirchengeschichte von Petrus Comestor und Johannes Belet (Beleth)".[5])

Groß St. Martin besaß in der Bibliothek einige Handschriften, aber da man am Bauen war, so war die Bibliothek ganz in Unordnung, und die Bücher lagen durcheinander eins auf dem andern, sodaß die gelehrten Reisenden nichts sehen konnten.

In dem Augustinerchorherrenstift *Corporis Christi* befand sich eine sehr schöne Bibel in fünf Foliobänden, die von Martène und Durand für um so schäßenswerter erklärt wird, als sie ganz von der

[1]) In der Tat gehörten sie dem 15. Jahrhundert an; vgl. Beilage IV.

[2]) Jeßt Paris Lat. 9342, 15. Jh.

[3]) O 89—96.

[1]) Vielleicht Paris Maz. 1339; vgl. Beilage IV.

[2]) Über diese Schenkung habe ich nichts ermitteln können.

[3]) Nach ihrem Reisebericht: Voyage littéraire de deux religieux Bénédictins de la congrégation de S. Maur, Paris 1724, S. 263 ff.

[4]) Diese Handschrift ist verschollen (SS. 4, 741). Deuß ist von Nassau säkularisiert worden.

[5]) Joh. Beleth, Rationale divinorum officiorum.

Hand des hl. Thomas von Kempen geschrieben war.[1] Am Ende des fünften Bandes stand nämlich zu lesen: Completum est hoc volumen novi testamenti anno Domini MCCCCXXVII. in vigilia pentecostes per manus fratris Thomae de Kempis ad laudem dei.

Gerühmt wurde den Reisenden auch die Bibliothek der *Sioniter*, aber sie fanden dort nur einige neuere und wenig bedeutende Handschriften, wenn auch die Bibliothek „im übrigen für das Land nicht schlecht" war.

Die beste Kölner Bibliothek aber war die der *Kartäuser*. Sie besaß auch eine sehr große Anzahl Handschriften, aber der größte Teil war jung und enthielt nur Werke der Frömmigkeit. Die hauptsächlichsten waren die Heiligenleben, die Lorenz Surius benutzt hatte, die Originalakten des Baseler Konzils,[2] die Akten des Konzils von Chalcedon,[3] die Briefe des Kartäusers Johann Kalkar[4] und mehrere andere Werke von Mönchen des Hauses, das an großen Männern reich war. Am Ende eines Manuskripts des Buches des hl. Thomas „contra gentiles" las man die Worte: Istum librum dedit nobis Cartusiensibus in Colonia commorantibus dominus Reynerus de Pomerio, miles devotus, sponte reclusus apud s. Pantaleonem in Colonia, qui obiit anno domini MCCCLXXXI. in festo s. Remigii, prima scilicet die mensis Octobris, cuius anima requiescat in pace.[5]

Von der *Dombibliothek* sagen Martène und Durand merkwürdigerweise nichts. Mit der Bemerkung, daß sie nur die Kirchen besuchten, wo sie einige Handschriften zu finden hofften, kann sie doch nicht betroffen sein.

Am ersten Adventssonntage (27. November) setzten sie ihre Reise nach Brauweiler fort.

1724 fand der bekannte Geschichtsforscher *Johann Georg v. Eckhart*, der damals in Köln zur katholischen Kirche übertrat, in der *Dombibliothek* unter anderem in einer jetzt verlorenen Konzilienhandschrift die „Annales Colonienses brevissimi" des 9. Jahrhunderts und druckte sie in seinen

[1] Jetzt in Darmstadt.

[2] Jetzt Berlin Theol. Fol. 439.

[3] Acta concilii Chalcedonensis, 16. Jahrh., 1910 aus dem Nachlaß von Phillipps versteigert (No. 172).

[4] Vielmehr Heinrich Egher von Kalkar † 1408. Vgl. über ihn *Hartzheim*, Bibliotheca Coloniensis und *Petreius*, Bibliotheca Cartusiana, Coloniae 1609, S. 13 ff.

[5] Stadtarchiv W 253 ant. Die erste Zeile dieser Notiz mit dem eigentlichen Besitzvermerk (bis de) ist auffälliger Weise wegradiert.

„Commentarii de rebus Franciae orientalis" (Würzburg 1729) ab.[1] In seiner Vorrede zu den Collectanea etymologica von Leibniz (Hannover 1727) erwähnt Eckhart die Handschrift der Sermones in psalmos et homiliae in quadragesimalia evangelia von Cäsarius von Heisterbach, die sich damals in *Groß St. Martin* befand.[2]

Der Kölner Jesuit *Joseph v. Hartzheim* verwandte für seine Kölner Literaturgeschichte, die „Bibliotheca Coloniensis" (Köln 1747), massenhaftes handschriftliches Material aus den Kölner Bibliotheken. 1752 veröffentlichte er seinen freilich in manchen Punkten mangelhaften historisch-kritischen Katalog der *Dombibliothek*.[3] Daß er zugleich das Domkapitel bewog, die Handschriften neu binden zu lassen, wird ihm schon von den Zeitgenossen mit Recht zum schweren Vorwurf gemacht.[4] Für die Akten der deutschen Konzilien, die „Concilia Germaniae" (Köln 1759—1761), konnte er noch Handschriften benutzen, die heute verloren sind. Im ersten Bande[5] druckte er die Handschriften 115, 116 und 117 der Dombibliothek (Canonum collectio Dionysio-Hadrianea, 9. Jahrh.) ab.

Im September 1762 kam der vatikanische Archivbeamte, spätere Kardinal *Giuseppe Garampi* mit seinem Sekretär Callisto Marini auf seiner Bibliothekskreise auch nach Köln. In der Reisebeschreibung, die weniger Garampis selbst als Marinis Werk ist,[6] heben sie vor allem die reichhaltige und an bemerkenswerten Stücken reiche *Jesuitenbibliothek* hervor und erwähnen die hebräische Bibel von 1286[7] und ein Evangeliar der Bremer Kirche des 11. oder 12. Jahrhunderts mit Malereien.[8]

Mancherlei Handschriften fanden sie bei dem Zeitungsschreiber *Jacqmotte* (Giacomotti),[9] einem Liebhaber von Raritäten aller Art. Die Kodizes

[1] Bd. 2, S. 917 f.

[2] Jetzt im Stadtarchiv GB. fol. 4. 15. Jh.

[3] Catalogus historicus criticus codicum mss. bibliothecae ecclesiae metropolitanae Coloniensis, Coloniae 1752.

[4] Vgl. weiterhin.

[5] S. 131 ff.

[6] Viaggio in Germania, Baviera, Svizzera, Ollanda Francia compiuto negli anni 1761—1763 hrsg. von Gregorio Palmieri, Roma 1889, S. 177 ff.

[7] Jetzt in Paris; vgl. unten.

[8] Jetzt Brüssel 461 (9428) 11. Jh.

[9] Anton Kaspar Jacqmotte de Roderique war der Neffe (Schwestersohn) und Nachfolger des Herausgebers der „Gazette de Cologne", Ignaz Roderique. Nach dem Epitaph in der Auferstehungskapelle in Malmedy starb er am 7. Januar 1764, erst 38 Jahre alt, seine Frau Maria Theresia v. Laid im September 1766. Sie wurden bei

stammten, „soweit sie ersehen konnten," aus Groß *St. Martin*, dessen „Mönche die Verwegenheit gehabt hatten, alle ihre Manuskripte für einen Spottpreis zu verkaufen".[1])

Es werden dann vier Kodizes genannt und näher beschrieben. Die zwei ersten haben aber mit St. Martin nichts zu tun. Es sind vielmehr die beiden berühmten Kanonessammlungen der *Dombibliothek* (No. 212 und 213) aus dem siebten Jahrhundert, die bereits Roderique, Jacqmottes Onkel, aus der Dombibliothek entliehen hatte. Sie werden von Marini näher besprochen. Wir erfahren später von Hillesheim,[2]) daß Jacqmottes Witwe[3]) diese beiden unvergleichlichen Handschriften für 30 Dukaten in Gold an Garampi verkaufte. Sie sollten schon eingepackt werden, als Hillesheim davon erfuhr und das Domkapitel sein Eigentum reklamierte.

Aber auch die dritte Handschrift, die Chronik bis 1175 hat mit St. Martin nichts zu tun: es ist die erste Rezension der Annales Colonienses maximi, Cod. Ashburnham 1586.[4]) Diese Handschrift war im 15. Jahrhundert im Besitze des Pfarrers Hermann in Ensdorf an der Saar,[5]) später gehörte sie der Bibliothek des Klosters Steinfeld[6]) an.

Die Herkunft und der Verbleib der vierten Handschrift, des Cosmidromius von Gobelinus Person, läßt sich nicht feststellen.[7])

Von der *Dombibliothek* wird gesagt, daß sie an sehr alten Handschriften reich war. Hartzheims Katalog aber wird als wenig exakt und präzis getadelt, die Ordnung als äußerst konfus bezeichnet. Erwähnt werden zwei Handschriften: die Abschrift des Psalteriums Salomos III. von Konstanz aus dem 11. oder 12. Jahrhundert (No. 8) und der Liber sacramentorum aus dem 9. Jahrhundert (No. 137).

St. Clara in Köln begraben. 1756 hatte er nach dem Ratsprotokollbuch und dem Qualifikationsbuche das Bürgerrecht in Köln erworben. Roderiques Eltern hatten ihn adoptiert. Schon seit 1750 hatte er Roderiques politischen Briefwechsel geführt und die Zeitung abgefaßt. Frdl. Mitteilungen von Herrn Studienrat Kemp.

[1]) Vgl. schon oben 1921 S. 37. Die Nachricht bleibt glaubwürdig trotz der Feststellung, daß die drei im folgenden genannten Handschriften nicht aus St. Martin stammen.

[2]) Weiter unten.

[3]) Also zwischen 1764 und 1766; vgl. oben.

[4]) Vgl. SS. 17, 724.

[5]) Nicht in der Oberpfalz, wie SS. 17, 724 angegeben wird.

[6]) In der Eifel, nicht im Unterelsaß, wie SS. 17, 724 angegeben ist.

[7]) In der Ausgabe von *M. Jansen* 1900 (Veröffentlichungen der Hist. Komm. für Westfalen) ist sie nicht erwähnt.

Vom 2. bis 14. August 1774 weilte der berühmte schwedische Reisende *Jakob Jonas Björnstahl* († 1779) in Köln.[1])

Am 5. August besichtigte er die Bibliothek der *Exjesuiten*. Seine Aufmerksamkeit richtete sich auf die hebräische Bibel „im Manuskripte, die aus drei Folianten bestand und auf Pergament geschrieben war".[2]) Jede Seite war in drei Kolumnen geteilt. Am Schlusse des ersten Bandes stand die Jahrzahl 5046 nach Erschaffung der Welt (1286 nach Christi Geburt). Ferner erwähnt er die seltene Schrift des Jesuiten Sauvage: Reponse au livre intitulé „Extraits des assertions dangereuses et pernicieuses én tout genre, que les soi-disans Jesuites ont dans tous les tems et perseveramment soutenues et enseignées dans leurs livres", 3 Bände, Paris 1762.

Bei den *Minoriten* sah Björnstahl in der „meistenteils aus alten Büchern bestehenden Bibliothek" den Inkunabeldruck der Werke des Duns Scotus (Nürnberg, Koberger 1481).[3])

Bei den *Dominikanern* besah er „zwei, wie man sagt, von Albertus Magnus geschriebene Manuscripte auf sehr feinem seidnen Zeuge oder dem feinsten Kalbpergamene; das eine ist in Quart mit dem Titel de animalibus,[4]) das andere in Folio.[5]) Sie sind eben nicht die leichtsten zu lesen. Es ist gleichwohl ungewiß, ob sie von Albertus eigner Hand sind, ob es gleich klar ist, daß eine und dieselbe Person beide geschrieben hat; vielleicht hat sein Sekretär die Feder geführt".

Aus der Bibliothek der *Sioniter* erwähnt er das „Monasticum Anglicanum",[6]) drei Foliobände, aber von verschiedenen Ausgaben; der erste gehörte zur zweiten Auflage, London 1682, der zweite war

[1]) Nachrichten von seinen ausländischen Reisen übers. von Groskurd Bd. 5, Leipzig und Rostock 1782, S. 330 ff.

[2]) Diese Bibel ist 1794 von den Franzosen nach Paris entführt worden. Vgl. den nächsten Abschnitt.

[3]) Hain 6435 in der Stadtbibliothek. Das Exemplar stammt aber aus der Kartause. Hain 6417 ebenfalls in der Stadtbibliothek, aber ohne erkennbare Provenienz.

[4]) Jetzt im Stadtarchiv W 8° 258a. Als Urschrift des Albertus erwiesen von *H. Stadler*, Vorbemerkungen zur neuen Ausgabe der Tiergeschichte des Albertus Magnus, Münchener Sitzungsberichte, Philos.-philol. u. hist. Klasse 1912, 1 und in seiner Ausgabe des Werkes Bd. 1, Münster 1916, S. VII ff.

[5]) Ebenda W 4° 259: Commentarius in Matthaeum von derselben Hand wie der vorgenannte. Vgl. Alberti Magni de vegetabilibus libri VII ed. Carolus Jessen, Berolini 1867, S. 672.

[6]) Von William Dugdale und Roger Dodsworth.

ebendaselbst 1661, der dritte in Savoyen 1673 gedruckt. „Dies Buch ist ungemein selten. Im Jahr 1717 hat es über 100 Dukaten gekostet, und man hat vorn in demselben die Nachricht aufgezeichnet, daß die hiesigen Jesuiten für dies Exemplar 100 Pistolen oder 750 Gulden geboten haben.[1]) Die Seltenheit dieses Werks[2]) rührt daher, daß das Parlament es verboten und verbrennen lassen, weil es so viele Nachrichten in Beziehung auf die Gerechtsame und Güter der Mönche in England enthält".[3])

In der Bibliothek der *Kartäuser* wurde eine „sehr kostbare Originalurkunde, nämlich decreta sacri concilii Basileensis[4]) auf Pergamen verwahrt". „Überdem findet sich hier ein reicher Vorrat zur Theologie und Kirchengeschichte gehöriger Manuscripte. Jacob Jünterbuck, ein Kartäusermönch, ist ein fleißiger Abschreiber[5]) gewesen: von seiner Feder sind hier viele Bände in Handschrift; unter andern hat er Karl des Vierten goldene Bulle vom Jahr 1356 abgeschrieben; alle seine Manuscripte scheinen aus dem vierzehnten[6]) Jahrhundert zu sein".

Die „gelehrten Klosterbesuche" wurden nun bei den Benediktinern (von *Groß St. Martin*) fortgesetzt. In deren Bibliothek waren „viele Bücher aus den ersten Zeiten der Druckerei". „Unter andern sahen

[1]) In dem Kataloge der Sioniterbibliothek (vgl. oben 1921 S. 43) ist das Werk unter M, Lin. IV verzeichnet und hinzugefügt: Est opus admodum rarum et carum, ut patet ex inserta annotatiuncula R. P. Michaelis von der Ketten.

[2]) Ein Exemplar London 1655—1683 steht in dem Kataloge von J. & J. Leigthon, Catalogue of early-printed and other interesting books Part 3 (um 1903) No. 1662 mit 25 £ verzeichnet. Ein Exemplar wurde 1812 auf der Roxburgheauktion für 67 £ 4 s verkauft. — Ein Neudruck erschien London 1817—1830, von dem eine „Large paper copy" in demselben Kataloge von Leighton Part 15, No. 8308 für 35 £ verzeichnet ist.

[3]) Das Exemplar kam in der Franzosenzeit in den Besitz des Pastors Peter Anth von St. Maria im Kapitol, wurde später Eigentum des Kaufmanns Jakob Lyversberg und mit dessen Bibliothek bei J. M. Heberle versteigert (8. Lagerverzeichnis von Heberle 1836, No. 466). Notiz von Pape.

[4]) Vgl. oben S. 108 Anm. 5.

[5]) Das ist ein Irrtum. Jacob von Jüterbogk lebte nicht in Köln, sondern in Erfurt. Die Kölner Handschriften von ihm sind also offenbar nicht *Abschriften*, sondern seine *Werke* gewesen (zwei Bände davon jetzt in Berlin; vgl. Beilage IV). Vgl. über ihn *Petreius*, Bibliotheca Cartusiana, Coloniae 1609, S. 151 ff. und Kirchliches Handlexikon hrsg. von *Buchberger*, Bd. 2, Sp. 16, wo die neuere Literatur verzeichnet ist.

[6]) Vielmehr 15.

wir Conradus Pellicanus de modo legendi et intelligendi Hebraea, Basileae MD III in Quart.[1]) Dies ist ein seltnes Buch und eine von den ältesten gedruckten hebräischen Sprachlehren; das Hebräische darin scheint mit schecht gearbeiteten hölzernen Lettern gedruckt zu sein; am Schlusse ist ein hebräisch-lateinisch-griechisches Wörterbuch beigefügt. Man trifft hier auch einige Handschriften der Bibel und Kirchenväter an usw., wie auch Historia Josephi translata de Arabico in Latinum per fratrem Alphonsum Boni-hominis Hispanum de Ordine Praedicatorum, anno 1337,[2]) ein Manuscript in Quart. Zu den damaligen Zeiten studierten die Mönche das Arabische fleißiger, als jetzt geschieht".

Den Bestand der *Dombibliothek*, die im Dome selbst untergebracht war, gibt Björnstahl nach dem Hartzheimschen Verzeichnis auf 208 Handschriften an, erklärt aber diesen Katalog selbst nur für eine „magre und obendrein schlecht geratne Liste". „Fast alle (!) diese Manuscripte sind der Domkirche von Karl dem Großen vermacht worden, mithin von vorzüglichem Werte. Andrer nicht zu gedenken, kommt hier vor: Codex canonum primitivae ecclesiae ex versione Dionysii Exigui in Folio[3]) mit der hineingezeichneten Anmerkung: Ex Bibliotheca Caroli Magni venit ad Ecclesiam Metropolitanam Coloniensem; Erzbischof Hildebald, der 819 gestorben, hat seinen Namen hineingeschrieben; der Codex selbt ist aber noch älter und mit Frakturschrift[4]) geschrieben; am Ende ist ein Verzeichnis der Namen und Regierungsjahre der Päpste angeschlossen, die mit dem Apostel Petrus anhebt und bis auf Agapetus fortgeht, dessen Lebensjahr 533 beigesetzt ist, welche Jahrzahl also auch vermutlich das Alter dieser Handschrift[5]) anzeigt; eine andere Hand hat die nächstfolgenden sieben Päpste unter denen Gregor der Große der letzte ist, hinzugesetzt: dieser Katalog ist niemals gedruckt erschienen.[6])

[1]) Das Exemplar der Stadtbibliothek (GB 2a 67a) läßt die Provenienz nicht mehr erkennen.

[2]) Im Stadtarchiv Köln eine Handschrift des 15. Jahrh. (1469), die vielleicht gemeint ist: Historia Joseph translata de Arabico in Latinum per fr. Alphonsum Bonihominis Hispanum de ordine Praedicatorum, in qua translatione illa propter brevitatem illa [!] omisit scribere, quae totaliter cum nostra Latina historia concordabant, principaliter ad illa intendens, quae communiter in nostrls codicibus non habentur. Hanc scripsit a. d. 1331. [!] existens in carcere Soldani Babilonia in Egipto.

[3]) Jaffé-Wattenbach, No. 212.

[4]) Unziale!

[5]) Sie gehört dem 7. Jahrhundert an.

[6]) Jetzt bei Jaffé-Wattenbach, S. 175 f.

Ein anderes hier befindliches Manuskript[1]) enthält eben diese Kanonen; bei diesem hat der Abschreiber sich am Schlusse genannt: Sigebertus scripsit; es ist merkwürdig, daß auf jeder Seite zweierlei Art Schrift, die römische[2]) und merowingische,[3]) vorkommt: die letzten Zeilen jedweder Seite sind mit merowingischen Buchstaben geschrieben, und der gute Siegbert hat wahrscheinlich zeigen wollen, daß er ein geschickter Schönschreiber und in beiden Gattungen von Schriftzügen gleich geübt war. Ferner hat man hier ein mit Initialbuchstaben[4]) geschriebenes Manuskript in Quart von Censorinus de die natali; der Titel lautet: Incipit Consulti Ars Rhetorica; dieser Codex[5]) ist wenigstens aus dem siebenten Jahrhunderte, und man würde wichtige Varianten daraus sammeln können: Herr von Hillesheim hat ihn mit den gedruckten Ausgaben verglichen, allein seine desfalsigen Anmerkungen sind ihm abhanden gekommen. Noch sah ich eine große, schön geschriebene Bibel, ein Manuskript in Folio: die Stelle von den drei Zeugen im Himmel, worüber so viel gestritten worden, steht nicht darin; man kann also aus diesem Codex beweisen, daß man sie zu Karl des Großen[6]) Zeiten in der Bibel noch nicht gelesen hat. Unter diesem schätzenswürdigen Vorrate von Handschriften ist vieles, das untersucht und hervorgezogen zu werden verdient: die Zeit erlaubte mir indessen nicht, diese Arbeit vorzunehmen. Man muß hoffen, Herr von Hillesheim werde mit der Zeit ein zuverlässiges und brauchbares Verzeichnis dieses Schatzes der Welt mitteilen; er hat hier ein weitläufiges Feld, worauf er seine Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit zeigen kann".

Von der Bibliothek von *St. Pantaleon* bemerkt Björnstahl nur, daß sie verschiedene merkwürdige Handschriften enthalte.

1785 kam der bekannte Bücherfreund *Friedrich Wilhelm Gercken*, nachdem er bereits Süddeutschland bereist hatte, auch nach Köln.[7])

[1]) No. 213.

[2]) Halbunziale.

[3]) „in unaquaque pagina versus bini vel terni extremi alio literarum genere, angustiori scilicet et magis acuminato exarati sunt ideo, ut paginae exemplaris quod describebatur, pagina ad amussim responderet".

[4]) Unzialen!

[5]) No. 166, die Grundlage des Censorinustextes.

[6]) Gemeint ist No. 1, aus dem 9. Jahrhundert.

[7]) Reisen durch Schwaben, Baiern, die angrenzende Schweiz, Franken, die Rheinischen Provinzen und an der Mosel etc. in den Jahren 1779—1785, Th. 3., Stendal 1786, S. 304 ff.

Unter den Bibliotheken gibt er, was Handschriften betrifft, der *Dombibliothek* unstreitig den Vorzug. „Sie ist im Dom selbst ziemlich hoch in einem Gewölbe aufbewahret, wohin in der Mauer eine dunkle etwas beschwerliche Treppe führt. Man wird aber entschädiget, sobald man nur die uralten prächtigen Codices in etwas gesehen hat". Gercken schickt dann zunächst einige Notizen zur Geschichte der Bibliothek voraus. Mit dem Kataloge Hartzheims ist er wenig zufrieden. „Man findet zwar darin hin und wieder einige gute Anmerkungen; daß er aber weit besser und nutzbarer hätte können eingerichtet werden, wird jeder Kenner, so ihn lieset, urteilen. Wenigstens hätte er sollen die Codices *chronologisch* rezensieren, nämlich die aus jedem Jahrhunderte, mit dem 8. Jahrhunderte anzufangen (weil ich keine ältern gesehen), zusammen in einer Ordnung; er konnte sie zuletzt bloß nach den Nummern, jedoch nach Wissenschaften abteilen. Auf solche Art hätte man alles besser übersehen, und zugleich auch wissen können, wieviel Codices aus einem jeden Jahrhunderte vorhanden sind. Überdem wäre es sehr leicht gewesen, etwas aufzufinden, zumal wenn ein fremder Gelehrter die Bibliothek zu sehen Erlaubnis hatte, anstatt man jetzo alles durchsuchen muß, und vieles doch nicht findet, wie es uns mit dem Censorinus[1]) gegangen ist. Aber was noch das schlimmste an diesem Katalog ist, besteht darin, daß der gute P. Hartzheim nicht Kenner der alten Schriftarten war, mithin hat er verschiedene Kodizes weit älter angegeben, wie sie wirklich sind, und andere hergegen jünger gemacht, wovon ich nur ein paar Proben bei den Codicibus, die ich genau besehen habe, angeben will. Hiernächst hat er auch meiner Einsicht nach darin sehr gefehlet, daß er gesamte alte Handschriften neu in Pergament binden lassen und sie ihres alten äußerlichen Ansehns beraubt, wodurch sie nicht allein etwas von ihrer alten ehrwürdigen Schönheit verloren,[2]) sondern auch die auf den alten hölzernen Deckeln aufgeklebten Fragmente von alten Codicibus, auch zuweilen selbst alte Originalurkunden sind verloren gegangen.[3]) Auch hierdurch hat der Jesuit sich bloß gegeben, daß er wirklich kein großer diplomatischer Kenner sei,

[1]) No. 166.

[2]) Auch ungemein wichtiges Material zur Geschichte des mittelalterlichen Bucheinbandes ist uns damit verloren gegangen.

[3]) Sogar Textverluste an den Handschriften selbst scheinen so verschuldet zu sein.

ohngeachtet er sonst ein großer Gelehrter und verdienter Mann war, sonst würde er den unreifen Einfall nicht gehabt haben".[1])

Gercken verzeichnet dann mit kritischen Bemerkungen gegen Hartzheim und Björnstahl vierzehn alte Handschriften, die er wirklich gesehen hat, und fährt fort: „Im übrigen sind hier eine große Anzahl Kodizes von den Kirchenvätern, z. B. von des H. Hieronymi 21 Kodizes, wovon der größte Teil aus dem 10. und 11. Jahrhunderte ist. Die mehresten sind gut erhalten. Viele Kodizes von dem H. Augustinus, Gregorius, Isidorus; auch vom Beda, Alcuinus, Rhabanus Maurus findet man hier schöne Kodizes und von dem letztern auch Libri III de institutione clericorum. Die Hauptforce der Bibliothek besteht aus Codicibus saec. X. und XI." Schließlich notiert er aus Hartzheims Kataloge noch sieben historische und kirchenhistorische Handschriften, die er nicht gesehen hat.

An zweiter Stelle bespricht Gercken die Bibliothek von *St. Pantaleon*. „Die uralte Abtei, Benediktinerordens, hat einen sehr großen Umfang von Gebäuden, schöne Kreuzgänge und einen sehr großen Weingarten. Die Bibliothek ist nicht groß, sie enthält aber doch verschiedene wichtige und große Werke, und der damalige Herr Bibliothekar P. Flatten aus Cölln gebürtig, ein junger höflicher Mann, zeigte gute Kenntnisse und bedauerte nur die Gewohnheit in den Klöstern, daß der Bibliothekar alle drei Jahre abgeht und ein anderer an seine Stelle kommt, mithin, wenn er etwas Kenntnisse erlangt hat, so geht er ab. Wirklich eine schlechte Einrichtung, daher es auch rührt, daß man in den Klöstern so viel schlechte Bibliothekarien antrifft, die nichts zu finden wissen und in ihrer Bibliothek selbst fremd sind, wie ich verschiedene gefunden habe".

Von den Handschriften in *St. Pantaleon* notiert Gercken fünf Pergamentkodizes: ein Evangelienbuch des 10. Jahrhunderts „mit sauber gemalten und verguldeten Figuren",[2]) eine Passio s. Pantaleonis mit mehreren Beibänden und einer Vita s. Brunonis aus dem 11. Jahrhundert,[3]) Cassiodors Historia ecclesiastica tripartita aus dem 11. Jahrhundert, eine lateinische Bibel aus dem 11. Jahrhundert und Vitae sanctorum aus dem 12. Jahrhundert.[4])

[1]) Nach den Protokollen von 1752—1754 hatte das Domkapitel dem Buchbinder *Nacke* bedeutende Rechnungen zu bezahlen. *Frenken* a. a. O. S. 79.

[2]) Wohl Köln, Stadtarchiv W. 147 Fol. Vgl. *St. Beissel*, Geschichte der Evangelienbücher, Freiburg 1906, S. 278.

[3]) Wohl Düsseldorf, Staatsarchiv A 18, 12./13. Jahrh.

[4]) Vielleicht Brüssel 3134, 14. Jahrh.?

„Ich fragte nach dem Codice Chron. Godfridi monachi s. Panthaleonis, so bei dem Frehero Tom. I. S. R. G.[1]) abgedruckt ist und mit dem Jahr 1162 anfängt: alleine dieser war so wenig vorhanden wie[2]) das Chronicon Regium Colon. Monachor. S. Panthaleonis, wovon eine alte deutsche Übersetzung[3]) Eccard. in Corpor. Histor. Tom. I.[4]) geliefert hat, wenigstens waren beide dem Herrn Bibliothekar nicht bekannt, daß sie in ihrer Bibliothek existierten. Sie müßten denn etwa in dem abteilichen Archive verschlossen liegen".

Von den alten Drucken nennt er die venetiatianische Ausgabe der goldenen Bulle von 1477,[5]) eine lateinische Bibel von 1479[6]) und den Tractatus testamentorum von Angellus de Sambelionibus (!) de Aretio, Venedig 1486.[7])

Die *übrigen Klosterbibliotheken* zu sehen, ist Gercken durch „Zeit und Umstände" gehindert worden.

Die Zustände im Anfange der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, kurz vor der Besetzung durch die Franzosen, schildert der Domherr *Franz Karl Joseph v. Hillesheim* in seinen Vorlesungen über kölnische Geschichte, von denen sich mehrere Nachschriften im Stadtarchiv[8]) befinden.

Von der *Dombibliothek* sagt er, daß sie in ganz Deutschland und Italien berühmt sei und gibt einige Notizen über ihre Geschichte und ihre Kataloge. Hartzheim wird scharf getadelt. „Denn erstens hat er zwei, ja drei Codices manuscriptos nicht vor Augen gehabt. Zwei davon hat Domherr v. Hillesheim den Domkapitel erhalten. Diese waren in Händen des Ignatz Roderique,[9]) sie kamen zu

[1]) Rerum Germanicarum Scriptores, Bd. 1, S. 239 bis 303 nach der Leipziger Handschrift.

[2]) Godfridus und die Chronica regia sind dasselbe! Bei Eckhart ist der Anfang bis 1162, bei Freher die Fortsetzung bis 1237 abgedruckt.

[3]) Vielmehr den Text selbst.

[4]) S. 683—944 nach der Wolfenbütteler Handschrift Aug. 74, 3, die aus St. Pantaleon stammt.

[5]) Hain 4079. Ein Exemplar, dessen alte Provenienz nicht mehr festzustellen ist, in der Stadtbibliothek.

[6]) Wohl die Ausgabe Basel, Amerbach: Hain 3075.

[7]) Vielmehr Angelus de Gambelionibus, Hain 1618.

[8]) Chroniken und Darstellungen No. 133, 167, 168, sowie Sammlung Fahne 4/5. Ich lege hier hauptsächlich No. 167 zu Grunde.

[9]) Ignaz Roderique, Herzoglich Lothringischer Rat, gab seit 1734 die französische „Gazette de Cologne" heraus. Vgl. Annalen des hist. Ver. f. d. Niederrhein Bd. 36 (1881) S. 34 ff. Nach den Domkapitelsprotokollen entlieh er 1753 auch den oben S. 122 erwähnten Censorinus, der ihm aber wieder abgenommen wurde. Vgl. *Frenken*, S. 92.

dessen Erben, bis endlich die Wittib Jacquemont[1]) selbige an den Kardinal Garampi für 30 Dukaten in Gold verkaufte. Sie waren schon eingepackt, als Domherr v. Hillesheim davon benachrichtiget wurde. Dieser zeigte es dem Domkapitel an, welches diese Codices reklamierte.[2]) Einer davon enthält die Canones ecclesiae Gallicanae aus einer lateinischen Übersetzung, welche älter ist als jene des Dionysius, er enthält nicht nur dieses ex Graeco codice primaevo, sondern überdies noch verschiedene Concilia ecclesiae Gallicanae. Dieser Codex, in Quarto maiore oder Quadrato und mit unzialrömischen Buchstaben beschrieben, enthält also das wahre Kennzeichen jener Zeiten, da er geschrieben ward.[3]) Diesem ist noch beigefügt Catalogus ss. pontificum und deren Sucession bis zum 20. Jahre des 6. Saeculi und ist also älter als die Version des Dionysius Exiguus, der seine Version erst in der Hälfte des 6. Jahrhunderts herausgab. Der zweite ist ein Codex canonum ex versione Dionysii Exigui von sehr schöner und zierlicher Schreibart.[4]) Man sieht darin nebst der altrömischen Schrift auch noch sieben bis acht Linien mit merowingischen Buchstaben und ist gewiß aus dem 7. Saeculo. Der dritte Codex war ein Manuskript Historia Francorum, selbiges war aber in Privathänden und ist jeßt noch nicht im Dom.[5])

Zweitens. Harßheim riet dem Domkapitel, sie möchten die Codices aufs neue binden lassen. Dadurch aber litte die Bibliothek einen großen Schaden, nämlich die alte Einbände, welche außer verschiedenen hieroglyphischen Figuren besondere Merkwürdigkeiten enthielten, die in das literarische Fach einschlagen würden, wurden weggerissen. Man sah zu dem auf der Aversseite ein Blatt Pergament, vermutlich ein Diplom aus Unwissenheit der Buchbinder angeklebt, welche überdem, da ihnen die Codices aufs neue zu binden gegeben wurden, manches Diplom ausrissen und zum Einbinden gebrauchten.[6]) . . .

Harßheims Catalogus entspricht nicht seiner Erwartung; denn er gab sich nur Mühe, die Bücher der Länge und Breite nach abzumessen, welches lächerlich ist. Es ist zwarn wahr, daß man bei den älteren Codices auf die Größe Achtung gibt. Dies gilt aber nicht bei denen des mittleren Alters; denn es war eine Phantasie der Scribenten des mittleren Zeitalters, bald in dieser, bald in jener Form zu schreiben. Zweitens hätte man von ihm erwartet, er würde die Codices aufs genaueste recensieren und mit literarischen Noten bestärken. Er hält oft sich aber auf nur darin, das Alter des Codex zu bestimmen, worin er aber auch oft irret. Er hätte ferner in seinen Noten den Inhalt und die Varianten dieser Bücher anzeigen müssen. Er hält sich aber oft in Adiaphoris auf, z. B. da er vorbringt das Werk de hierarchia ecclesiastica, macht er viel Wesens, ob dieses ein Werk des Dionysius Areopagitae seie. Auch hat man in dieser Bibliothek ein gewisses Werk sub titulo Collatio seu comparatio Ciceronis et Platonis de republica.[1]) Allen Gelehrten ist bekannt, daß Ciceronis Bücher de republica sind verloren gegangen. Es müssen also notwendiger Weise in diesem Werke noch Fragmenta vorhanden sein; denn ohne diese hätte man keine Comparation anstellen können. Dieses Manuskript hat man bisher noch nicht finden können, und es ist zu fürchten, daß es nicht mehr vorhanden seie.[2]) Ferner sind daselbst noch einige Manuscripta inedita, welche Miscellanea enthalten und wohl verdienten, der gelehrten Welt vorgelegt zu werden . . .

Die Schicksale dieser Bibliothek kann man ersehen aus der Collation des Harßheims und Gelenius und ferner dem Heinsii und Graevii hier einschlagenden Briefwechsel . . . Diese beiden durchreisten alle Örter, wo berühmte Bibliotheken waren. Sie schrieben sich einander Briefe, was sie Literarisches gefunden. Von diesen Briefen kommen verschiedene vor in Sylloge Petri Furmann [!][3]), wo auch Meldung geschieht de Quintiliano codice manuscripto. Dieses Werk aber hat Harßheim in der Bibliothek nicht gesehen. Auch Roderigue und Eckart tuen keine Meldung davon; es ist also zu fürchten, daß es nicht mehr vorhanden. Heinsius und Graevius, welche überall die Manuskripte zusammenrafften, welche sie nur auftreiben konnten, wollten auch in die Dombibliothek gelassen sein, dies wurde ihnen

[1]) Vgl. oben S. 119.

[2]) Vgl. oben S. 120.

[3]) No. 212 aus dem 7. Jahrh.

[4]) No. 213 aus dem 8. oder 7. Jahrh.

[5]) Gemeint ist No. 215 (Breviarium Franconicum).

[6]) Die Handschriften 212, 213, 215 sind dem Schicksale des neuen Einbindens entgangen.

[1]) Irrtum Harßheims. Vgl. Jaffé-Wattenbach unter No. 186. In dieser Handschrift heißt es Bl. 75: Commentarius incipit: „Inter Platonis et Ciceronis libros, quos de republica utrumque constituisse constat.“ Daraus machte Harßheim die Inhaltsangabe: Collatio inter libros Platonis et Ciceronis de Republica.

[2]) Es ist also noch vorhanden.

[3]) Burmann. Vgl. oben S. 114.

aber verweigert. Heinsius schrieb deswegen an den Graevius, er hätte einen Bruder[1]) in holländischen Diensten, dieser würde ihn zur Zeit wegen dieser Verweigerung an dem Domkapitul rächen. Ob diese Drohung jemals in Erfüllung gebracht worden sei, weiß man nicht. Auch hat Eckart einen Catalogum Episcoporum Coloniensium im zweiten Tomo Franciae orientalis[2]) hinterlassen, der aber nicht mehr gefunden wird.

Ferner hat diese Bibliothek veteres codices der Bibel, aber alle ex versione latina, keine ex versione 70 interpretum quoad vetus und kein griechisches quoad N. T. Auch ist kein hebräischer Codex scripturae vorhanden.

Die Werke deren ss. Väter, so die Bibliothek besitzt, müßten mit den gedruckten zusammengehalten werden, um die Variantes daraus zu ziehen.

Libri liturgici: Hittorpius, Pamelius, Schultingius und Binius haben sich dieser Bücher mit sonderbarem Nutzen bedienet, jedoch ist noch eine große Ernte übrig.

An historischen Manuskripten ist die Bibliothek arm. Sie sind alle verflogen.

Von klassischen Manuskripten besitzt sie eines. Man hat es aber noch nicht gefunden. Dieses Manuskript ist die oben erwähnte Collatio Ciceronis et Platonis".[3])

Hillesheim geht dann zu den Bibliotheken der übrigen Stifter, der Pfarreien und der Klöster über. „Die Bibliotheken deren *Kollegiatstifter* haben sich noch erhalten bis im vorigen Jahrhundert. Sie bestanden meistenteils aus schönen Sammlungen sowohl von Manuskripten als gedruckten Büchern. Endlich nach dem Tode des Gelenius weiß nicht welcher Zerstörungsgeist auch in die Bibliotheken flog. Sie wurden veräußert. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatten schon einige Collegia ihre Bibliotheken vergoldet, denen die übrigen am Anfang dieses Jahrhunderts fleißig nachfolgten.

Die Bibliothek zu s. *Aposteln* hatte vormals eine kostbare Sammlung von Manuskripten und gedruckten Büchern auf einem Zimmer an der Orgel, sie sind aber alle verflogen.[4])

Die Bibliothek *B. M. V. ad gradus* erhielt sich noch bis aufs Jahr 1730, in welchem portugiesische Kaufleute ankamen und durch ihre Crusaten, eine

[1]) Vgl. oben S. 115. Unter „miles noster" ist schwerlich ein Bruder zu verstehen.

[2]) Gemeint sind die oben S. 119 erwähnten Annales Colonienses brevissimi.

[3]) Vgl. S. 124.

[4]) Vgl. oben S. 116.

Art Münz,[1]) die Bibliothek an sich brachten. Der Gelegenheit dazu war folgende. Ein gewisser sehr frommer Mann, Kanonikus dieses Kollegii,[2]) wolte die Kirche renovieren, wozu die Bibliothek die Kosten tragen mußte. Mit der Bibliothek zu Münstereifel ging es ebenso. Die Bücher, welche diese Portugiesen aus verschiedenen Stiften überkommen hatten, wurden in ein Schiff geladen. Dieses ging auf dem Meer zu Grunde, und mit ihm die Bücher.

Possierliche Geschichte einer dieser Bibliotheken: Ein gewisses Stift,[3]) dessen Bibliothek bis in die vierziger oder fünfziger Jahre dieses Saeculi ist erhalten worden, besaß auch viele schöne Manuskripte, unter anderen einen Codicem capitularium regum Francorum, der itzt in den Händen einer gewissen Familie ist. Zwar besaßen alle Kollegia einen Codicem capitularium, dieses Stift aber besaß einen überaus kostbaren. Weil dieses Stift den Schatz nicht kannte, so trug man denselben einem Buchbinder zum Verkauf an, der 100 Pistolen dafür bot. Da das Stift aber diese anzunehmen sich weigerte, bot er zum zweiten Mal nach zwei Jahren 80 und ebenso zum dritten Mal, sodaß er demnächst denselben[4]) für ohngefähr 70 Pistolen erhielte.

Das einzige, was sich noch aus diesem Brande gerettet, sind die Evangelienbücher und zwar auf

[1]) Cruzado, Crusado, ursprünglich portugiesische Goldmünze des 15. Jahrh., benannt nach dem Kreuz auf der Rückseite. Später wurde der Name auch den silbernen Großstücken (Talern) beigelegt. H. *Halke*, Handwörterbuch der Münzkunde, Berlin 1909, S.69.

[2]) In Fahne 4/5 steht am Rande: Rensing, Praeses Seminarii.

[3]) Gemeint ist nach No. 168 und Fahne 4/5 St. Severin!

[4]) Nach No. 168 und Fahne 4/5 bekam er die ganze „schöne und kostbare Bibliothek" dafür. Der Käufer heißt in derselben Handschrift Selius. Es wird also der weiter unten genannte Kanonikus von St. Kunibert gemeint sein. Von diesem sagt Hillesheim an anderer Stelle: „Albert Seil war Canonicus ad St. Cunibertum in diesem Jahre. Seine Stärke bestand in der literarischen Kenntnis und Geschichte, besonders der vaterländischen. Er schrieb den Codex diplomaticus mit eigner Hand. Man kann sich auf seine Abschriften verlassen, denn er war ein guter Kritiker und Diplomaticus, sein Codex enthält drey- bis sechshundert Diplomen, und zwar alle inedita und deswegen desto kostbarer. Zudem hat er den Mörckens (Conatus chronologicus ad catalogum episcoporum usw., 1745) durch und durch corrigirt und eine Menge ungedruckter Diplomen beygefügt." Seil starb am 22. Mai 1759 (*Hartzheim*, Bibliotheca Coloniensis mit Zusätzen von Forst im Stadtarchiv). Er hinterließ handschriftlich die genannten Ergänzungen zu Mörckens: Notae historico-criticae ad Moerckens, Conatus chronologicus (im Stadtarchiv, Chroniken und Darstellungen No. 174).

eine besondere Art. Die große Verehrung, die man diesen Büchern schuldig ist, und der Gebrauch, selbige in stationibus unter den Reliquien mit umzutragen, sind die einzige Errettung. Das Stift B. M. V. ad gradus besitzt deren drei, worunter eines von außerordentlicher Schönheit ist. Zwaren haben die anderen Stifter auch schöne Codices evangeliorum, aber kein schöneres kann man in Köllen aufweisen. Hieraus läßt sich leicht schließen, welchen großen Schaden der Köllnischen Staats- und Kirchenhistorie und der Liturgie durch diese Veräußerung erwachsen ist.

Die *Pfarreien* hatten ehemals auch ihre Bibliotheken. Die Überbleibsel sind noch in St. Apost. Bibliothek. Die Bibliothek von s. Lupus soll sich im Convent s. Agnetis auf der alten Maur befinden.[1] Die Bibliotheken deren übrigen Pfarreien sind verflogen.

Mannsklöster. Diesen haben wir sowohl in als außer der Stadt wo nicht alles, doch gewiß das meiste, was unsere Köllnische Geschichte, besonders mittleren Zeitalters betrifft, zu verdanken.

Die Bibliothek zu *s. Pantaleon* . . . muß reich an Manuskripten gewesen sein. Itzt sind sie alle fort. Denn die Congregatio Benedictinorum von Oberdeutschland und Gallien war in vorigen Zeiten etwas fleißiger. Die Congregatio Bursfeldensis hat also vermutlich die Manuskripte entlehnt und sind nie wiedergegeben.[2]

Die Abtei zu *s. Martin* hat zwar einige Manuskripte, die aber nicht zur Köllnischen Geschichte gehören, zudem sind sie auch nicht von besonderem Belang. Der itzige Herr Prälat,[3] der ein Kenner der Wissenschaften ist, gibt sich viele Mühe, diese Bibliothek zu bereichern.

Die Bibliothek der *Karthäuser* ist einmal verbrannt,[4] und deswegen sind ihre ersten Manuskripte nicht mehr vorhanden. Nachdem ist sie aber mit neuen Manuskripten und Büchern versehen worden. Sie zeigt viele Manuskripte auf, die uns große Dienste leisten können. Es sind solche vorhanden, deren sich Surius in vitis sanctorum bedienet hat, der aber die Manuskripte nicht dem Buchstaben nach abschrieb, sondern selbige in sein Latein übersetzte, wodurch sie viel an ihrem Werte verloren. Was also dem Surius abgeht, kann durch diese Manuskripte

[1] Der Verbleib ist unbekannt.

[2] Martène und Durand geben oben S. 118 einen anderen Grund an.

[3] Adam Rosell 1788—1794.

[4] Vgl. oben 1921 S. 37.

ersetzt werden. Sein Werk leistet uns dennoch gute Dienste, weil die Bollandisten ihr Werk unterbrochen haben. Auch sind noch einige Manuskripte vorfindlich, die auf die Köllnische Geschichte Einfluß haben. An gedruckten Büchern besitzt sie einige, die im ersten bis zweiten Jahre nach Erfindung der Druckerei zu Mainz durch Faust-Schöpfer und Guttenberg sind gedruckt worden.

An der *Kreuzbrüderbibliothek* sollen Fremde einen guten Schnitt gemacht haben; es sind noch Manuskripte, aber in Papier vorhanden; sie sind also auch nicht von so großem Werte als jene der älteren Zeiten.

Jene deren *Canonicorum Regularium Corporis Christi* ist nicht weit her. Sie hat zwar 2 ad 3 Manuskripte in Pergamenen aufzuweisen, wovon eines schier alle constitutiones canonicorum regularium diversarum congregationum enthält. Noch von einem Manuskript wird unten die Rede sein.[1]

Die *Predigerbibliothek* ist im vorigen Jahrhundert abgebrannt,[2] wodurch viele Originalmanuskripte des s. Thomas von Aquin, der sich hier im Kloster einige Zeit aufhielt, auch einige Manuskripte vom Albert dem Großen verloren gegangen, ferner noch einige Manuskripte von Hochstraten und anderen Ketzerinquisitoren, an deren Verlust uns aber nicht viel gelegen ist. Übrigens hat ihre Bibliothek nicht viel aufzuweisen.

Die Bibliothek deren beschuheten *Karmeliter* hat keine Manuskripte. Von gedruckten Büchern hat sie auch nichts Sonderbares aufzuweisen. Merkwürdig ist, daß man in ihrem Kerker des P. Daniel Papebrochii opus de exhibitione errorum Sebastiani a. s. Paulo[3] sieht. Es ist auch ein Werk allda von einem Mann dieses Ordens Everhardus Bilicus, der Theolog. facultatis doctor.[4] Selbiger[5]

[1] Es handelt sich um eine Handschrift von Gottfried von Hagens Reimchronik. „Man hat bisher geglaubt, daß dieses manuscriptum in pergameno und den Zeiten des von Hagen schier gleichzeitig, dasjenige wäre, das die Canonie corporis Christi vorzeigt. So viel ist aber gewiß, daß keines da vorfindlich sei. Man hat gesagt, es wäre vor einigen Jahren anderen überliefert worden".

[2] Vgl. oben 1921 S. 42.

[3] Responsio Danielis Papebrochii . . . ad exhibitionem errorum per . . . Sebastianum a. s. Paulo . . . evulgatam Antwerpiae 1696.

[4] Stadtarchiv Köln W. 262: Orationes et collationes rev. p. m. Everhardi Billici Carmelitae et aliorum quorundam. Das Meiste von Billicks Hand geschrieben.

[5] Vgl. über ihn *A. Postina,* Der Karmelit Eberhard Billick, Freiburg 1901.

wohnte mit dem Erzbischofen Adolph von Schauenburg dreien Sitzungen concilii Tridentini bei,[1]) von welchem er uns auch die Geschicht hinterließ.[2]) Es kommen in diesem Werke auch verschiedene Sonderheiten vor, wovon weder Pallavicinus noch Paulus Sarpius Meldung thun.[3])

Augustinerbibliothek gehet so so an.

Die deren *Minoriten* ist merkwürdig erstens wegen Johannes Duns Scotus, welcher zu Oxford in Engelland öffentlicher Lehrer war. Er las nachher hier zu Köllen vor Errichtung der Universität über Philosophie und Theologie vor, ward der Stifter der berühmten Scotistischen Schule. Er starb im Jahre 1308 und ward auf dem hohen Altar begraben. Vor dem hohen Altar liegt begraben Georgius Cassander, theologiae doctor Lovaniensis...

Die Bibliothek der *Sioniter* ist berühmt wegen zweien Werken, erstens wegen dem Atlas Bleauvianus [!], der doch nie ganz ist herausgekommen, zweitens wegen dem Monasticon Anglicanum, das wesentlichste und vielleicht einzige in seiner Art; es enthält verschiedene Dinge zur Erläuterung unserer Geschichte. Es hat folgende Inschrift: Monasticon Anglicanum seu Pandectae coenobiorum Cisterciensium, Benedictinorum et Carthusianorum a primordiis usque ad eorum dissolutionem per [Rogerum] Dodsworth et Guilhelmum Dugdale. Dies Werk besteht aus drei Folianten und ist in verschiedenen Jahren vom Jahre 1655 bis 83 mit verschiedenen Figuren ans Licht gekommen. Gelehrte glauben, man habe davon noch eine spätere Edition, aber sie irren, es ist nur ein Buchdruckerbetrug, die das Werk umdruckten und auf verschiedene Jahre datierten. Es enthält pur Urkunden, wovon viele sich auf unsere Geschichte beziehen. Man hat davon in diesem Jahrhundert ein Supplement in 2 volum. von Johan Stevens, London 1722, worin die Urkunden der in Engelland unterdrückten Regulierchorherren zu sehen.[4])

Frauenstifter hatten vormals auch ihre Bibliotheken. Die Nonnen brachten die ihnen vom Gottesdienste übrige Zeit mit Bücherschreiben zu, sie machten daraus kleine Bibliotheken zum Verkaufe. Ebenfalls hatten sie viele Manuskripte zum eigenen Gebrauche . . .

Die Bibliothek ad *ss. Machabaeos* führt in Nycrologia [!][1]) ad 2. diem Februarii eine Schenkung des Johann de Dies, der diesem Kloster eine große Anzahl Bücher vermachte, an. Viele Manuskripte sowohl in Pergament als Papier sind an Buchbinder veräußert worden. Sie besitzt die Geschichte der ss. Machabaeer,[2]) die durch Erasmus Roterodamus verbessert ist,[3]) item einen Brief, noch nicht gedruckt, vom Erasmus,[4]) drittens eine noch nicht im Druck erschienene Urkunde des Erzbischofen Sigewinus[5]) wie auch Historiam fundationis et progressus gymnasii Laurentiani.[6])

Syndikat hat viele Bücher, sowohl Manuskripe als gedruckte. An letzteren bekam sie einen großen Zuwachs aus der Bibliothek des Canonicus Seilius.[7])

---

[1]) *Postina*, S. 117 ff.

[2]) Zu Hartzheims Zeit (Bibliotheca Coloniensis S. 75) im Kölner Karmeliterkloster handschriftlich vorhanden. Abschrift in der Düsseldorfer Bibliothek E 12; vgl. *Postina*, S. 138.

[3]) In der Stadtbibliothek befindet sich (P 1/8) Agrippa von Nettesheim, De incertitudine et vanitate scientiarum et artium, 1531 mit eigenhändigem Besitzvermerk: Liber f. Eberhardi Carmelitae Agrippinensis. Juxta eloquium tuum da mihi intellectum, Domine. Billick.

[4]) Vgl. über dies Werk oben S. 121.

---

[1]) Der Verbleib des Nekrologiums des Machabäerklosters ist mir unbekannt.

[2]) Gemeint ist Helias Marcaeus (Mertz), De s. Macabaeis martyribus. Mertz, Beichtvater der Nonnen, ließ das Buch auf Pergament schreiben und nach seiner letztwilligen Verfügung an Feiertagen auf dem Reliquienschrein auslegen. Das Original ist unbekannt. Eine gleichzeitige Niederschrift auf Papier befindet sich in der Pariser Nationalbibliothek Lat. 10161. Vgl. *R. Knipping*, Niederrheinische Archivalien zu Paris, Leipzig 1904, S. 37 und *Th. Jlgen*, in der Westdeutschen Zeitschrift Bd. 30 (1911) S. 232 f. — Bei Eucharius Cervicornus in Köln erschien in den zwanziger Jahren der Hauptteil dieser Schrift u. d. T.: Flavii Josephi . . . *περὶ αὐτοκράτορος λογισμοῦ*, hoc est de imperatrice ratione deque inclyto septem fratrum Macabaeorum ac fortissimae eorum matris divae Salomonae martyrio liber a. D. Erasmo Roterodamo diligenter recognitus ac emendatus, id quod ipse testatur suo in liminari hac pagina epistolio. Exemplar in der Stadtbibliothek.

[3]) Vgl. die vorige Anm.

[4]) Gemeint ist wohl das in der Pariser Handschrift und in dem Drucke (auf Bl. A 1[b] bis A 2[a]) stehende Dedikationsschreiben des Erasmus an Mertz.

[5]) Welche Urkunde gemeint ist, kann ich nicht feststellen.

[6]) In No. 133 heißt es dagegen: Die Geschichte des Klosters [!] von dem Lorenzianer Regenten Ottuinus [!] geschrieben. Gemeint ist der bekannte „Dunkelmann" Ortwin Gratius (vgl. die Schrift von *D. Reichling*, Heiligenstadt 1884), der freilich nicht als Laurentianerregent, sondern als Professor an der Bursa Cukana nachzuweisen ist und als solcher in der Burse auf dem Eigelstein wohnte. Er schrieb 1524 die Epistel „De insigni ornatu, nobilitate et loci antiquitate ad divos Macabaeos martyres in Colonia", die in der genannten Pariser Handschrift erhalten, nicht dagegen in den Kölner Druck aufgenommen ist. Vgl. *Ilgen*, a. a. O.

[7]) Nach No. 168 an St. Kunibert. Vgl. über Seil oben S. 125.

An Manuskripten ist eine große Menge da, u. a. wie schon gemeldet, die Farragines Gelenianae,[1]) auch ein Manuskript Chronici Coloniensis,[2]) ja noch ein ganzes Zimmer voll Manuskripte.

Gymnasium Montanum hat nichts Besonderes, außer der Bibliotheca ecclesiastica Coloniensis von Schultingius, von welchem Manuskript[3]) Papst Benedikt XIV. sich ein Exemplar ausbat und erhielt.

Laurentianum ist noch berühmt wegen verschiedenen raren Stücken von gedruckten Büchern. Sie erlitt aber allerhand Schicksale, wovon Heinsius und Graevius in ihrem Briefwechsel melden. Sie melden von einem Manuskript Ovidii Nasonis und anderen,[4]) die aber so wie das vorige nicht mehr gefunden werden. Vor einigen Jahren holten Holländer hier gute Bücher weg und gaben ihnen dafür einige Tomen des Atlas Bleauvianus (!). Es hatte auch eine sogenannte Ketzerbibliothek, gesammelt von Eulenberg[5]) und Meshovius,[6]) die aus kostbaren Stücken bestand, aber da ein in Bücherkenntnis unbewanderter Professor dem damaligen Regenten riet, solche nun zu nichts mehr dienliche Bücher wegzuschaffen, so ward dieser Rat gutgeheißen. Man übergab sie einem Buchbinder[7]) zu zerreißen, allein die Herren Can. v. Hillesheim, Peltzer und Seillius retteten noch viele davon. Hillesheim hat von diesen noch Cornelii Agrippae von Nettesheim opus de vanitate scientiarum, bei Stöhr 1530 gedruckt, editio incastigata, da die Lyonische[8]) abgewichen vom Originaltext, zweitens Lutheri Theses, Wittenberg 1517, von ihm selbst vertheidiget, drittens unicam polyglottam in Germania editam, ausgegeben von Wolderus, welche in etlichen Folianten besteht.[1])

Gymnasium Tricoronatum (Jesuitenbibliothek) besitzt unter den öffentlichen Bibliotheken die vornehmste, sowohl an Manuskripten als an gedruckten Büchern. Was die Manuskripte betrifft, die auf unsere Kölnische Geschichte Einfluß haben, davon meldet Hartzheim unter verschiedenen Rubriquen, besonders aber sub rubrica Chronica Coloniensis. Auch sind noch in dieser Bibliothek aufbehalten 4 manuscripta ad nostrum jus politicum spectantia: 1. originalia protocolla in puncto descriptionis patriae vom Jahr 1668.[2]) 2. Formula dipensationum Trevirensium et Coloniensium a saeculo 14. exeunte usque ad saeculum 16. 3. Volumen in folio continens dispensationes archiepiscoporum Coloniensium ab anno 1516—1610. Toto tenore continetur una celebris quoad pluralitatem praebendarum, in qua permittitur alicui canonico metropolitanae ecclesiae simul habere praebendam in ecclesia collegiali ad s. apostolorum. 4. Facultatem archiepiscoporum ab Ernesto archiepiscopo Coloniensi incipiendo. 5. Manuscripta statutorum civitatis Coloniensis, das erste vom Jahre 1447 (vielmehr 1437)[3]) continens statuta per modum concordatorum, die beiden anderen per modum statutorum.[4])

---

[1]) Im Stadtarchiv.

[2]) Chronica regia Coloniensis 17. Jh. im Stadtachiv.

[3]) Der Verbleib des Manuskripts (?) ist nicht bekannt.

[4]) Vgl. oben S. 115.

[5]) Gemeint ist der bekannte Kaspar Ulenberg († 1617), der auch Laurentianerregent war.

[6]) Über Arnold Meshov († 1667) vgl. *Hartzheim*, Bibliotheca Coloniensis.

[7]) Nach No. 133 und Fahne 4/5 dem Buchbinder Winand.

[8]) In den Opera.

---

[1]) David Wolderus gab 1596 die Hamburger Polyglotte heraus. Vgl. Realenzyklopädie für protestantische Theologie, 3. Aufl. 15, 533.

[2]) Vgl. *Fabricius*, Erläuterungen zum Geschichtl. Atlas der Rheinprovinz Bd. 2, S. 53.

[3]) Vgl. *Walther Stein*, Akten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln Bd. 1, S. 631.

[4]) Den Verbleib dieser Handschriften kann ich nicht nachweisen.

III.

Durch die Aufhebung des *Jesuiten*ordens im Jahre 1773 kam mit einem Teile des Vermögens des Kölner Kollegiums auch das Gymnasium tricoronatum und die Bibliothek in den Besitz der Stadt Köln. 1785 wurde der Plan erörtert, aus der Jesuitenbibliothek eine öffentliche Bibliothek zu machen.[1]) Bei dem damals üblichen Tempo, vielleicht auch der Kosten wegen ist aber offenbar nichts daraus geworden.

Die übrigen Kloster- und Stiftsbibliotheken wurden in den letzten Jahrzehnten vor der französischen Revolution durch Büchersammler und Bücherliebhaber, die ihnen die kostbarsten Stücke durch Kauf, Tausch, Schenkung und Entleihung abzunehmen wußten, noch weiter vermindert. In dieser Richtung hat vor allem der „Baron" *Hüpsch* eine erfolg- und umfangreiche Tätigkeit entwickelt und — nicht immer auf redlichem Wege — in den siebziger bis neunziger Jahren eine vielbewunderte Sammlung der seltensten Handschriften und Drucke

---

[1]) Vgl. Beilage I.

zusammengebracht.[1] Leider ist sie nicht in Köln geblieben, sondern von Hüpsch im Jahre 1805 dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt vermacht worden. Außerdem hat aber Hüpsch auch einen lebhaften Handel mit Seltenheiten getrieben.

Hüpsch schreibt selbst in einer Anzeige von 1797: „Verschiedene Stifter, Abteien, Klöster, Pfarreien haben mir dergleichen liturgische Altertümer (welche sich in Kapellen, Archiven und Sakristeien vorgefunden haben) zur Aufmunterung und zur Beförderung dieses interessanten Werks um einen sehr billigen Preis überlassen. Ich finde mich verpflichtet hier zum Dank öffentlich zu bemerken, daß die adelige Abtei zu St. Kornely-Münster mir verschiedene alte Manuskripte zur Beförderung dieses Werks geschenkt haben".[2] 1796 schrieb er dem Bibliothekar von Werden, Beda Savels, der selbst auf seine Schliche nicht hineinfiel, das *St. Andreasstift* in Köln habe ihm seine prächtigen Evangeliaria, welche mit elfenbeinernen Tafeln und Zieraten geschmückt seien, geschenkt, das Stift *St. Georg* in Köln habe ihm sein bestes Evangeliar, das reich mit einer silbernen Platte beschlagen und mit einer Elfenbeintafel geschmückt sei, für zwei Louisd'or überlassen,[3] und dieses „gutdenkende" Stift habe ihm noch andere liturgische Altertümer aus seinem Archiv und seiner Bibliothek angeboten.[4] Bei vielen anderen Klöstern und Stiftern wird es ihm ähnlich gelungen sein.

Inkunabeln und alte Drucke pflegten diese Kenner zu erwerben, indem sie den Mönchen einredeten, mit so veralteten Büchern könnten sie doch nichts mehr machen, und ihnen dafür neue Bücher gaben.[5]

„Eine Menge der besten und seltensten Manuskripte und Bücher" mußten die Kölner Klöster ferner an die Bibliothek der neugegründeten Universität in Bonn abgegeben.[6] Als der Kurfürst Max Franz 1794 vor den Franzosen über den Rhein floh, wurde auch ein Teil der Bibliothek geflüchtet. Einiges wurde in Wedinghausen bei Arnsberg von den Hessen „säkularisiert" und befindet sich jeßt

[1] Vgl. *Adolf Schmidt*, Baron Hüpsch und sein Kabinett, Darmstadt 1906.

[2] *Schmidt*, S. 64.

[3] Jeßt im Darmstädter Museum.

[4] Ebd. S. 68.

[5] Aus den „Erinnerungen eines Bibliophilen" von Leopold Hirschberg (1919) ist zu ersehen, daß dieser Trick auch in unseren Tagen noch angewendet wird. Anderseits war er Trithemius auch schon bekannt; vgl. oben S. 106.

[6] *Ennen*, Zeitbilder, S. 270.

in Darmstadt, darunter 62 Bände der Alfterschen Handschriftensammlung.[1] Der Hauptbestand wurde 1808 in Hamburg zugunsten der vier „Entschädigungsfürsten" von Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen, Wied-Runkel und Arenberg zu Spottpreisen versteigert.[2] Anderes blieb in Bonn und wurde bei Ankunft der Franzosen verschleppt und zerstreut. Noch 1818 verkaufte der frühere Universitätspedell Bernhard Schmidt dem Buchbinder Ewig für fünf kölnische Reichstaler einen so bedeutenden Teil dieser Bücher, daß Ewigs Magd volle vierzehn Nachmittage daran zu tragen hatte.[3] 126 Bände und 75 Bonner Universitätsschriften gelangten in die neue Bonner Universitätsbibliothek.[4]

In den Jahren von 1794 an waren die Kölner Bibliotheken mit Ausnahme der geflüchteten Dombibliothek[5] dem Zugriff der *Franzosen* preisgegeben.

Schon im Herbste 1784, bald nachdem sie das linke Rheinufer erobert hatten, schickten die Franzosen eine Kommission, bestehend aus dem Bibliothekar der Mazarine Le Blond, dem Geologieprofessor Faujas de St.-Fond, dem Naturwissenschaftler Thouin und dem Sprachforscher de Wailly nach Köln, um die wissenschaftlichen und künstlerischen Schäße zu „inventarisieren und in geeigneten Depots zu vereinigen."[6] Diese geeigneten Depots befanden sich natürlich in Frankreich.

Die Beute in den Klöstern war sehr reich. Aus dem ehemaligen *Jesuitenkollegium* wurden am 5. November 53 Bände Bibeln, darunter eine hebräische Pergamenthandschrift des 13. Jahrhunderts, die man damals auf 2500 Gulden schäßte, alle besseren philosophischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Werke von Kircher, Lanis usw., fast alle historischen, geographischen, philologischen und juristischen Werke weggenommen und auf vier Wagen weggeschafft. Wallraf schäßt den Verlust auf 18300 Franken.[7] Dazu kommt aber noch aus dem Museum der Jesuiten die kostbare Sammlung von Kupferstichen und Holzschnitten in über 200 Bänden

[1] *Ennen*, a. a. O.

[2] *W. Erman*, Geschichte der Bonner Universitätsbibliothek, Halle 1919, S. 11.

[3] *Ennen*, S. 164.

[4] *Erman*, a. a. O.

[5] Vgl. oben 1921 S. 35.

[6] Vgl. zum folgenden: *H. Degering*, Geraubte Schäße, in: Beiträge zur Kölnischen Geschichte, Sprache, Eigenart Bd. 2, H. 7 (November 1915) und *derselbe*, Französischer Kunstraub in Deutschland, in: Internationale Monatsschrift Jg. 11 (1916/17) Sp. 1 ff.

[7] Vgl. *Ennen*, Zeitbilder S. 177 ff. und *Wallraf*, Ausgewählte Schriften hrsg. von Richarß, Köln 1861, S. 199 ff.

mit 33062 Blättern, die 1770 auf 100000 Franken geschätzt worden war.[1] *St. Pantaleon* verlor 32 Bände Druckschriften und 2 Handschriften, *St. Martin* 10 Handschriften und etwa 30 Druckwerke, meist Inkunabeln, die *Augustiner* ihren kostbaren Blaeuschen Atlas und eine Anzahl weiterer wertvoller Drucke, die Johanniterkommende (St. Johann und Cordula) einen Folianten mit den Briefen und Traktaten des hl. Hieronymus, das *Karmeliterkloster* 16 ältere Drucke, das *Kartäuserkloster* aber gar 158 Werke, darunter etwa 35 Handschriften.

Die erste Sendung von Handschriften und Drucken nach Paris umfaßte 19 Kisten. Den Inhalt kann man[2] auf ungefähr 1700 Bände, darunter wahrscheinlich Hunderte von Handschriften schätzen. Die kostbarsten Handschriften und Drucke verzeichneten die Kommissare Faujas und Thouin in zwei Listen. Es werden 17[3] Handschriften aus dem Besitz des Kartäuserklosters, der Exjesuiten und der Kreuzherren aufgeführt, von denen sich heute noch 6 in Paris, 11 in Brüssel befinden.[4] Auch von den 18 Drucken, von denen 11 dem Kartäuserkloster angehört hatten, ist 1815 keiner zurückgegeben worden.

Bei dieser einen Sendung ist es aber sicher nicht geblieben. Wie andere Orte, so wird auch Köln mehrfach von der Kommission heimgesucht worden sein, und in den folgenden Jahren bis in die Zeit des Kaiserreichs hinein sind wiederholt Sendungen nach Paris gegangen. 1802 war der Staatsarchivar *A. G. Camus* am Rhein,[5] um Handschriften zu bezeichnen, die würdig wären, der Nationalbibliothek einverleibt zu werden. Die von ihm gewiesenen Spuren durfte dann der berüchtigte frühere Benediktiner *J. B. Maugérard* verfolgen. Er war im Oktober 1802, im Juli und August 1803, im Januar, und wohl auch im August 1804 in Köln. Über den Umfang seiner Sendungen sind wir nicht genauer unterrichtet. Im Januar 1804 ließ er sich 8 Inkunabeln und 2 Handschriften aus der Bibliothek der Zentralschule aushändigen. Vieles ist durch die Reklamationen von 1814 und 1815 zurückgeholt worden, während von dem Raube von 1794 vieles in Paris geblieben oder von dort als Ersatz für geraubte

[1] Die Sammlung ist, aber um die besten Stücke geplündert, später von Paris zurückgekommen und befindet sich in Wallraf-Richartzmuseum.

[2] Nach *Degering*, Geraubte Schätze, S. 42.

[3] Nr. 9 (Speculum humanae salvationis) in zwei Exemplaren.

[4] Nachgewiesen von *Degering* a. a. O.

[5] Vgl. seine Reise in die Departements des ehem. Belgiens und des linken Rheinufers, 2 Bde., Köln 1803.

Handschriften nach Brüssel abgegeben worden ist. Was nicht in die französischen Bibliotheken überging, soll in Paris öffentlich versteigert worden sein. „Wallraf fand zehn Jahre nach dieser Operation noch gute Werke bei den Trödlern auf den Boulevards von Paris vor, welche mit dem Stempel kölnischer Klosterbibliotheken bezeichnet waren".[1]

Zur Vorbereitung der Maugérardschen Sendung von 1802 ließ man die Reste der Kloster- und Stifts-, sowie die Fakultäts- und Gymnasialbibliotheken durch besondere Kommissare durchsehen, inventarisieren und unter Siegel legen.[2] Die *Listen* sind im Kölner Stadtarchiv[3] erhalten. Man hatte die Absicht, die wertvollsten Bücher der Bibliothek der Zentralschule im Jesuitenkollegium[4] zu überweisen.[5] Sie sind in einer Liste A verzeichnet; in einer Liste B werden Bestände aufgeführt, aus denen für die Zentralschule, die Regierungsbibliothek in Aachen und andere Bibliotheken eine Auswahl getroffen, während der Rest dann verkauft werden sollte. Die Zahlen sind folgende: St. Pantaleon 1802 A 403, B 400, dazu noch 2195 Nummern, St. Martin 1802 B 335 Nummern, Augustiner 1798 A 680, B 659 Nummern, Kartäuser A 675, B 301 Nummern, le reste existe en livres théologiques, im ganzen 6438 Bände, Minoriten 1799 A 1042, B 482 Nummern, Dominikaner 1802 1165 Nummern, dazu Theologie in Folio 153, Quart 562, Kleinformaten 1208, zusammen 3454 Bände, Kapuziner 1799 A 1374, B 535 Nummern, unbeschuhte Karmeliter A 514, B 518 Nummern, Sioniter A 292, B 303 Nummern, Lämmchen auf der Burgmauer B 231 Nummern, Juristenfalkultät 1799 aus den Stiftungen Dower und Werburg (vielmehr Dwerch und Vorburg) A 286 Bände, B 245 Nummern, Laurentianergymnasium 1801 A 1317, B 592 Nummern, Montanergymnasium 1801 A 980, B 646 Nummern, Syndikatsbibliothek A 621, B 391 Nummern.[6]

Die Absicht ist, wie es scheint, für die Bibliotheken der Stadt Köln tatsächlich im wesentlichen durchgeführt worden. Die Bücher einer Anzahl von Klöstern, sowie der Fakultäten und Gymnasien wurden 1801 und 1802 in die Zentralschule gebracht

[1] Beiblatt der Kölnischen Zeitung 1828, Nr. 18.

[2] *F. J. v. Bianco*, Versuch einer Geschichte der ehemaligen Universität und der Gymnasien der Stadt Köln, Köln 1833, S. 177f.

[3] Caps. 63 C 6f und g.

[4] Über die Zentralschule vgl. *Ennen*, Zeitbilder S. 225.

[5] *Degering*, Kunstraub Sp. 17.

[6] Die Syndikatsbibliothek ist aber, soweit wir wissen, unvermindert geblieben.

und, soweit sie von dieser behalten wurden, etikettiert.[1]) Was die Schule nicht beanspruchte, wurde verkauft. Was dagegen die außerkölnischen Klosterbibliotheken des Roerdepartements angeht, so kam der Plan, sie zur Bildung einer Departementsbibliothek nach Köln überzuführen, nicht mehr zur Durchführung. Vielmehr wurden sie, nachdem Maugérard seine Auswahl für Paris getroffen hatte, von der Domänenverwaltung beschlagnahmt und größtenteils verkauft.[2]) Nur eine einzige Kiste aus dem Minoritenkloster in Neersen gelangte wirklich nach Köln.

Bei den Verkäufen erwarben Sammler wie *Ferdinand Franz Wallraf*[3]) und Baron *Hüpsch* größere Bestände. Jener vermachte seinen Bücherbesitz später der Stadt Köln,[4]) während Hüpsch, wie schon erwähnt, den Landgrafen von Hessen-Darmstadt zum Erben einsetzte, weil er mit der Anerkennung, die er in Köln fand, nicht zufrieden war.[5]) Die Darmstädter Bibliothek besitzt so aus Hüpschs Nachlaß 868 Handschriften, darunter sehr viele Kölner, 1235 Bände alter Drucke und 3000 Bände neuerer Werke.

Vieles wanderte damals und noch später in die Antiquariate, ohne daß man feststellen kann, aus wessen Besitz.

Die Reste der Bibliothek der *Minoriten* verkaufte der Vikar und Antiquar Johann Kaspar Hansen.[6])

Ein Teil der ehemaligen Bibliothek des *Augustinerklosters* mit zahlreichen Handschriften und Inkunabeln wurde noch 1853 bei J. M. Heberle versteigert.[7])

Ein großer Teil der *Kartäuserbibliothek*, ebenfalls mit zahlreichen und wertvollen Handschriften und alten Drucken gelangte schon 1821/22 durch Heberle zum Verkauf.[8]) Das meiste und wertvollste erwarb der Marburger katholische Theologe *Leander van Eß*, der seine Sammlung im Jahre 1824, nachdem er sie vergebens dem Berliner Ministerium für

[1]) Rechnungen darüber (Caps. 63 J 8) und 153. — Viele Bände der Stadtbibliothek tragen heute noch diese weißen Etiketten mit dem Aufdruck: Bib. des croisiers, Bib. d. F. F. Mineurs, Bib. Pant., Bib. Laur., Bib. Mont., Bib. des Recoll., Bib. Sion.

[2]) *Degering* a. a. O. Sp. 17 v. *Bianco* S. 179f.

[3]) *Ennen*, Zeitbilder S. 342.

[4]) Vgl. weiter unten.

[5]) *Schmidt* a. a. O.

[6]) Vgl. Beilage II.

[7]) Auktionskatalog.

[8]) Nachgewiesen von *Degering* in den Mitteilungen aus der Königlichen Bibliothek (Berlin) H. 2, Berlin 1914, S. 62 ff.

die Bonner oder Berliner Bibliothek angeboten hatte, an Sir *Thomas Phillipps* in Cheltenham verkaufte. Aus dessen Sammlung ist in den letzten Jahren vor dem Weltkriege eine Reihe von Stücken durch die Londoner Auktionen nach Berlin, Bonn und Köln gekommen.[1])

Manches fand Wege, die nicht von der französischen Verwaltung beabsichtigt und gebilligt oder sogar verboten waren, aber in einer solchen Zeit erklärlich sind. Stifts- und Klosterinsassen verteilten schon 1794 bei der Flucht vor den Franzosen und dann wieder bei der Aufhebung der geistlichen Anstalten deren Eigentum untereinander, weil sie die nächsten dazu zu sein glaubten, und verkauften es vielfach zum eigenen Vorteil.[2]) Bei der Auflösung der Minoritenbibliothek eignete sich der ehemalige Geistliche Biergans aus Aachen eine prachtvolle Bibel an und verkaufte sie später.[3]) Hüpsch wollte 1804 den Thesaurus antiquitatum Romanarum von Graevius (12 Bde. 1638) von den Geistlichen einer aufgehobenen Abtei erworben haben.[4]) Manches wurde auch gestohlen, vielleicht sogar im heimlichen Auftrage von Sammlern wie Hüpsch.[5]) Zwar hatte schon der Regierungskommissar Rudler (1797—1799) verboten, Manuskripte der Klöster zu erwerben, aber diese Verordnung stand wie so manche andere nur auf dem Papier.[6])

In einem Heberleschen Auktionskatalog von 1821, der die „auserlesene Büchersammlung" des wegen Untreue vom Amt suspendierten Domänenrentmeisters *J. Balg* enthielt, tauchten 60 Handschriften und zahlreiche Urkunden und Inkunabeln dunkler Herkunft auf.[7]) Nach dem Verkauf wurde

[1]) *Degering*, Kunstraub Sp. 18f; *E. Jacobs* im Zentralblatt für Bibliothekswesen Jg. 28 (1911) S. 27f.

[2]) *Schmidt* a. a. O. S. 155.

[3]) Notiz von Pape bei seinen Papieren in der Stadtbibliothek.

[4]) *Schmidt* S. 110.

[5]) Ebd. S. 146.

[6]) Ebd. S. 95.

[7]) Auserlesene Bücher-, Kupferstich- und Gemälde-Sammlung des suspendirten Domainen-Rentmeisters J. Balg, enthaltend viele höchst schätzbare Manuscripte auf Pergament, so wie die ältesten und seltensten Druck-Ausgaben, . . . welche auf Verfügung der königlichen hochlöblichen Regierung zu Köln Montag den 4. Juni 1821 und folgende Tage, Abends 5 Uhr im Auktions-Saale des Antiquar J. M. Heberle öffentlich versteigert . . . werden sollen . . . Köln, gedruckt bei J. M. Heberle, im Paffendorfer-Hofe No. 28. — Unter den Inkunabeln (Nr. 321 bis 455) steht an erster Stelle das Catholicon von 1460. „Diese bekanntlich höchst seltene und mit zierlichen Initiallettern geschmückte Ausgabe ist noch so schön erhalten, als wenn sie erst jetzt die Presse verlassen hätte." Der

eine Untersuchung eingeleitet, die aber keine genügende Aufklärung ergab, sodaß der Verdacht, daß es sich um unterschlagenen Klosterbesitz handle, unwiderlegt blieb.[1])

Was die Franzosen in den Jahren 1797 bis 1802 wirklich der Bibliothek der Zentralschule überwiesen, das sind unter diesen Umständen leider nur kümmerliche Reste im Vergleich zu dem, was vorhanden gewesen war und in alle Winde zerstreut worden war. Wenn aber Degering meint, man habe bei diesen Überweisungen nicht auf den historischen und antiquarischen Wert der Bücher, sondern nur auf den „ödesten Augenblickswert für die mäßigen Ziele der Zentralschulen gesehen", so scheint er mir damit doch zu weit zu gehen. Wenigstens sind unter den Beständen auch zahlreiche Inkunabeln und alte Drucke von hohem Werte aus allen Fächern, die für die Schulzwecke auch damals nicht in Betracht kamen.

Die *Bibliothek der Zentralschule* im ehemaligen Jesuitenkollegium auf der Marzellenstraße bestand also in erster Linie aus den Resten der Jesuitenbibliothek und den Überweisungen aus den übrigen Klosterbibliotheken. Dazu kamen weiter Anschaffungen aus dem Schulfonds. So wurde 1798 die von dem Straßburger Professor der Physik, Schürer, hinterlassene Bibliothek für 1800 Franken angekauft.[2]) Als Bibliothekare standen der Bibliothek Cogels, später Marchand vor. Zweite Bibliothekare waren die Mediziner Konstantin D'Hame und Joh. Bernhard Konstantin von Schoenebeck,[3]) der später

Verbleib dieses Exemplars ist mir nicht bekannt und bei S. de *Ricci*, Catalogue raisonné des premières impressions de Mayence, Mainz 1911, No. 90 nicht ersichtlich. In Köln (Stadtbibliothek) befinden sich nur 3 Blätter des Catholicons. Nach Büllingen (Beilage II) war ein Catholicon im Besitze des Fraterhauses Weidenbach gewesen. Ferner begegnen die Schedelsche Chronik von 1493 (No. 408), die Kölner Chronik von 1499 (No. 407) und die Kobergersche Bibel von 1483 (No. 390). Unter den „merkwürdigen und seltenen Manuscripten" (No. 469—528½) fällt auf: Concilia canonum et decreta Romanorum pontificum, ein auf Pergament sehr rein geschriebener höchst schätzbarer Codex aus dem VIII. Jahrhundert, 161 Blätter stark, und schön erhalten (No. 469), Hieronymus super Ezechielem usw. aus dem 9., 11. und 14. Jahrh. (No. 470), Vitae sancti Gregorii, Augustini, Severini, Remigii, Nicolai Trudonis, Christophori etc. aus dem 9. Jahrh. (No. 477), ein Missale aus dem 8. Jahrh. (No. 478). No. 491 und 524 stammten aus St. Severin in Köln, 522 und 523 aus dem Prämonstratenserkloster Bottenbroich (Kr. Bergheim).

[1]) *Ermann* a. a. O., S. 86, Anm. 1.

[2]) v. *Bianco*, S. 182.

[3]) Schoenebeck, geb. 1760 in Johannesberg, starb als Kreisarzt in Altenkirchen am 31. Dezember 1835.

Marchands Nachfolger wurde.[1]) Kataloge sind im Stadtarchiv erhalten.[2])

1803 wurde die Zentralschule geschlossen. An ihre Stelle traten eine Sekundärschule im Laurentianergebäude und 1805 eine solche im früheren Jesuitenkolleg und im Konvent St. Maximin.[3]) Diesen beiden Gymnasien wurde die Bibliothek der Zentralschule zugewiesen und unter die Leitung des Bibliothekars Flatten[4]) gestellt. Seit 1809 erhielt sie wieder größeren Zuwachs. Ein Teil der von dem 1808 verstorbenen Vikar Alfter angelegten handschriftlichen Sammlung, das Museum Alfterianum, wurde von der Schulverwaltung für 3600 Franken angekauft und der Bibliothek einverleibt.[5])

Beim Übergang Kölns an Preußen kam 1814/15 infolge der Reklamation in Paris ein Teil dessen, was die Franzosen seit 1794 weggenommen hatten, zurück. Vieles andere freilich blieb verloren, vor allem die umfangreichen und wertvollen Bestände des ersten Raubzuges von 1794.[6])

Die Bibliothek wurde nun vom Staate für die höheren Unterrichtsanstalten der Stadt, vor allem das katholische (Jesuiten-) Gymnasium übernommen und mit dem genannten Gymnasium (Marzellen-, jetzt Dreikönigsgymnasium) verbunden.

Als die Frage, welche von den rheinischen Städten Sitz der neu zu gründenden Universität werden sollte, lebhaft erörtert wurde, wies der Oberpräsident Graf Solms-Laubach in seiner Denkschrift vom 23. Juli 1816 besonders auf Kölns Bücherreichtum hin: „Die vielen ehemaligen Klosterbibliotheken haben allerdings im Sturme der Zeit sehr gelitten, auch ist seit länger als 25 Jahren für keine derselben etwas nachgeschafft worden, am wenigsten von Produkten deutscher Literatur. Gleichwohl möchte man sagen, steckt noch ganz Köln voller Bücherschätze und ist besonders reich an solchen zur Aufhellung der noch so dunkeln Geschichte des Mittelalters, sodann zur christlichen Kirchen-, zur Rechts- und Kulturgeschichte. Hier bedarf es nur eines tüchtigen Bibliothekspersonals, so würde in verhältnismäßig sehr kurzer

[1]) Stadtarchiv Caps. 63 C 6a ff. *Ennen*, Zeitbilder S. 230.

[2]) Caps. 63 C 5a ff.

[3]) *Ennen* a. a. O. S. 230 ff.

[4]) Joh. Engelb. Wolfhelm Flatten, ehemaliger Benediktiner von St. Pantaleon, starb 24. März 1808.

[5]) *A. Keysser*, Die Stadtbibliothek in Köln, Köln 1886, S. 39 nach Kölnische Zeitung 1871, 20. April, 3. Blatt. — *Ennen*, Zeitbilder S. 270.

[6]) Vgl. oben S. 129.

Zeit, sodann mit verhältnismäßig sehr geringem Geldaufwande ein Bücherschatz zusammen sein, dessen Größe und Gehalt in einzelnen Zweigen des Wissens in Erstaunen setzen würde".[1]

Aber erst Ostern 1824 wurde *Franz Friedrich Pape*, früher Bibliotheksassistent in Bonn, mit der Verwaltung der *Gymnasialbibliothek* beauftragt.[2] Er hatte schon am Ende des Schuljahres 1824 die Arbeit so weit gefördert, daß eine Übersicht des Bestandes möglich war, und wandte sich dann der Anfertigung der Realkataloge zu.

Die Bibliothek zählte damals 32000 Bände.[3] Zur Vermehrung wurde 1826 die Verwendung von 1000 Talern aus den Überschüssen des Schulfonds genehmigt, zugleich der Austausch von Dubletten mit der Bonner Universitätsbibliothek angeordnet und der jährliche Etat auf 300 Taler erhöht. So konnten die wichtigsten Neuerscheinungen erworben werden. Dazu kamen Geschenke des Ministeriums und Kölner Bürger.[4] Später betrug der jährliche Vermehrungsetat 430 Taler.

Die Bibliothek entwickelte sich immer mehr zu einer gemeinnützigen Anstalt. Die Stadt hatte im Jahre 1823 durchaus verständliche Eigentumsansprüche erhoben. Es war aber dann mit dem Ministerium zu einer Einigung gekommen auf der Grundlage, daß die Bibliothek aus dem Gymnasialfonds unterhalten und verwaltet, zur Benutzung aber auch den Bürgern von Köln zugänglich gemacht werden sollte. Nach dem Reglement von 1827 war sie zunächst als Gymnasialbibliothek zu betrachten, konnte aber auch als eine öffentliche benutzt werden von allen in Köln wohnenden öffentlichen Beamten, sowie von allen Kölnern, „die durch ein wissenschaftliches oder künstlerisches Fach sich dazu qualifizieren oder den höheren Verkehrsständen angehören und in dieser Eigenschaft gekannt sind".

Der Bibliothekar *Pape* kehrte im Frühjahr 1846 an die Bonner Universitätsbibliothek zurück, deren Leiter Prof. Fr. G. Welcker, sich schon seit 1829 ständig bemüht hatte, den erprobten Mitarbeiter wiederzubekommen. Pape hatte in Köln die Gymnasialbibliothek vollständig geordnet und den Realkatalog in 14 Foliobänden (mit Ausnahme der Handschriften und der Neulateiner) in sachkundiger und heute noch brauchbarer Weise bearbeitet. Auch in Bonn war er mit der Herstellung von Realkatalogen beschäftigt, bis er 1872 in den Ruhestand trat und 1885 starb.[1] Sein Nachfolger in Köln wurde der bekannte Goetheforscher und Klassikererläuterer *Heinrich Düntzer*, bis dahin Privatdozent in Bonn, der die Bibliothek fast vierzig Jahre, bis zu ihrer Vereinigung mit der Stadtbibliothek geleitet hat.[2]

Neben der Gymnasialbibliothek bestand noch lange selbständig weiter die städtische *Syndikatsbibliothek*, die im Rathausturm aufgestellt war und 1824 1040 Nummern in 1817 Bänden umfaßte.[3] Sie war nach Zweck und Anlage in erster Linie Handbibliothek des Rates.

Die Grundlage einer größeren öffentlichen städtischen Bibliothek konnte sie erst werden, als das großherzige Vermächtnis des Professors Ferdinand Franz *Wallraf* hinzutrat. Wallraf hatte während der Franzosenzeit bei der Säkularisation und Verschleuderung der geistlichen Bibliotheken[4] eine umfangreiche und wertvolle Büchersammlung zusammengebracht. Schon 1814 hatte die preußische Verwaltung die Sammlung für die Kölner Erziehungsanstalten ankaufen wollen. Schließlich setzte aber Wallraf durch Testament vom 9. Mai 1818 seine Vaterstadt Köln als Erbin seines sämtichen Nachlasses ein „und zwar unter der ausdrücklichen, unnachlässigen Bedingung, daß meine Kunst-, Mineral-, Mahlerei- und Büchersammlung zu ewigen Tagen bey dieser Stadt und Gemeinde zum Nutzen der Kunst und der Wissenschaft verbleiben, derselben erhalten und unter keinem erdenklichen Vorwande veräußert, anderswo aufgestellt und derselben entzogen werden soll".[5] Wallraf starb am 18. März 1824. Der Nachlaß wurde von einer Kommission inventarisiert und an die Erbin überliefert.

---

[1] Zitiert nach *Erman* a. a. O. S. 18f.

[2] *Bianco*, S. 175. — Pape, geboren 1798 in Meschede, hatte in Bonn eine so ausgesprochene „Liebhaberei zum Literarhistorischen" verraten, daß er dort mit Katalogarbeiten beschäftigt worden war; doch wurden die Mittel zur Fortsetzung nicht bewilligt. Vgl. *Erman* a. a. O. S. 57.

[3] Der Versuch der Bonner Universitätsbibliothek, 2200 Werke aus der Gymnasialbibliothek zu erwerben, scheiterte. Es kam 1826 nur zu einem Dublettentausch, bei dem Bonn 457 Bände erwarb. Vgl. *Erman* a. a. O. S. 86f.

[4] *Bianco*, S. 176.

---

[1] Vgl. über ihn *W. Erman*, a. a. O. S. 57f., 131, 133, 136f., 162, 180, 185, 190, 202, 212.

[2] Vgl. über ihn *O. Zaretzky*, im Biographischen Jahrbuche Bd. 6 (1901) S. 243ff.

[3] *Keysser*, Die Stadtbibliothek S. 3.

[4] Vgl. S. 131.

[5] *Keysser*, Die Stadtbibliothek S. 5.

Nach dem Bericht des Stadtsekretärs Fuchs vom 4. März 1825 waren vorhanden 521 Handschriften (45 Gebetbücher auf Pergament, 18 Psalterien, 33 Breviere, 84 asketische Schriften, 20 Ordensregeln, 22 Legenden, 27 theologische Schriften, 63 Bibeln und Missalien, 44 naturwissenschaftliche Schriften, 10 juristische und politische, 22 geschichtliche, 3 musikalische, 15 Gedichte, 2 Münzbücher, 5 astronomische, 3 bauwissenschaftliche, 8 grammatikalische, 5 genealogische, 92 auf die kölnische Geschichte bezügliche), 1055 alte Drucke (darunter etwa 500 kölnische nämlich: 14 von Ulrich Zell, 19 von Arnold Therhoernen, 2 von Petrus von Olpe, 45 von Johann Koelhoff, 1 von Peter Therhoernen, 7 von Bartholomäus von Unckel, 16 von Konrad von Homborg, 11 von Guldenschaiff, 40 von Hermann Bungart, 40 von Heinrich Quentel, 24 von Martin von Werden, 11 von [Ulrich Zell] apud Lyskirchen, 2 von [Johann Koelhoff d. Ä.] apud s. Laurentium, 5 von [Cornelius von Zyrickzee] apud praedicatores, 1 von Ludwig von Renchen, 12 von Johann von Landen, 2 von Nikolaus Göß, 55 von ungenannten Druckern), ferner 1481 Bände in Folio, 2577 in Quarto und 9190 in Oktavo,[1] zusammen 14303 Bände Druckschriften.

Die Wallrafsche Bibliothek wurde zunächst im Hansasaale des Rathauses und einem anstoßenden Zimmer untergebracht. Später wanderte sie in den Senatssaal im Rathausturme, in die Ratskapelle, 1862 in einen Saal der Freitagsrentkammer im Spanischen Bau.[2] Zu einer Vereinigung mit der Syndikatsbibliothek konnte es nicht kommen, weil es an einem geeigneten Raume fehlte. Die Verwaltung war bis 1880 wie die der Syndikatsbibliothek ein Anhängsel des Archivariats, das vom 1819 bis 1857 von dem Stadtsekretär, späteren Obersekretär *Peter Fuchs* im Nebenamte, seitdem von dem Stadtarchivar *Leonard Ennen* († 1880) verwaltet wurde.

Nach dem Reglement von 1857 waren beide Bibliotheken täglich morgens von 10 bis 12 Uhr geöffnet.

Es geschah aber nicht nur wenig für die Vermehrung, sondern es gelang leider nicht einmal, die alten Bestände vor Verlusten zu bewahren. Die Wallrafsche Sammlung büßte viele ihrer besten Stücke, die Syndikatsbibliothek einige Nummern ein. Ein Teil der vermißten Werke wurde bei den Entleihern ermittelt und wieder herbeigeschafft, der Rest mußte als verloren angesehen werden.[1]

Der naheliegende Gedanke, *die beiden städtischen Bibliotheken und die Gymnasialbibliothek zu vereinigen*, kam schon im August 1828 in dem Beiblatte der Kölnischen Zeitung No. 16 zur Sprache.[2] „Es fehlt an einem gemeinsamen und großartigen Mittelpunkte, um welchen herum sich das Einzelne zusammenfände und von welchem aus die Anschaffungen in einem größeren Maßstabe sich übersehen und berechnen ließen. Es fehlt an einem allgemeinen und lebhaften Interesse für die Sache, da eben demselben keine Richtung angewiesen ist und die Zerstreuung des Einzelnen kein Resultat im Ganzen und Großen zeigt . . . Es ist daher eine sehr glückliche und der allgemeinen Beachtung sehr würdige Idee, daß dem Vernehmen nach das Königliche hohe Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten eine Vereinigung der bedeutenden Büchersammlungen zu einer großen *Haupt- und Stadtbibliothek* zustande gebracht zu sehen wünscht, wodurch allein etwas Großes und Vollständiges zu erzielen ist. Wo der Mittelpunkt für ein solches Institut zu suchen sei, kann nicht zweifelhaft erscheinen. Der Name *Wallraf* und sein Museum, welches seit seiner Eröffnung eines schönen, segenreichen Flores und ansehnlicher Vermehrungen sich erfreut, braucht nur eben genannt zu werden, um sofort die Gesichtspunkte und Prinzipien an die Hand zu geben, wonach bei Ausführung dieses Vorschlages verfahren werden müßte. Sein Testament hat zwar die Vereinigung seiner Bibliothek mit anderen untersagt . . . doch folgt daraus keineswegs, daß auch die Vermehrung dieser literarischen Schätze untunlich, daher die Vereinigung anderer Bibliotheken mit dieser unzulässig sei. Wollte man diesen Grundsatz aufstellen und festhalten, so würde, wenn ein ähnlicher Patriot seine literarischen Erwerbungen der Stadt zu hinterlassen gedächte, sofort eine neue Bibliothek entstehen müssen, eine eigene Administration wäre notwendig und der aus etwa gewonnenen Doubletten zu hoffende Gewinn würde garnicht in Betracht kommen dürfen. Dergleichen sehr nahe liegende Reflexionen dienten wohl eher dazu, den Patrioten abzuschrecken, und was ein herrliches, umfassendes und großartiges Ganzes werden kann, würde ewig Stückwerk bleiben und sich nie übersehen lassen. Vielmehr scheint das Andenken des hochverdienten Mannes erst

[1] *Ennen*, Zeitbilder 372.

[2] *Keysser*, die Stadtbibliothek S. 7f.

[1] Bericht Ennens von 1857 nach Keysser a. a. O. S. 11.

[2] Unterzeichnet B. G. D.

recht dadurch gefeiert und verherrlicht zu werden, wenn sein Name und sein Beispiel als das Vehikel einer so schönen und großen Unternehmung sich darstellt. Der wohlerworbene Dank und Ruhm für seine Erwerbungen blieben ihm durch einen eigens angefertigten Katalog seiner Bibliothek und durch einen etwa auf dem Rücken oder dem Titelblatt seiner Bücher aufgedruckten Stempel für ewige Zeiten gesichert; die bei dem Hinzukommen anderer Bibliotheken sich vorfindenden Doubletten würden aus diesen, nicht aus jener veräußert, und da deren sicherlich nicht wenige und nicht unbedeutende würden, so wäre auf diese Weise ohne Aufopferung von irgend einer Seite, ein Fonds für neue Acquisitionen gebildet, der manchen erfreulichen Genuß für den Literator der Stadt und der nahen Hochschule gewähren und der ersteren Namen und Glanz verleihen würde; abgesehen davon, daß auch der Gedanke schon etwas Erhebendes hat, daß Köln hierdurch sicherlich mancher bedeutenden Bibliothek seltene, nicht leicht vorkömmliche Werke überlassen und dadurch gemeinnütziger machen könnte."

Der einzige mir bekannt gewordene aktenmäßige Niederschlag, den die weitblickende Anregung des Kultusministeriums damals gefunden hat, ist der Bericht des Bibliothekars der Gymnasialbibliothek, Pape, der in wohldurchdachten Ausführungen die Möglichkeit und Notwendigkeit der Vereinigung aller bedeutenderen Kölner Bibliotheken nachzuweisen sucht.[1] Das Projekt ist offenbar wie so viele gute Gedanken an den Widerständen der beteiligten Stellen gescheitert.

1840 stimmen *F. E. v. Mering* und *L. Reischert* in ihrem Werke „Zur Geschichte der Stadt Köln am Rhein"[2] „in den allgemeinen Wunsch der Kölner mit ein, daß die sämtlichen Bibliotheken,[3] um besser benutzt und zeitgemäß beaufsichtigt werden zu können, in einem Gebäude zusammengebracht werden möchten. Andere Nachbarstädte, z. B. Frankfurt a. M., Düsseldorf usw. haben mit nicht geringen Kosten prachtvolle Gebäude für ihre wissenschaftlichen Kunstschätze eigens eingerichtet; in Köln aber haben unsere Vorfahren uns mehr hinterlassen und mit Aufopferung gesammelt, als manche Residenz nicht besitzt, und wir Nachkommen

[1] Ich teile den wesentlichen Inhalt als Beilage III mit.

[2] Bd. 4, S. 309.

[3] Gymnasialbibliothek, Wallrafsche, Spiegelsche (vgl. oben 1921 S. 36), Syndikatsbibliothek, Priesterseminarbibliothek, Bibliotheken der Regierung, der Gerichte usw.

sollten so gleichgültig bleiben, daß wir denselben nicht einmal sicheren Aufenthalt anweisen können? Wozu dienen alle Bibliotheken, wenn sie nicht benutzt werden können, und welcher Patriot wird in der Folge Lust bezeigen, seine Sammlungen zu öffentlichen Zwecken zu vermachen, wenn er nicht sicher ist, daß sein Nachlaß benutzt werden kann, sorgfältig aufbewahrt und unter sicherer Kontrolle steht!!!"

Als 1843 das Schicksal des Wallrafianums neuerdings erörtert wurde,[1] schlug *Pape* in einer, wie es scheint, ungedruckt gebliebenen Erklärung[2] vor, die Bibliothek der zweckmäßigen Benutzung wegen von den Kunstsachen zu trennen. Man könnte auch „die Wallrafsche Bibliothek in das Lokal der weit bändereicheren und bedeutenderen Bibliothek im hiesigen Jesuitengebäude bringen, sie dort in einem besonderen Saale mit einer passenden Überschrift aufstellen und als Anhang zu der ersteren, größeren betrachten, die ja auch den hiesigen städtischen Anstalten gehört und aus Köln nicht herausgebracht werden darf. Da diese Bibliothek täglich mehrere Stunden zur Benutzung des gebildeten Publikums, der Einheimischen wie der Fremden offen ist und unter einer geregelten Aufsicht steht, so könnte die Wallrafsche Bibliothek auf das zweckmäßigste gleichzeitig benutzt werden, ohne daß es die Stadt etwas kostete. Das Beispiel der Ausführbarkeit solcher temporärer oder kontinuierlicher Vereinigungen liegt in anderen Städten vor: wir erinnern nur an die Universitätsbibliothek in Gießen und die dortigen reichen Senckenbergischen Sammlungen".

1847 schreibt *Sulpiz Boisserée* im Kölner Domblatt,[3] er habe „den Wunsch schon oft gehört und finde ihn so gerecht, daß er ihn als eine Bitte an die Verehrlichen Stadtbehörden ausspreche, daß nämlich die Stadtbibliothek den zu ihrem Gebrauch Berufenen leicht zugänglich gemacht werden möge!" „Wir wissen wohl, daß Schwierigkeiten wegen der Verwaltung, die zuletzt auf eine Geldfrage hinauslaufen, entgegenstehen, aber diese dürften bald zu überwinden sein, wenn man sich entschließen wollte, die Stadtbibliothek mit der Bibliothek des Gymnasiums, die ja auch zu einem Zweig des städtischen Vermögens gehört, zu vereinigen. Es könnte hierbei vielleicht in einem und demselben Gebäude eine getrennte Aufstellung stattfinden; jedenfalls

[1] Kölnische Zeitung 1843 No. 16 (16. Januar) und No. 20 (20. Januar), Beilage.

[2] Bei den Papeschen Papieren in der Stadtbibliothek.

[3] No. 35 vom 28. November.

würde, was anderwärts schon mehrmal mit bestem Erfolge ausgeführt worden, die Unterscheidung des Eigentums bei gemeinsamer Verwaltung durch Stempelung der Bücher sich leicht feststellen lassen. Die Behörden der Stadt würden so durch Vereinigung beider Bibliotheken einem lange und tief gefühlten Bedürfnis entsprechen und nicht nur die Forscher städtischer Geschichte und Altertümer, sondern alle Freunde höherer Bildung zu lebhaftem Dank verpflichten".

Als die für die Gymnasialbibliothek benutzten Teile des ehemaligen Jesuitenkollegs am 5. Dezember 1861 an die Rheinische Eisenbahngesellschaft verkauft wurden, trat an den Verwaltungsrat des Gymnasialfonds die Frage der anderweitigen Unterbringung der Bibliothek heran. Zunächst bat er das Oberbürgermeisteramt um Überlassung der Räume, die bis dahin zur Ausstellung der Boisseréeschen Glasgemälde gedient hatten, auf zwei bis drei Jahre. Die Stadtverordnetenversammlung lehnte das aber ab. Einstweilen wurde die Bibliothek in der Aula des Marzellengymnasiums notdürftig untergebracht.

Am 13. Juli 1863 stellte dann der Verwaltungsrat des Gymnasialfonds der Antrag, die Gymnasialbibliothek mit der städtischen Bibliothek (damals 15000 Bände) in einem Raume aufzustellen und die neuen Räume für die letztere so zu erweitern, daß sie auch für die damals über 30000 Bände zählende[1]) Gymnasialbibliothek ausreichten. Die städtische Verwaltung erwiderte am 2. Dezember, daß die städtische Bibliothek in der bisherigen Stadtkasse (Freitagsrentkammer) untergebracht und diese nach Norden so erweitert werden könne, daß auch die Gymnasialbibliothek Raum finden würde, fragte aber an, welche Mittel der Gymnasialfonds für die Vereinigung der beiden Bibliotheken zur Verfügung stellen wolle. Der Verwaltungsrat stellte darauf außer der Besoldung des Gymnasialbibliothekars von 500 Talern und den etatsmäßigen Beträgen für die Vermehrung der Bibliothek von 150 Talern auch einen Anteil an den Beleuchtungs-, Heizungs- und Reinigungskosten, sowie eine Entschädigung für die Benutzung der Räume in Aussicht. Die betreffende Kommission der Stadtverordnetenversammlung glaubte keine bestimmte Forderung machen zu können, hielt aber die vierprozentige Verzinsung der für die Vergrößerung der Räume notwendigen Summe für entsprechend und wünschte näher bestimmt, wie das Verhältnis beider Bibliotheken sein sollte. Der Verwaltungsrat erwiderte darauf, daß die Vereinigung nur im Interesse des Publikums und der Stadt angeregt worden sei, das Verfügsrecht über die Gymnasialbibliothek nicht beschränkt werden dürfe und die Beibehaltung des Bibliothekars wenigstens für die erste Zeit für erforderlich angesehen werde. Die städtische Kommision erkannte die Zweckmäßigkeit der Vereinigung an, aber die Verwaltung müsse vereinigt bleiben und dürfe von der Stadt nicht aus der Hand gegeben werden. Doch solle eine aus Vertretern der Stadt und des Gymnasialfonds unter dem Vorsitz der städtischen Verwaltung gebildete Kommission Fragen, die die Verwaltung berühren, gemeinsam beraten und, insoweit es sich um das Eigentum der Bücher usw. handle, zur Entscheiduug der betreffenden Bibliothekseigentümer bringen. Für Reinigung, Heizung usw. setzte sie 50, für Miete 600 Taler an, wenn dieser letztere Betrag auch der Ziffer der Baukapitals voraussichtlich nicht entsprechen werde. Demgemäß wurde am

[1]) Der Bibliothekar Prof. Dr. H. Düntzer führt in einem Bericht vom 8. Januar 1864 aus, daß ein Drittel *theologischen Inhalts* war. „Und zwar enthält diese Bibliothek die prachtvollsten, seltensten und kostbarsten Werke der gesamten Thelogie wie insbesondere der Kirchengeschichte, welche bekanntlich für die Zeit des Mittelalters den größten Teil der Weltgeschichte in sich faßt. - Je kostbarer und von vielen Seiten gesuchter diese theologische Abtheilung ist, mit welcher die Universitätsbibliothek in Bonn nicht im entferntesten einen Vergleich aushält, umso bedauerlicher . . . Nach der Theologie bildet die *Geschichte*, welche bis zu der neuesten Zeit regelmäßig besonders mit neuen Werken bereichert wird, den bedeutendsten und kostbarsten Teil der Bibliothek. Die Zahl der Bände dürfte etwa 8000 betragen. Bedeutende ältere und neuere Quellenwerke machen ihre Benutzung für jeden Forscher der Geschichte wünschenswert, und manches Seltene zieht auch den Fremden an . . . Auch für *Geographie* ist, besonders aus älterer Zeit sehr Bedeutendes vorhanden, und an Neuanschaffungen fehlt es nicht . . . Die *altklassische Literatur* ist demnächst am besten vertreten, wenn auch freilich hier noch manche Lücken . . . sich finden. Für *deutsche Literatur* ist manches, einiges auch für ausländische neuere Literatur getan . . . Für die *Naturwissenschaften* ist freilich nur in bescheidenem Maße gesorgt. Doch dürfte von neueren bedeutenden Werken das meiste vorhanden sein. Ähnlich verhält es sich mit der *Mathematik*, der *Philosophie* und der enzyklopädischen Literatur. Zur *Politik* und *Kameralistik* ist ein Anfang gemacht. Für *Jurisprudenz* und *Medizin* wie für Theologie sind keine Neuanschaffungen gemacht, doch enthält besonders erstere eine große Anzahl höchst wertvoller älterer Werke, die man nicht selten vergebens sucht. Wertvoll ist noch die Sammlung der *Neulateiner*." — Den Wert des Ganzen taxiert Düntzer auf 150000 Taler.

17. November 1864 von der Stadtverordnetenversammlung beschlossen.[1])

Die „Kölnische Zeitung“ schrieb dazu:[2]) „Was zu fürchten stand, ist geschehen: Die Vereinigung ist nicht der *Form*, aber der *Sache* nach abgelehnt. Denn daß auf die Bedingungen, welche die Stadt in einseitiger Bewahrung ihrer Rechte der Schulverwaltung stellen zu dürfen glaubte, diese nicht eingehen konnte, ohne sich und der guten Sache alles zu vergeben, lag auf der Hand ... Die Gymnasialbibliothek besitzt nicht allein wenigstens doppelt so viele Bücher als die Stadt, sondern sie hat seit dem Jahre 1823 für eine verhältnismäßig beträchtliche Summe *neue* Bücher angeschafft, die größtenteils von jedem Gebildeten benutzt werden können und nun seit vierzig Jahren von sehr vielen ... Einwohnern benutzt worden sind ... Von den der Stadt angehörenden Büchern ist bloß ein äußerst kleiner Teil für die gebildeten Stände brauchbar, nur der Gelehrte und der Forscher findet dort etwa einmal, was erwünscht. So ist denn die Gymnasialbibliothek in Köln noch, obgleich auch die städtische offen steht, die einzige öffentliche in dem Sinne, daß sie auch dem Bedürfnisse der gebildeten Stände entspricht ... Vielleicht finden unsere Stadtverordneten es noch im wahren Vorteile der Bürgerschaft, ihre Bibliothek die in ihrer Vereinzelung wenig nutzbar ist, unter ähnlichen Bedingungen der Schulverwaltung anzubieten, wie diese ihr selbst gestellt hatte ... Möge das neue Jahr den Beweis liefern, daß Kölns Bürgerschaft auch für das wissenschaftliche Bedürfnis der Stadt Herz und Sinn hat“.

Die Verhandlungen zwischen der Stadt und der Schulverwaltung wurden aber schließlich abgebrochen, weil die Stadt auf das vom Verwaltungsrat des Gymnasialfonds vorbehaltene *dreijährige Kündigungsrecht* nicht eingehen wollte.

Erst am 16. Mai 1867 kam der Oberbürgermeister Bachem auf die Sache zurück und schlug dem Verwaltungsrat vor, „beiderseits eine Vereinigung beider Bibliotheken im wissenschaftlichen Interesse, im Interesse der hiesigen öffentlichen Lehranstalten und im Interesse der Stadt *für immer* zuzugeben“. Auch hielt er es für einfacher und besser, „daß die Stadt die Verpflichtung zur Herstellung des Gebäudes, der Büchergestelle und zur Einrichtung eines täglich geöffneten Lesezimmers übernimmt und die Gegenleistung in einer runden, jährlich zu zahlenden Summe verabredet wird“. Der Verwaltungsrat erwiderte, daß er zwar die Vereinigung ebenfalls als eine dauernde beabsichtige, aber seines Eigentumsrechtes wegen an der Möglichkeit der Auflösung des Verhältnisses festhalten müsse. Auch wegen der Kommision ergaben sich Schwierigkeiten, besonders in der Frage, ob sie mit Majorität entscheiden solle oder ob itio in partes und höhere Instanzen zuzulassen seien. In der Stadtverordnetensitzung vom 5. Dezember 1867[1]) trat der Stadtverordnete Esser als Gegner der Vereinigung auf. Er „vermag in ihr nur dann einen Wert zu erkennen, wenn durch dieselbe ein erheblicher pekuniärer Nutzen erzielt werde. Denn die anderen Vorteile, die man sich von derselben verspreche, seien nicht hoch anzuschlagen. Die Benutzung von derartigen Bibliotheken sei etwas ganz anderes wie diejenige eines gewöhnlichen Lesezimmers, wo man von einer Zeitung zu der anderen übergehe. Wer jene frequentiere, wisse ganz genau, was er in derselben zu suchen habe, und er verlasse die Bibliothek nicht eher, bis er sie für seine Zwecke erschöpft habe, und demnächst wende er sich zur anderen. Für den Studien machenden Gelehrten werde es von geringem Belang sein, ob er ein gewisses Buch in der Bibliothek finde, wo sich auch andere, die er suche, befinden, oder in einer zweiten, die er wahrscheinlich doch auf alle Fälle besuche. Eine derartige Bibliothek — sie möge noch so kostbare Werke enthalten — sei ein lästiges Eigentum, insofern sie keinen pekuniären Ertrag liefere, dagegen dem Eigentümer die Verpflichtung auflege, sie zu erhalten und gegen den Untergang zu sichern. Wenn die Stadt dieser Verpflichtung nachkomme, so tue sie genug, und halte er es deshalb für richtig, daß sie nicht länger zögere, dieselbe zu erfüllen. In Folge der Verhandlungen mit dem Verwaltungsrat seien bereits Jahre nutzlos verstrichen, und es werden wahrscheinlich denselben noch viele folgen, ohne daß eine Einigung erzielt werde. Deshalb wiederhole er seinen Antrag, daß die Stadt die Verhandlungen wegen der Vereinigung der beiden Bibliotheken nicht weiter fortsetzen, sondern für die alsbaldige Aufstellung der städtischen Bibliothek sorgen solle.“ Demgemäß wurde mit 21 gegen 7 Stimmen beschlossen, die Verhandlungen mit dem Verwaltungsrat nicht fortzusetzen.

Vom bibliothekarischen Standpunkt aus muß diese Entscheidung als kurzsichtig bezeichnet wer-

[1]) Verhandlungen 1864, S. 272 ff.

[2]) 1865 No. 7, 2. Blatt.

[1]) Verhandlungen S. 187 ff.

den. Die „Kölnische Zeitung“ hatte vorher (am 20. November) richtig bemerkt: „Der nächsten Sitzung unserer Stadtverordneten liegt eine Frage vor, an deren Entscheidung der wissenschaftliche Ruf Kölns stark beteiligt ist. Es gilt die Vereinigung der öffentlichen Bibliothek des katholischen Gymnasiums an Marzellen mit der städtischen. Daß eine solche höchst wünschenswert sei, wird niemand bezweifeln; denn nur wenn die vorhandenen Mittel vereinigt, ja, was leicht möglich, vermehrt unter einer Verwaltung stehen und nach denselben leitenden Grundsätzen verwandt werden, wenn unsere Bibliotheken sich gegenseitig ergänzen, ist ein lebendiger Mittelpunkt gewonnen, von dem aus für die wissenschaftlichen Bedürfnisse unserer großen, bildungsreichen und fast noch mehr bildungsbedürftigen Stadt förderlich gewirkt werden kann“.

Das Scheitern der Verhandlungen über die Vereinigung der Bibliotheken nötigte die Verwaltung des Studien- und Stiftungsfonds, endlich der *Errichtung eines eigenen Gebäudes für die Gymnasialbibliothek* näher zu treten.

Die „Kölnische Zeitung“ schrieb am 14. Oktober 1867: „Der Bau eines neuen Bibliothekgebäudes für die öffentliche Bibliothek des katholischen Gymnasiums an Marzellen, zu dem die Schulverwaltung seit dem Frühling 1861 verpflichtet war, nachdem man der Bibliothek ihr Gebäude über dem Kopfe verkauft hatte, schläft noch immer in unerwecklichem Schlummer. Es heißt, das Beste, das Geld, fehle. Wir verstehen dies nicht; denn die aus dem Verkaufe der Direktorwohnung und der Bibliothek erlöste Summe von 40000 Talern, die durch die Zinsen jetzt fast um ein Viertel vermehrt sein muß, kann doch nicht verflüchtigt sein, und die Schulverwaltung hatte selbstredend kein Recht, darüber anders zu verfügen. Sollte dies aber, wie unglaublich es auch klingt, dennoch geschehen sein, so kann es dieser bei ihren reichen Mitteln nicht schwer fallen, die Erfüllung ihrer Schuld an die Bibliothek und die Bürger durch Flüssigmachung anderer Fonds zu ermöglichen. Denn auch die Bürger der Stadt Köln haben das entschiedenste Recht, diesen Bau als ein Recht zu fordern. Als im Jahre 1823 die Frage nach dem Eigentum der Bibliothek zur Verhandlung kam, einigte man sich dahin, daß diese beim Gymnasium verbleiben, dagegen jedem Bürger die freie Benutzung derselben gestattet sein sollte.[1] Niemand ahnte damals die Möglichkeit, daß die Schulverwaltung der Bibliothek ihr Gebäude verkaufen, den Neubau so lange Jahre verschleppen und während der Verhandlung über den Plan die gelösten Gelder für andere Zwecke verausgaben werde. Freilich verlautete vor einem halben Jahre, die Schulverwaltung sei mit der Stadt wieder wegen der Vereinigung ihrer Bibliotheken in Unterhandlung getreten, aber eine solche Vereinigung dürfte jetzt noch weniger als früher zu erreichen stehen; sollte aber eine Hoffnung dazu gegeben sein, so gestattet doch die Sache nicht diese überlangen Fristen. Was geschehen soll, muß bald und mit nachhaltigem Eifer geschehen. Mögen die Bürger Kölns ihr Recht und ihre Ehre in dieser auf die leidigste Weise hingehaltenen Sache wahren. Die Schulverwaltung soll und muß bauen, und nachdem so viele Zeit vergeudet worden, so rasch wie möglich“.

[1]) Vgl. oben S. 133.

Am 20. Juni 1868 konnte die „Kölnische Zeitung“ verkündigen:

> „Endlich blüht die Aloe;
> Endlich trägt der Palmbaum Früchte;
> Endlich schwindet Furcht und Weh,
> Endlich wird der Schmerz zu nichte;
> Endlich sieht man Freudenthal;
> Endlich, endlich kommt einmal!“

Endlich wird auch die kölnische Bibliothek gebaut werden! Sieben Jahre lang haben die Bücher der Bibliothek unbenutzbar aufgestapelt in der Aula des Jesuiten-Gymnasiums gemodert, sieben Jahre lang haben die Bürger Kölns das ihnen gesetzlich zustehende Recht der Benutzung dieser Bibliothek von mehr als 30000 Bänden entbehren müssen, ohne daß sich ein stichhaltiger Grund entdecken ließe, weshalb sie dieser Benutzung auch nur sieben Wochen beraubt wurden. Denn als das alte Gebäude für 40000 Taler verkauft wurde, war Geld vorhanden, um ein neues Gebäude zu kaufen oder zu bauen oder wenigstens zu mieten. Nichts von alledem ist geschehen —; doch wir wollen gern den Schleier über die Vergangenheit decken, wenn wir nur endlich, endlich den ersten Spatenstich zu dem Bibliothekgebäude mit Augen erblicken. Von Berlin soll jetzt ein Machtwort gesprochen und Gott sei Dank! der unverzügliche Beginn des Baues befohlen sein. So erfahren wir aus guter Quelle, mit der Bemerkung, daß wir dies günstige Resultat vermutlich der energischen Förderung dieser Angelegenheit durch den Herrn Regierungspräsidenten v. Bernuth verdanken. Nachdem die Geduld der kölnischen Bürgerschaft so lange auf die Probe gestellt und die bis zum öffentlichen Ärgernisse gestiegene Verschleppung der

Bibliothekenfrage schon dem Karneval anheimgefallen ist, wollen wir es für ganz unmöglich ansehen, daß auch diese Nachricht wie so viele früheren über den sofortigen Beginn des Bibliothekenbaues wieder sich in leeren Dunst auflöse. Aber Seeing is believing! Wir wollen den ersten Spatenstich abwarten, inzwischen aber im Namen der öffentlichen Meinung feierlich Protest einlegen gegen jeden Versuch, unter irgend einem Vorwande diese endlose Angelegenheit abermals zu verschleppen".

Am 7. August 1868 konnte die „Kölnische Zeitung" weiter melden, daß die Verwaltung des Gymnasial- und Studienfonds beschlossen habe, das Bibliotheksgebäude am Gereonshof, etwa der Ausmündung der Norbertstraße gegenüber zu errichten, und daß der Bau nach dem Plane des Stadtbaumeisters Raschdorff ausgeführt werde.

Der Stadtarchivar Ennen schrieb am 1. Dezember 1869 in der „Kölnischen Volkszeitung" über den Baumeister und sein Werk: „Der Stadtbaumeister Raschdorff, der in der strengen Schule antiker Schönheitsgesetze gebildet, dabei aber auch auf dem Werkplatz mittelalterlicher Kunst erzogen ist, hat es bewiesen, daß er den Stil der Gotik wie den der Renaissance gleichmäßig beherrscht und das schwierige Problem einer glücklichen Verschmelzung beider Richtungen glücklich gelöst hat. Aus der Antike hat er sich die Grazie der Verhältnisse, das Maß für Massen und Details, aus dem Mittelalter die Originalität, ein Bauwerk aus den Bedürfnissen der Benutzung, des Baumaterials, der Konstruktion zu entwickeln, zu eigen gemacht. Raschdorff hat sich zu der wirklichen Meisterschaft in seiner Kunst aufgeschwungen, mögen nun seine Bauten sich stilistisch mehr der Antike oder der Gotik nähern, mögen sie endlich jener Periode der nordischen Renaissance angehören, in der eine Vereinigung beider Stile schon einmal versucht worden ist. Das Bibliothekgebäude liefert einen neuen Beweis von der Tüchtigkeit, Genialität und künstlerischen Durchbildung des Stadtbaumeisters Raschdorff. Es ist ausgeführt in dem Stil der der Renaissance, wie solcher sich in Deutschland um die Mitte des 16. Jahrhunderts entwickelt hatte... Die Fassaden zeigen den Ziegelbau mit Anwendung von Haustein für alle architektonischen Gliederungen. Die Hauptfassade macht einen äußerst gefälligen und freundlichen Eindruck und verrät in ihrer ganzen Konzeption einen Meister, der die Formen der Renaissance mit Leichtigkeit beherrscht und zu einer imponierienden Totalanlage zu gestalten versteht. Alle an der Fassade sichtbaren Formen sind zierlich, ohne gesucht zu sein, und zeigen eine gewisse Leichtigkeit, ohne den nötigen Ernst verlieren.

Der Bibliotheksaal als Hauptraum des ganzen Gebäudes ist auch in der Fassade durch große Fenster bezeichnet. Um das Gebäude als Bibliothek zu charakterisieren, sollen zwei Standbilder in Nischen zu Seiten der großen Saalfenster angebracht werden. Über die Männer, deren Andenken hier verewigt werden sollte, konnte man sich lange nicht einigen, bis endlich die Aufsichtsbehörde sich für Albertus Magnus und Aristoteles enschied ... Diese beiden Figuren werden von der bekannten Meisterhand des Dombildhauers Herrn Professor Mohr ausgeführt werden. Über dem Haupteingang wird das Signum der alten Kölner Universität, der hl. Petrus mit den Schlüsseln und einem Buch, darunter das Kölner Stadtwappen, in Stein ausgehauen ... Die zwei Lehrerwohnungen, zu beiden Seiten des Vestibuls gelegen, stimmen in Größe und Anzahl der Räume vollkommen überein.[1] ... Die oberen Stockwerke dienen lediglich zu Bibliothekzwecken ... Links am Treppenhause befindet sich das Lesekabinett, 20 Fuß tief, 12 Fuß breit und 14 Fuß im Lichten hoch. Auf der anderen Seite des Treppenhauses ist das Archiv, 15 1/2 Fuß lang, 12 Fuß breit ... Dem Haupttreppenhause gegenüber, in der Mitte des Gebäudes nach der Vorderfront befindet sich der Bibliotheksaal, 28 Fuß breit, 26 Fuß tief und 23 Fuß hoch. Diese Höhe teilt sich in dem neben dem Saal befindlichen Seitenraume in drei niedrige Stockwerke von gleicher Höhe; der Saal hat dementsprechend zwei Galerien und wird an drei Wänden bis zur Decke hin mit Büchergestellen versehen werden. Der innere Raum des Saales ist frei und wird nur zwei große Tische, welche unten mit Gefächern versehen sind, erhalten. Der dritte Stock der Seitenräume erstreckt sich über das Lesekabinett, Archiv und Treppenhaus, und wird hierdurch für die Aufstellung von Büchern vollständig und in möglichst sparsamer Weise ausgenutzt ... Der Bibliothekraum hat etwas über 8500 Quadratfuß Wandfläche, in den Büchergestellen somit hinreichend Raum für etwa 35000 Bände. Wenn die Bibliothek sich für die Folge bedeutend vergrößert, wird der untere Dachraum eine sehr

[1] Die Kölnische Zeitung bemerkt dazu: „Warum in dem Gebäude zwei Lehrerwohnungen statt einer Bibliothekarwohnung angebracht sind, das bleibt dem schlichten Menschenverstande ein undurchdringliches Rätsel".

geeignete Aushilfe und hinreichenden Raum für eine lange Reihe von Jahren zur Aufstellung der weniger wertvollen Bücher bieten. Es kann daselbst noch Raum für etwa 10000 Bände gewonnen werden. Bei vielen Bibliotheken kommt diese Aushilfe bei Mangel an Raum zur Anwendung". Das neue Gebäude wurde 1870 fertig und 1871 bezogen.

Auch an die *städtische Verwaltung* trat die Notwendigkeit heran, ihren Bibliotheken ein neues Heim zu schaffen. Es wurde[1] der Vorschlag gemacht, das als Börsenlokal benutzte alte herrliche Haus Overstolz in der Rheingasse zur Bibliothek einzurichten, von Ennen aber dagegen eingewendet, daß Bibliothek und Archiv vereinigt sein und das Archiv sich am Sitz der Verwaltung selbst befinden müsse. Dann wurde der Ausbau zweier an der Nordseite des Rathausplatzes belegenen, vom sogenannten Spanischen Bau bis zur Bürgerstraße reichenden städtischen Gebäude in Aussicht genommen.[2] Die Vorlage der Pläne verzögerte sich aber durch den Ausbruch des Krieges mit Frankreich.

In der Stadtverordnetenversammlung vom 5. Februar 1874 wurde schließlich der Neubau eines Bibliotheksgebäudes an der Nordseite der Portalsgasse im rechtwinklichen Anschlusse an den Spanischen Bau beschlossen und der Bau im Jahre 1875 bis 1877 nach dem Entwurf vom Stadtbaumeister Weyer ausgeführt.

Die stattliche Front wurde ganz in Hausteinen, die Quaderflächen von Tuff, die Gurte, Gesimse, Fensterpfosten usw. von Nahesandstein hergestellt. Der östliche und der westliche Eingang wurden durch freivortretende Vollsäulen mit fein ornamentiertem Mantel und darüber aufruhendem Giebelgebälk, in dessen Füllungsfeld das Stadtwappen seine Stelle fand, hervorgehoben.

Der Einzug in diesen Neubau wurde im Winter 1877/78 bewerkstelligt.

Nun kamen auch die Verhandlungen wegen der *Vereinigung mit der Gymnasialbibliothek* von 1876 an wieder in Gang und wurden jetzt auf eine andere Grundlage gestellt als im vorhergehenden Jahrzehnt. Es wurde nicht mehr auf bloß mietweise Unterbringung der Gymnasialbibliothek, sondern auf die *Herstellung einer vereinigten Gesamtbibliothek* abgesehen und die ganze Verwaltung dauernd der Stadtgemeinde überlassen. Oberbürgermeister Becker brachte der Sache besonderes Interesse

[1] Nach *Ennen* a. a. O.

[2] Verhandlungen der Stadtverordnetenversammlung vom 17. März 1869.

entgegen.[1] Am 4. Juni 1880 wurde die Annahme der Gymnasialbibliothek von der Stadtverordnetenversammlung im Prinzip, am 15. Mai 1884 der Vertrag[2] mit dem Verwaltungsrate der Schul- und Stiftungsfonds genehmigt, im Sommer 1885 die Gymnasialbibliothek, damals etwa 40000 Bände in die Stadtbibliothek übergeführt. Die Handschriften und Urkunden wurden dabei dem Stadtarchiv überwiesen, dem bei der inzwischen (1880) erfolgten Trennung von Archiv und Bibliothek auch die Handschriften der städtischen Sammlungen überlassen worden waren.

Die *Stadtbibliothek*, die auf knapp 35000 Bände angewachsen war, vermehrte sich nun rasch, vor allem durch hochherzige *Schenkungen und Vermächtnisse* von Kölner Bürgern. Erwähnt seien die Bibliotheken von Fridolin Hoffmann (1880; 2000 Bde.), Dr. Heinrich Claessen (1883; 1800 Bde.), Oberbürgermeister Dr. Hermann Becker (1885; 15000 Bde.), Adolf Rautenstrauch (1886; 600 Bde.), Dr. Franz Weinkauff (1886; 1000 Bde.), Karl Joseph Hittorf (1898; 2000 Bde.), Geh. Kommerzienrat Dr. Gustav v. Mevissen (1899; 25000 Bde.), Dr. Johannes Fastenrath (1908; 10000 Bde.), Küppers-Loosen (1910; 1200 Bde.), Karl vom Rath (1920; 1200 Bde.), Heinrich Erkes (1921; über 4000 Bde.). Im Jahre 1900 schenkte der Historische Verein für den Niederrhein seine hauptsächlich aus landeskundlichen Zeitschriften bestehende Bibliothek (etwa 3000 Bde.). 1905 wurde es durch Freunde und Gönner der Anstalt ermöglicht, die Bibliothek des Kirchenliedforschers Wilhelm Bäumker (3000 Bde.) anzukaufen. Dazu kamen zahlreiche Überweisungen der Kölner Verleger und großen Zeitungsredaktionen, der Behörden, Korporationen, Anstalten, Vereine und Einzelgeschenke von Privatleuten.

Der jährliche *Vermehrungsetat* hielt sich dagegen in ziemlich engen Grenzen. Er betrug in den achtziger Jahren 4000, in den neunziger Jahren 6000—8000, 1901 10500, 1907 15500, seit 1908 18000, seit 1912 rund 22000 Mark. In den Kriegsjahren ist er leider auf die Hälfte herabgesetzt gewesen.

[1] Diesmal wurde im „Stadtanzeiger" 1880 No. 138 bis 139 die Vereinigung bekämpft. Als eigentlicher Grund dafür, daß die Schulverwaltung die Bibliothek weggeben wolle, wird angegeben, daß sie das Gebäude am Gereonshof selbst beziehen wolle. Aus den Akten des Verwaltungsrats ersehe ich, daß *Düntzer* als Verfasser des Artikels angesehen und deswegen getadelt wurde, aber die Autorschaft bestritt.

[2] Abgedruckt bei *Keysser*, Die Stadtbibliothek in Köln, Köln 1886, S. 41 f.

1891 waren 100000 Bände vorhanden, 1900: 170000, 1905: 200000, 1910: 240000, 1920 rd. 298000.

Seit 1897 ist die Bibliothek in einem *Neubau am Gereonskloster* (No. 12), der leider auch schon wieder viel zu eng wird, untergebracht.

Die *Benutzung* war in älterer Zeit sehr niedrig gewesen. Ende der siebziger Jahre wurden wenig mehr als 100 Bände jährlich ausgeliehen, aber schon 1880 stieg die Zahl auf rund 1800, während die Zahl der Lesesaalbesucher etwa 300 betrug. 1890 hatte sich die Zahl der ausgeliehenen Bände auf 9900, die Zahl der Lesesaalbesucher auf 3400 gesteigert. 1914 wurden 30000 Bände ausgeliehen, im Lesesaal und Zeitschriftenzimmer 49000 Besucher gezählt. Diese Zahlen sind nach einigem Rückgange in den Kriegsjahren heute ungefähr wieder eingeholt.

Troß der günstigen äußeren Entwicklung[1] ist nicht zu verkennen, daß die zahlenmäßig ziemlich beträchtlichen Bestände sich mehr zufällig, d. h. durch die Schenkungen zusammengefunden haben, während der systematische Ausbau der Wissenschaftsgebiete durch die Geringfügigkeit der Mittel stark behindert war. Mit Universitätsbibliotheken von gleicher äußeren Größe wie Greifswald, Kiel und Münster, die seit vielen Jahren systematisch ausgebaut worden sind, konnte also die Kölner Stadtbibliothek den Vergleich doch nicht aufnehmen.

Aber das hatte sie bis 1918 auch nicht nötig. Solange sie nur den Bedürfnissen der Kölner Bürger zu dienen hatte, war es gar nicht unrichtig, daß ihr mein Vorgänger eine mehr populäre Richtung als gemeinnüßige Bildungsstätte (Einheitsbibliothek nach dem Vorbilde der Public Library) zu geben versuchte und daß die Gebiete, die das meiste Interesse erregten, bevorzugt wurden, d. h. Geschichte, Geographie und Reisebeschreibung, Naturwissenschaften, Literaturgeschichte, Rechts- und Staatswissenschaften, in zweiter Linie Geschichte der Wissenschaften, Philosophie, Theologie, Sprachwissenschaft, Kunstgeschichte. Besonders ließ sich Keysser, in dieser Hinsicht anderen Bibliotheken vorauseilend, die Sammlung der rheinischen landeskundlichen Literatur angelegen sein. Ihre Bearbeitung nimmt seit 1904 fast die ganze Arbeitskraft eines wissenschaftlichen Beamten, des Stadtbibliothekars Dr. Goßen, in Anspruch.

[1] Geschildert von meinem Vorgänger Prof. Dr. A. Keysser in seinen Mitteilungen über die Stadtbibliothek in Köln 1602—1902, Köln 1902 und in der Festschrift: Die Stadt Köln im ersten Jahrhundert unter Preußischer Herrschaft, Bd. 2, Köln 1915.

Durch die Gründung oder, wenn man will, Erneuerung der Kölner Universität wurde aber das Bibliothekswesen der Stadt vor ganz neue Aufgaben gestellt. Draußen und auch in Köln sprachen manche von der Neugründung auch einer Universitätsbibliothek, die mehrere Millionen kosten würde.[1] Davon konnte selbstverständlich bei dem Umfange der bereits vorhandenen Bücherbestände keine Rede sein. Denn 1901 war zu der Stadtbibliothek noch die *Bibliothek der Kölner Hochschulen*, deren vorwiegend rechts- und staatswissenschaftliche Bestände inzwischen auf etwa 80000 Bände angewachsen waren, und 1908 die *Bibliothek der Akademie für praktische Medizin* (jeßt etwa 33000 Bände) hinzugekommen.

Unter anderen Verhältnissen hätte wohl wenigstens ein zentrales Bibliotheksgebäude zur Vereinigung wenn nicht aller drei Bibliotheken, so doch wenigstens der Stadtbibliothek und der Hochschulbibliothek in den Universitätsetat eingeseßt werden müssen. Wie die Dinge heute liegen, läßt sich die räumliche Trennung in absehbarer Zeit nicht beseitigen. Wir haben uns also darauf beschränken müssen, die drei wissenschaftlichen Bibliotheken als *Universitäts- und Stadtbibliothek* unter einheitlicher Leitung zu enger Arbeitsgemeinschaft zusammenzufassen. Abt. 1 ist die bisherige Stadtbibliothek, die nun die Fächer der philosophischen Fakultät mit Ausnahme der Naturwissenschaften und der Geographie zu pflegen hat, Abt. 2 die bisherige Hochschulbibliothek, jeßt Bibliothek der rechts- und staatswissenschaftlichen und der sozialwissenschaftlichen Fakultät, die dazu auch die Naturwissenschaften und die Geographie übernommen hat, Abt. 3 die frühere Bibliothek der Akademie für praktische Medizin, jeßt der medizinischen Fakultät in der Lindenburg.

Die drei Abteilungen stehen untereinander durch täglich zweimalige Automobilverbindung in ständigem Leihverkehr, und jede von ihnen kann auch von der anderen aus benußt werden. Aber ganz lassen sich die Schwierigkeiten, die sich aus der örtlichen Trennung ergeben, natürlich nicht beseitigen, und die spätere Vereinigung wenigstens von Abt. 1 und 2 muß deshalb unbedingt im Auge behalten werden.[2]

[1] Vgl. meinem Aufsaß „Zur Frage der Kölner Universitäts-Bibliothek", in der Kölnischen Volkszeitung 1919 Nr. 584 (28. Juli).

[2] Über die heutigen Einrichtungen und Benußungsmöglichkeiten vgl. *J. Theele*, Die Kölner Universitätsbibliothek, Köln 1921 (Abdruck aus der Kölner Universitätszeitung).

Neuerscheinungen des Büchermarktes.

Schriftkunde.

„Entwicklung der Schrift. Lieferung 1: Hieroglyphen, Hieratisch, Demotisch“ nennt sich ein Heft, das der vor kurzem leider verstorbene Berliner Professor Georg Möller im Verlag *W. G. Scharnowsky-Charlottenburg* herausgegeben hat. Von demselben Verfasser sind „Erläuterungen“ zu diesem Heft gegeben, die, wie nicht anders zu erwarten, völlig einwandfrei sind und nur mit Dank begrüßt werden können. Daß der Verlag die Tafeln ohne weiteres vervielfältigt hat, die dem Deutschen Museum für Buch und Schrift zu Leipzig gehören, können wir nicht billigen. Wenn auch das Buchmuseum in jeder Beziehung entgegenkommt, so dürfte doch wenigstens eine Mitteilung angezeigt sein, wenn aus seinen Beständen etwas veröffentlicht wird.

In 3. Auflage, neu bearbeitet von Hermann Delitzsch, ist das bekannte Buch von Lewis F. Day „Alte und neue Alphabete“ im Verlag von *Karl W. Hiersemann-Leipzig* erschienen. Erfreulicher Weise ist in dieser neuen Auflage den deutschen Ansprüchen Rechnung getragen. Wir haben eine gründlichere und systematischere Behandlung des Stoffes jetzt vor uns nicht nur im Text, sondern auch in den Abbildungen. Freilich dieser oder jene Wunsch ist auch diesmal nicht erfüllt; das ist aber entschuldbar, wenn man die finanziellen Schwierigkeiten bedenkt, die heute der Herausgabe eines solchen Werkes entgegen stehen. Der neue „Day“ wird sicherlich mit seinen unleugbaren Vorzügen in dieser neuen Aufmachung rasch Absatz finden.

Rudolf Larischs „Unterricht in ornamentaler Schrift“ liegt in 7. unveränderter Auflage aus der *österreichischen Staatsdruckerei-Wien* vor. Der Name Larisch und sein Buch sind unseren Lesern schon so bekannt, daß diese kurze Anzeige der Neuauflage genügt.

Auch der Name Fritz Kuhlmann ist in der Schriftbewegung kein neuer, sondern hat längst einen guten Klang. Von ihm liegt aus *Max Kellerers Verlag-München* ein Heft „Der Weg zur natürlichen, schönen Handschrift auf der Grundlage der Naturgesetze der Entwicklung und des Rhythmus“, eine Anleitung zum Selbstunterricht mit 16 Schrifttafeln vor, die wir allen, die mit Schrift und Schreibwesen zu tun haben, nur angelegentlichst empfehlen können.

In der Serie „Taterziehung und Arbeitsunterricht“ des bekannten Verlags *A. W. Zickfeldt-Osterwieck* behandelt das 4. Heft den „Individuellen und schöpferischen Schreibunterricht“. Der Text stammt von Fritz Vogt, die Illustrationen von Lucie Voigt. Das Bändchen faßt die Ergebnisse der Reformbestrebungen der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete des Schreibunterrichts zusammen, führt die neuen Wege durch eigene Studien weiter und zeigt, wie hohe Theorie in praktische Arbeit umgesetzt werden kann. Scharf wiedergegebene Schriftproben geben ein klares Bild von den guten Ergebnissen des letzten Schreibunterrichts nach Kuhlmann, dessen Namen wir oben nannten. Auch dieses Buch muß der Schreiblehrer, wenn es ihm wirklich ernst ist um die Schrift, eingesehen haben.

Im Verlag *Ferdinand Ashelm-Berlin* gibt der Dresdner Kunstgewerbler Heinrich Wieynk eine Reihe Hefte „Elementarunterricht in Schrift“ heraus, von denen uns das erste: „Übungen mit dem Quellstift“ vorliegt. Hier handelt es sich um dekorative Schreibarbeit, der Wieynk zu Hilfe kommen will. Die übliche „Rundschrift“ reicht in keiner Weise hierfür aus. Der Versuch, der hier gemacht wird, ist dankbarst zu begrüßen und sehen wir den weiteren Heften mit Interesse entgegen.

Aus der stenographischen Literatur sind zunächst *2 Jahrbücher* zu nennen, einmal das „Jahrbuch der Schule Gabelsberger auf das Jahr 1922“, das jetzt im 65. Jahrgang erschienen ist und in Verbindung mit dem Stenographischen Landesamt zu Braunschweig und der Landesanstalt für Kurzschrift in München, vom Stenographischen Landesamt in Dresden in *Heckners Verlag-Wolfenbüttel* herausgegeben ist; es zeigt dieselbe Anlage wie seine Vorgänger und wird deshalb allen Führern der Schule Gabelsberger willkommen sein; sodann das „Jahrbuch der Schule Stolze-Schrey für das Jahr 1922“, herausgegeben im Auftrage des Stenographen-Verbandes Stolze-Schrey von Wilhelm Reh, erschienen in der *Buchhandlung des Stenographenverbandes Stolze-Schrey, Berlin C. 2.* Auch dieses Jahrbuch hat seinen früheren Charakter bewahrt und wird den Anhängern des Stolze-Schreyschen Systems wertvolles Material sein. — *Lehrbücher* der beiden Systeme sind wieder in großer Anzahl erschienen. Wir nennen nur die uns zugegangenen: „Einführung in die Redezeichenkunst Gabelsbergers“ nach der Lehrweise von Rektor Seinig in Charlottenburg bearb. von Otto Dalchow im Auftrage des Gabelsbergerschen Stenographenverbandes Groß-Berlin, das *Heckners Verlag-Wolfenbüttel* auf den Markt brachte; ferner „Stenographisches Lehr- und Übungsbuch auf Grund der Beschlüsse des Berliner Bundestages“ bearbeitet von Ewald Brabbée. 2. Teil: Die Redeschrift aus der Verlagsbuchhandlung *Carl Fromme-Wien.* Auf Stolze-Schreyscher Seite sind erschienen: „Praktisches Handbuch für den Kurzschriftunterricht und zur Vorbereitung zur Lehrerprüfung für Kurzschrift“, bearbeitet von P. Sonntag und „Lehrbuch der Redeschrift“, Kürzungsverfahren nach Stolze-Schrey für die einfachere stenographische Praxis, bearbeitet von J. Hennings, beide im Verlag von *Franz Schulze-Berlin.* Daß auch *neue* Systeme wieder erschienen sind, ist nicht verwunderlich. Wer die stenographische Entwicklung Deutschlands kennt, weiß, daß es unvermeidlich ist, immer wieder mit Neuem beglückt zu werden. Uns gingen zu: eine „Deutsche Kurzschrift, ohne Drucke, zeilenmäßig, flüchtig, kurz und zuverläßig“. Ein deutsches Einigungssystem zum Selbstunterricht von A. Jerusalem aus dem Verlag *Heinrich Z. Gonski-Köln* und eine geometrische Kurzschrift System Elsner im Selbstverlag des Verfassers (Walter Elsner-Elberfeld), letzteres in 2. Auflage „wesentlich geändert und in der Vokalbezeichnung den Systemen Gabelsberger und Stolze-Schrey angenähert“. Wir fürchten, daß auch das amtliche Einheitssystem, das wir hoffentlich bekommen, uns vor weiteren „Systemerfindungen“ nicht retten wird. An *stenographiegeschichtlichen* Werken sind erschienen: bei der Stenographischen Verlagsanstalt *Wilhelm Marnet-Neustadt/Haardt* eine „Kurzgefaßte Entwicklungsgeschichte des Gabelsbergerschen Systems“ von Rudolf Dowerg, die sicherlich von vielen mit großer Freude begrüßt wird, da das ausführliche Werk Dowergs über denselben Gegenstand, das 1915 in Heckners Verlag in Wolfenbüttel erschienen ist, für manchen doch zu umfangreich war. So hat jetzt auch der, der nur im Überblick sich orientieren will über die mehr als hundertjährige Entwicklungsgeschichte des Systems Gabelsberger, ein außerordentlich brauchbares Hilfsmittel zur Hand; wer freilich tiefergehende Studien machen will, wird immer auf das ausführliche Werk Dowergs zurückgreifen müssen. Im selben Verlag und von demselben Verfasser erschien ein „Stenographisches Handschriften-Lesebuch (System Gabelsberger)“, das einer Anregung des Verlags entsprungen ist. Ob wirklich hierfür ein Bedürfnis vorhanden war, scheint mir mehr als zweifelhaft, zumal die Vervielfältigung nicht auf dem einzig richtigen Wege der Photographie geschehen ist und bei den Originalstenogrammen bedeutende stenographische Praktiker, deren Stenogramme mustergültig sind, übergangen wurden. Schließlich ist im Verlag von *Wilhelm Marnet* noch ein Buch von dem Vorstand der Bayrischen Stenographischen Landesanstalt erschienen, das allerdings einige Jahre zurückliegt, uns aber erst heute zugeht: „Die Stenographielehrerprüfung in Bayern“, von Meidinger. Für die Jahre 1918—1921 liegen lose Blätter bei, sodaß die Prüfungsfragen auch für diese Jahre dem Benützer zur Verfügung stehen, was sehr dankenswert ist, wie überhaupt das ganze Buch von den Kandidaten des stenographischen Lehramts wohl allgemein mit Freude

begrüßt werden wird. Daß der Vortrag von Karl Lampe: „Welche Vorteile hätte eine Vereinfachung der Gabelsbergerschen Kurzschrift?“, den er am 9. Oktober 1922 auf der 21. Hauptversammlung des Collmgauverbandes Gabelsberger Stenographen in Oschatz gehalten hat, im Druck erschienen ist, wird der Stenographiehistoriker dem Verlag von *B. Krasemann-Oschatz* danken.

Buch- und Bibliothekswesen.

Auf dem Gebiete des Buchwesens haben wir in den letzten Monaten verschiedene wertvolle Neuerscheinungen zu erwähnen. Als 4. Heft der „Historischen Forschungen und Quellen“, herausgegeben von Josef Schlecht, erschien im Verlag von Dr. *F. P. Datterer & Cie. (Sollier) München und Freising* eine Arbeit des Oberbibliothekars Dr. Karl Schottenloher: Philipp Ulhart, ein Augsburger Winkeldrucker und Helfershelfer der „Schwärmer“ und „Wiedertäufer“ (1523—1529) mit 6 Tafeln (Geheftet 15 Mark). Das 160 Seiten starke Heft ist Hermann von Grauert zum 70. Geburtstag gewidmet. Schottenloher ist es gelungen, auf dem Wege typographischer Untersuchung fast 200 Drucke festzustellen und dem Augsburger Winkeldrucker Philipp Ulhart zuzuweisen. Damit ist eine für die Buchdruckergeschichte bemerkenswerte Persönlichkeit der Reformationszeit in dankenswerter Weise künftigen Forschungen klargelegt, was um so bedeutungsvoller ist, als die Geschichte der Buchdruckerkunst in der Reformationszeit noch in vieler Beziehung Lücken aufweist, die ausgefüllt werden müssen, ehe man an eine allgemeine Geschichte der deutschen Buchdruckerkunst herangehen kann.

Von dem bekannten „Typenrepertorium der Wiegendrucke“ von Konrad Häbler liegt im Verlag von *Otto Harrassowitz-Leipzig* ein Ergänzungsband Abt. IV. vor und zwar als 39. Heft der „Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten“, die Karl Dziatzko begründet hat (X + 196 S. 120 M.) Er bringt einen Überblick über die Typen, deren Besitzer sich nicht ermitteln lassen, sowie über die griechischen und hebräischen Typen der Inkunabelzeit, und ebenso eine graphische Darstellung der sogenannten „besonderen Formen des M.“ Damit hat der unermüdliche Typenforscher uns weiteres schätzbares Material für die Erforschung der Buchdruckerkunst der Frühzeit an die Hand gegeben und einen Band geschaffen, der in keiner Bibliothek fehlen darf, die es mit ihren Inkunabelschätzen ernst meint. Vielleicht erfüllt sich doch noch Häblers Wunsch, das ganze Typenrepertorium in erweiterter Gestalt herauszugeben. An den Kosten sollte dies nicht scheitern, da das Buch zu den „bleibenden Werten“ unseres Bücherbestandes gehört, wenn auch die Zahl derer, die an dem Werk interessiert sind, im Augenblick vielleicht nicht groß genug ist. Für Werke, die Rüstzeug und Hilfsmittel für Jahrzehnte und Jahrhunderte sind, sollten immer die Mittel geschaffen werden, zu Lebzeiten des Verfassers die endgültigen Resultate durch den Druck zugänglich zu machen.

Zur Erinnerung an die Tagung der Gesellschaft der Bibliophilen am 16. Oktober 1921 in Berlin widmete die Schriftgießerei *H. Berthold A.-G.* eine prächtig ausgestattete Schrift: „Der Schlüssel zur Erfindung der Typographie. Ein Abschnitt aus dem Werke The invention of printing by Theo. L. De Vinne. Newyork 1876, aus dem Englischen übersetzt von Dr. Oskar Jolles-Berlin“. Gar manchem sind die Gedankengänge De Vinnes sicherlich nur aus kleineren Notizen und Mitteilungen bekannt. Es ist deshalb nur dankbarst zu begrüßen, daß Dr. Jolles das besonders wichtige 3. Kapitel des De Vinneschen Werkes in deutscher Sprache zugänglich machte. Wir werden durch eine Sondernummer, in der von verschiedenen Verfassern all die Fragen, die mit der Erfindung der Buchdruckerkunst zusammenhängen, behandelt werden, auf das Buch zurückkommen.

Mit großer Freude wird jeder Buchkundler es begrüßen, daß das Werk von Voulliéme „Die deutschen Drucker des 15. Jahrhunderts“ nun im Verlag der *Reichsdruckerei-Berlin* in 2. Auflage erschienen ist. Ist der Text im Großen ganz unverändert, so ist man angenehm überrascht über die Beigabe von Druckproben, Titelbildern und dgl., die eine wesentliche Bereicherung des vorzüglichen Buches darstellen. Es gehört nicht nur in jede Fachbibliothek, sondern in die Hand der Bildungsanstalten und der verschiedenen buchgewerblichen Kreise.

Von dem „Bilderschmuck der Frühdrucke“ des Verlages *K. W. Hiersemann-Leipzig* liegen weitere Bände vor: Band 1 Drucke Albrecht Pfisters in Bamberg und Band 4 die Drucke von Anton Sorg-Augsburg, letzterer ein gewaltiger Band mit über 3000 Abbildungen, während Band 1, der nur nach Überwindung vieler Schwierigkeiten erschienen ist, von größter Wichtigkeit deshalb ist, weil ein Teil der darin behandelten Inkunabeln in Deutschland überhaupt nicht vorhanden ist. In demselben Verlag ist der Heidelberger Inkunabel-Totentanz des Druckers Knoblochtzer in prächtiger Reproduktion erschienen, was um so erfreulicher ist, als dieser Totentanz von seltener Schönheit ist, sodaß man immer nur bedauern kann, daß wir den Künstler, der diese prächtigen Gestalten geschaffen hat, nicht einwandfrei feststellen können.

In unerhörter Schönheit liegt das Gebetbuch Kaiser Maximilians aus dem Kunstverlag *Riehn & Reusch-München* vor: „Albrecht Dürers und Lukas Cranachs Randzeichnungen zum Gebetbuche Kaiser Maximilians I. in der bayrischen Staatsbibliothek zu München. 58 Tafeln in farbigem Lichtdruck mit einem Geleitwort und Erläuterungen von Georg Leidinger“. Daß in unserer schweren Zeit solche Prachtwerke herausgegeben werden können, ist erstaunlich. Sie werden noch von kommenden Geschlechtern mit Recht gerühmt werden und ihnen zeigen, daß deutsche Kraft und deutscher Fleiß auch in den trübsten Tagen des deutschen Volkes nie ganz untergegangen waren. Georg Leidinger aber hat sich mit der Herausgabe ein großes bleibendes Verdienst um unsere Buchkunde erworben.

Unerwartet rasch starb Paul Schwenke. Daß ihm zum Gedächtnis der Verlag *Otto Harrassowitz-Leipzig* eine kleine Schrift, die ein Sonderdruck aus dem Zentralblatt für Bibliothekswesen ist, herausgab, wird nicht nur den Freunden Schwenkes, sondern auch den Bibliothekaren, die Schwenke hochgeschätzt haben, sowie den Verlegern und Druckern, denen er nahe gestanden hat, sehr willkommen sein. Den Lebensgang hat Walter Schulze beigesteuert; die Königsberger Zeit wird von Ernst Kuhnert geschildert; über die Tätigkeit in Berlin hat Adolf von Harnack geschrieben; das außeramtliche Wirken für den bibliothekarischen Beruf beleuchtet Naetebus; über die wissenschaftliche Tätigkeit hat sich schließlich H. Degering in zusammenfassender Weise geäußert. So enthält der Sonderabdruck ein Stück bibliothekarischer Geschichte, der über den äußeren Anlaß hinaus von Bedeutung bleiben wird. Derselbe Verlag hat eine beachtenswerte Broschüre „Otto Harrassowitz und seine Firma 1872—1922“ herausgebracht, die uns im letzten Moment vor Abschluß dieser Referate zugeht. Sie nimmt unter den Jubiläumsschriften wegen ihres inneren Wertes eine besondere Stellung ein.

„Den Studenten gewidmet“ ist ein kleines Heftchen aus dem Verlag *Hermann Treichel-Jena*, das den Universitätsbibliothekar Wilhelm Schmitz zum Verfasser hat: „Praktische Winke bei Benutzung der Universitätsbibliothek Jena“. Schmitz hat es verstanden, wirklich ein Hilfsmittel für die Studenten zu schaffen, wofür ihm mancher dankbar sein wird.

„Die Katalogisierungsordnung der Staatsbibliothek München“ ist in 2. Auflage erschienen und im Buchhandel durch *Joh. Palms Buchhandlung-München* zu beziehen. Das Heft ist nicht ein einfacher Nachdruck der ersten Ausgabe, sondern weist wesentliche Verbesserungen auf. Daß „möglichster Anschluß an die preußischen Instruktionen

Grundsatz war“, soll hier unter dem Ausdruck der Freude besonders hervorgehoben werden.

In der Verlagsbuchhandlung *Ernst Wiegandt-Leipzig* ist der „Katechismus der Bücherei“ von Paul Ladewig in 2. unver. Aufl. erschienen, außerdem aber eine weitere Schrift desselben Verfassers: „Die kleine Bücherei, ihre Verwaltung und Einrichtung“. Ein Wegweiser von Paul Ladewig, ein Heftchen, das gerade für unsere Zeit mit ihren vielen Neugründungen kleinerer Büchereien sehr erwünscht ist und auch weithin seinen Zweck erfüllt.

In den „Führern für Volksbildner“, die vom österreichischen Volksbildungsamt im *Österreichischen Schulbücherverlag-Wien* herausgegeben werden, ist als Heft 8 eine Schrift von A. Laßmann: „Die Dorfbücherei“ erschienen, für seinen Zweck nicht ungeeignet, obwohl man über einzelne Dinge vielleicht anderer Meinung sein kann.

Auf dem Gebiete der Bibliographie haben wir schließlich ein Werk von Bedeutung zu nennen: „Systematische Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands der Jahre 1914—1921“. Band 1: Theoretische Wissenschaften. Eine Auswahl bearbeitet von Dozenten der Universität Leipzig. Hersg. im Auftrag der Berliner Vertretung des russischen Volkskommissariats für Bildungswesen von Friedrich Braun und Hans Praesent. Die wertvolle Bibliographie ist bei der Buch- und Lehrmittelsgesellschaft „Kniga“-Berlin erschienen.

Eine prächtige Jubiläumsschrift hat der Verlag *Ernst Wasmuth A. G.-Berlin* unter dem Titel „Architekturzeichnungen“ herausgegeben, die den Freunden und Mitarbeitern der Firma aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Firma gewidmet wurden. Diese Jubiläumsschrift zeigt, welch hohe Anforderungen heute eine Firma an ihre Veröffentlichungen stellt. Sie gehört mit zu dem Schönsten, was Buchdruck und Buchgewerbe in unserer Zeit hervorgebracht hat.

Für den *Buchgewerbler* selbst sind eine ganze Reihe wertvoller Bücher erschienen. Wir nennen in erster Linie die „Buchdrucker-Fachbücher“ des *Bildungsverbandes der deutschen Buchdrucker-Sitz Leipzig*. Das erste Heft: Emil Hallupp „Die Kalkulation von Druckarbeiten“ liegt in 4. Auflage vor. Im 2. Heft behandelt Arthur Kupfer den „Bogenanlege-Apparat Universal (Kleim & Ungerer)“ und gibt eine Anleitung zum Verständnis von Mechanismus und Betrieb. Die Schrift ist geprüft von der technischen Kommission des Leipziger Maschinenmeister-Vereins und der Zentralkommission der Maschinenmeister Deutschlands in Berlin. Das 3. Heft ist dem „Bogenanlegeapparat Rotary System Spieß“ gewidmet und von demselben Verfasser herausgegeben. Im 4. Heft behandelt Richard Kopp und Kurt Resch „Spieße, ihre Ursachen und ihre Beseitigung“. Im 5. Heft berichtet A. Walter über „Die Abnützung der Matrizen an der Linotype“ im Auftrag der Zentralkommission der Maschinensetzer Deutschlands. In umfassender Weise behandelt schließlich Heinrich Zeh im 6. Heft unter dem Titel „Der Buchdruckermeister. Handbuch zur Ablegung der Meisterprüfung“ die zahlreichen Fragen des Gewerbes, den großen Stoff in 3 Teile: Kaufmännisches, Gewerbe- und Sozialgesetzgebung, Technisches gliedernd. Leider sind in den geschichtlichen Angaben manche veraltete oder sehr zweifelhafte Angaben enthalten. Ohne weiteres läßt der Verfasser Gutenberg mit Hilfe des Albrecht Pfister die 36zeilige Bibel schaffen usw. Solche Angaben können aber leicht in neuer Auflage ausgemerzt werden. Es ist ein großes Verdienst des Bildungsverbandes der Deutschen Buchdrucker in Leipzig, daß er mit seinen „Fachbüchern“ der Gehilfenschaft wertvolle Fingerzeige gibt.

Im Verlag von *Oskar Brandstetter-Leipzig* ist die 4. Auflage von Otto Säuberlichs buchgewerblichem Hilfsbuch erschienen, das eine Darstellung der buchgewerblich-technischen Verfahren für den Verkehr mit Druckereien und buchgewerblichen Betrieben enthält. Das Werkchen ist so günstig aufgenommen worden, daß sich wenige Monate nach seinem Erscheinen eine 2., während des Krieges die 3. und jetzt die 4. Auflage nötig gemacht hat. Diese Tatsache spricht mehr wie alles andere für die Güte und Brauchbarkeit dieses Buches.

Von den Unterrichtsbriefen für Buchdrucker aus dem Verlag von *Julius Mäser-Leipzig* ist uns „Setzerbrief“ Nummer 16 zugegangen: „Der Briefkopf“. Neubearb. von Rudolf Engel-Hardt. Sobald uns alle Setzerbriefe vorliegen, kommen wir auf sie im einzelnen zurück.

Ein Handbuch für Offset-Druck hat unter Mitarbeit langjähriger Fachleute *Paul Schubert-Leipzig* herausgebracht. Angesichts der Tatsache, daß durch den Offsetdruck ganz neue Arbeitsgebiete erschlossen werden und eine bedeutende Produktionssteigerung durch ihn möglich wird, sind die Ausführungen des Verfassers „Aus der Praxis für die Praxis“ besonders beachtenswert nicht nur für den Anfänger, sondern auch für den bereits geübten Drucker, zumal er aufzeigt, daß der Offsetdruck noch nicht als restlos abgeschlossenes und vollendetes Druckverfahren angesprochen werden darf. Er stellt das fachtechnische Interesse in den Vordergrund und ruft die Fachleute zur Mitarbeit an der Vervollkommnung des Offsetdrucks auf; zweifellos ein sehr verdienstvolles Unterfangen.

Die „Enzyklopädie der Photographie“ des Verlages *Wilhelm Knapp-Halle* hat mit Heft 99 eine dankenswerte Bereicherung erfahren. E. Goldberg, der frühere Professor an der Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig und jetzige Direktor der Ica Act. Gesellschaft-Dresden, hat hier seine Erfahrungen, die er im Laufe der Jahre gesammelt hat, niedergelegt. „Der Aufbau des photographischen Bildes“ lautet der Titel dieser Arbeit, die von bleibendem Wert ist.

In 2. verbesserter Auflage, mit 41 Abbildungen und einer Tafel im Text ist die erste Lieferung der „Einzelschriften zur chemischen Technologie“: Papier von G. Dalen im Verlag von *Johann Ambrosius Barth-Leipzig* erschienen, was nicht nur Fachleute, sondern alle, die mit Papier zu tun haben, mit Freude begrüßen werden. Zeugen doch die Ausführungen des Verfassers von einer umfassenden Kenntnis der Materie nicht nur in geschichtlicher, sondern auch in theoretischer Beziehung, sodaß man in dem Buch ein einwandfreies Material vor sich hat. Interessenten seien deshalb aufs angelegentlichste auf dieses Buch hingewiesen.

Über „Alte pfälzische Papiermühlen und ihre Wasserzeichen“ handelt Emil Häuser mit 15 Abbildungen in einem Sonderabdruck aus der Unterhaltungsbeilage des „Pfälzischen Kouriers“, den der Verlag *D. A. Koch-Speyer* hersg. hat. Da die Unterhaltungsbeilage nur wenigen in die Hand kommt, vor allem aber sich wohl kaum in einer Bibliothek finden wird, ist dieser Sonderdruck besonders zu begrüßen, zumal die Ausführungen nicht unwesentlich sind.

Das 25jährige Bestehen der Firma *H. Berthold A. G. Berlin* als Aktiengesellschaft bot Anlaß, einen Rückblick auf die bisherige Entwicklung des 1858 begründeten Hauses zu tun. So entstand ein Buch, das sich unter den Jubiläumsschriften nicht nur wegen seiner prächtigen Ausstattung, sondern auch wegen seines gediegenen Inhaltes sehr wohl sehen lassen kann.

Inhalts-Verzeichnis.

Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum. — Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig.
Druck von Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 10. 11. 12. OKTOBER/DEZEMBER 1922

Die illustrierten Bibeln der deutschen Inkunabel-Drucker.

Von Direktor Professor Dr. ALBERT SCHRAMM-Leipzig.

Seit einiger Zeit geht eine Nachricht durch die Presse, die gar manchen Freund der Frühdrucke erschreckt hat: Die 42 zeilige Bibel Gutenbergs, die sich im Deutschen Museum für Buch und Schrift zu Leipzig befindet, ein Pergament-Exemplar des kostbaren Druckwerks, soll nach dem *Ausland* verkauft werden. „Ein Verbrechen an deutscher Kultur", so schreibt eine der führenden Tageszeitungen, wäre der Verkauf der Gutenberg-Bibel, zumal sie die *erste illustrierte* gedruckte Bibel überhaupt sei. Es ist richtig, daß das Exemplar des Leipziger Buchmuseums Bilderschmuck aufweist: eine große Anzahl Miniaturen, die alle am unteren Rand des Textes angebracht sind. Sie aber als erste illustrierte gedruckte Bibel zu bezeichnen, ist trotzdem ein Irrtum, der leider durch die Pressenotizen weiter verbreitet worden ist. Wer näher zusieht, wird sofort erkennen, daß zwar ein Teil des Buchschmucks dieses Exemplars der Bibel in die Frühzeit gehört, daß aber die Miniaturen von späteren Händen herrühren, also nicht zur 42zeiligen Bibel als solcher gehören.

Die Notiz über den Verkauf der Bibel hat eine große Anzahl Besitzer und vor allem Besitzerinnen alter Bibeln veranlaßt, ihre „Schätze" dem Buchmuseum anzubieten. Glaubten sie doch, in ihrer seit Großvaters und Urgroßvaters Zeiten wohlbewahrten alten Bibel einen besonderen Wert zu haben, den jetzt in Geld umzusetzen, Gelegenheit wäre, um die Not der Zeit für sie zu lindern. Manch altem Mütterlein mußte ich seine Hoffnung zerstören; aber auch manchem, der es hätte wissen sollen, mußte ich Aufklärung geben. Bis in die gebildetsten Kreise, selbst in die Kreise der Theologen hinein, herrschte die größte Unkenntnis.

Und nun kommt das 400jährige Jubiläum der Luther-Bibel. Am 21. September werden es 400 Jahre, daß Luthers sogenannte „Septemberbibel" erschienen ist, ein Tag, an dem auch das Deutsche Museum für Buch und Schrift nicht ohne weiteres vorübergehen wollte, zumal der Deutsche Pfarrer-Tag während dieser Zeit in Leipzig abgehalten wird. Jetzt, da so viele Augen wiederum auf den Bibel-Druck gelenkt werden, war die Möglichkeit gegeben, durch eine groß angelegte *Ausstellung* der breiten Öffentlichkeit zu zeigen, was alles an wertvollen Bibeln im Lauf der Zeit geschaffen wurde, und zu dieser Ausstellung sollte ein großer Führer erscheinen, der, mit Bildern geschmückt, einen Überblick geben sollte von den Anfängen des Bibeldrucks bis zur Bibel unserer Tage. Die *Ausstellung* ist zustande gekommen und wird, so hoffen wir, gar manchem, insbesondere auch unter den Gebildeten, Klarheit schaffen über den *wahren* Wert besonders einzelner hervorragender Bibeldrucke; die Herstellung des großen *Führers* ist aber zur Unmöglichkeit geworden: die gerade in letzer Zeit enorm gestiegenen Satz- und Druckpreise, vor allem aber die Papierpreise vereitelten das Vorhaben. Man mußte sich beschränken oder den Plan überhaupt aufgeben. Ein zu kurz gefaßter Führer hätte nur Namen und Daten nennen können und hätte den Zweck der Aufklärung nicht erfüllt. So mußte der Plan eines Überblicks über

den *gesamten* Bibeldruck fallen gelassen werden; um aber den Besuchern der Ausstellung wenigstens für den Inkunabel-Saal, der die wertvollsten Bibeldrucke zeigt, eine Wegleitung an die Hand zu geben, wurden die nachfolgenden Ausführungen, die sich an einen Vortrag, den ich anläßlich der Jahres-Versammlung der Gutenberg-Gesellschaft in Mainz hielt, anschließen, in Druck gegeben, freilich auch diese in verkürzter Form. Sie behandeln die illustrierten Bibeln der deutschen Inkunabel-Drucker.

I.

Günther Zainers undatierte Bibel um 1475.

Die Frage nach dem Entstehungsjahr der ersten deutschen illustrierten Bibel ist noch nicht mit Sicherheit geklärt. Zwei undatierte Bibeln kommen als erste Drucke in Frage: Des ersten Augsburger Druckers Günther Zainer undatierte Bibelausgabe und der Bibeldruck Jodocus Pflanzmanns. Von Günther Zainer ist uns eine Bücheranzeige vom Jahre 1474 erhalten, die Konrad Burger in seinen „Buchhändler-Anzeigen des 15. Jahrhunderts" unter Nummer 14 uns in getreuer Nachbildung zugänglich gemacht hat. In dieser Bücher-Anzeige ist die undatierte Bibel Zainers noch nicht vorhanden. Eine zweite Bücher-Anzeige, die Konrad Burger in dem genannten Werk unter Nummer 20 nach dem Göttinger Exemplar, das in einem Buchdeckel eines dortigen Zainerdrucks gefunden wurde, veröffentlicht hat, vom Jahr 1476 führt die Bibel auf. Zwar ist die Anzeige, die aus einem in zwei Stücke zerschnittenen Folioblatt besteht, gerade an der Stelle, an der die Bibel erwähnt wird, defekt, aber das wenige, was fehlt, kann unschwer ergänzt werden. K. Meyer gibt sie im „Zentralblatt für Bibliothekwesen" IX (1892), Seite 131 wie folgt wieder:

„Das buc]h [d'] teutschen B[ibel mit fi]g[uren mit] g[röß-]tem fleiß corrigiert vñ gerechtgemacht. Also dz alle frembde teutsch vnnd vnuerstentliche Wort, so in den erstgedruckten klainen bybeln gewesen, gantz aufgethan, vñ nach dem latein gesetzt vñ gemacht seind".

Die undatierte Bibel Zainers muß also wohl um 1475 entstanden sein. Die genaue Zeit läßt sich nicht feststellen. Aus den Typen, die sonst überraschend Auskunft geben, läßt sich die Frage nicht lösen. Sicher ist nur, daß die verwendete Type 2 von Günther Zainer in dessen *früheste* Buchdruckzeit gehört. Nach einem Brief von dem Bibliothekar der Kartause zu Buxheim, Hieronymus Pfeuffer vom 3. April 1768 an den Bibliothekar der Koblenzer Kartause hätte Günther Zainer 1474 ein Exemplar der Bibel dem Buxheimer Kloster geschenkt laut dem „Liber benefactorum". Nach alledem neige ich mehr und mehr dazu, die Günther Zainer'sche Bibel an erste Stelle zu setzen, wie es auch der Bibelkatalog des Britischen Museums in London tut.

Günther Zainer hat seine Aufgabe ernst genommen. Er wollte mit seiner Bibel etwas Hervorragendes schaffen; das zeigen nicht nur seine Worte in der Buchhändler-Anzeige, in denen er seine Bibel den „erstgedruckten klainen bybeln" gegenüberstellt, das zeigt schon die äußere Aufmachung: In groß-Folio macht seine Bibel 2 volle mächtige Bände aus; breitrandig sind die Exemplare auf prächtiges Papier gedruckt und mit Holzschnitt-Initialen geschmückt, und auch der Text als solcher ist sprachlich außerordentlich bemerkenswert. Er sagt keineswegs zuviel, wenn er im Schlußwort der Bibel ausführt:

„Diß durchleichtigest werck d' gantzen heyligen geschrift genandt die bibel fur all ander vor gedruckt teutsch Bibeln lauterer, klaerer vnnd warer nach rechtem gemeynen teutsch dar vor gedrucket".

Die Zainer-Bibel ist in der Tat eine Druckkostbarkeit. Schön und ruhig ist ihr Satzbild, schön die Type, tiefschwarz die Farbe, und dazu die großen Bilder-Initialen! Jedes Buch der Bibel ist mit einem bemerkenswerten Holzschnitt, der auf den Inhalt des betreffenden Buches sich bezieht, eingeleitet. Bilder-Initialen sind es, die wir vor uns haben, und damit ist die Zainer'sche Bibel die erste, die Holzschnitte enthält.

Die Bibel beginnt mit der „Epistel des heylichen priesters sant Iheronimi zu Paulinum von allen gotlichen buchern der hystori". In der Initiale B sehen wir Hieronymus in Kardinalstracht vor einem Pult mit aufgeschlagenem Buch, Paulinus gegenübersitzend (siehe Abbildung 1). Blatt V r Spalte 1 finden wir den Anfang der



Abb. 1:
Hieronymus und Paulinus.



Abb. 2:
Gott Vater mit der Weltscheibe.

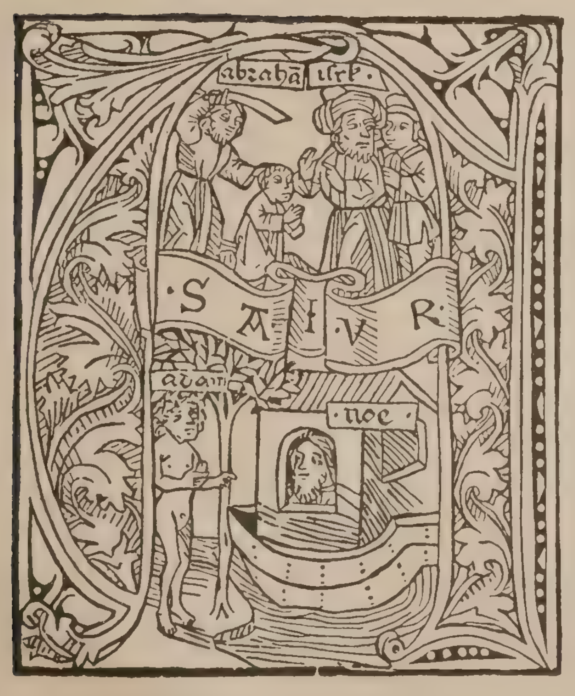


Abb. 3:
Initiale A mit verschiedenen Darstellungen.



Abb. 4:
Initiale R vor dem Römerbrief.

Genesis mit der Initiale I: Gottvater hält eine runde Scheibe in der Hand, auf der Sonne, Mond und Sterne, Pflanzen und Tiere, Berge, sowie eine Stadt dargestellt sind; in einem Garten abgezäunt sehen wir Adam und Eva mit dem Baum der Erkenntnis, um den sich eine Schlange mit Menschenhaupt windet (siehe Abbildung 2). Schon diese beiden Initialen zeigen, daß wir, wer auch immer die Initialen entworfen haben mag, einen Mann von außerordentlicher Geschicklichkeit vor uns haben. Die Umrisse der Buchstaben, in die die Darstellungen einzuordnen waren, setzten natürlich der Formgebung enge Schranken. Trotz alledem finden wir in den Darstellungen große Mannigfaltigkeit, wenigstens was das alte Testament betrifft. Die Initiale D zu Beginn des Exodus enthält den Untergang Pharaos mit seinem Heer im roten Meer, während das Buch Leviticus in seiner Initiale D Mose und Aaron zeigt, die zu drei Männern reden. Das Buch Numeri leitet eine Initiale V ein, die wiederum Mose und Aaron, mit einer Gruppe von Männern redend, enthält. In der Initiale D des Deuteronomiums schließlich ist dargestellt, wie Moses die Gesetzestafeln von Gott empfängt und sie den Kindern Israels überbringt.

All die Darstellungen hier aufzuführen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum; sie alle sind in Originalgröße in Band 2 meines „Bilderschmucks der Frühdrucke" Abbildung 609—679 abgebildet.[1]) Meist sind *mehrere* Vorgänge in *einer* Initiale dargestellt. So finden wir in der Initiale, die das „ander bůch der Künig" einleitet, oben David und Goliath, jenen mit der Schleuder, diesen mit Speer in voller Rüstung und über beiden das Namensband, während unten die Zurückbringung der Bundeslade durch die Philister auf einem Wagen, der von zwei Kühen gezogen wird, gezeigt wird. Zu solcher Darstellung verschiedener Vorgänge eigneten sich vor allem Buchstaben, die durch ihre *Form* schon selbst eine Teilung der verfügbaren Fläche ergaben. So ist die Initiale A, mit der das erste Buch Paralipomenon beginnt, für die Darstellung verschiedener Begebenheiten benützt. Der Querstrich des A mit den Buchstaben S. A. J. V. R., deren Bedeutung mir trotz aller Bemühungen noch nicht klar ist, teilt die Innenfläche in zwei Teile. Auf dem unteren Teil sehen wir Adam unter einem Baum und Noah in der Arche, auf dem oberen Abraham, der Isaak opfern will, außerdem zwei Männer, über dem einen den Namen „Israel" (siehe Abbildung 3). Die Abbildungen im zweiten Band — die undatierte Ausgabe beginnt mit einer neuen Blattzählung — weisen lange nicht die Abwechslung auf, wie die des ersten Bandes. Dies gilt insbesondere für das Neue Testament. Die Anfänge zu Matthäus, Markus, Lucas und Johannes zeigen jeweils den Evangelisten in der Initiale mit ihren Symbolen: Löwe, Stier, Adler usw. Wir finden keine Darstellung der Lebens- und Leidensgeschichte; sie ist nur gelegentlich angedeutet. Diese Tatsache erklärt sich leicht dadurch, daß das Leben Jesu in Plenarien und anderen ihm besonders gewidmeten Büchern reichlich und häufig illustriert vorlag. Noch dürftiger wird der Bilderschmuck der Initialen vor den Briefen: Römer-Brief, Corinther-Briefe, Galater-Brief usw. In ihnen finden wir immer wieder *dasselbe* Motiv dargestellt: Die Überbringung des Briefes und die Inempfangnahme desselben. Am Anfang des Römer-Briefes steht die Initiale R und in ihr unten die Stadt Corinth, in deren Mauern Paulus sitzt und einem Boten ein Buch übergibt; oben die Stadt Rom, in der der Bote angekommen ist und das Buch übermittelt (siehe Abbildung 4). Kommt mit diesen Szenen auch eine große Einförmigkeit in den Bilderschmuck der Initialen, so ist doch die Verschiedenheit in der Wiedergabe der Handlung beachtenswert, ohne daß sie freilich von besonderer Wirkung wäre.

Und noch ein paar Worte über die *Sprache* der Bibel. Schon der erste datierte Druck mit Holzschnitten, der am 25. Oktober 1471 aus Günther Zainers Offizin hervorging: Der „Winterteil" von Jacobus de Voragine's „Leben der Heiligen" zeigt, daß Günther Zainer auch hierauf den größten Wert legte. Man braucht in diesem und auch im „Sommerteil" nur zu lesen, um bald zu merken, daß dem Text besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Dies gilt in erhöhtem Maße für die Bibel. Besonders wertvoll ist uns die Bibel geworden durch Darlegungen von Geheimrat Roethe, der in der philosophisch-historischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften das Verhältnis der Lutherbibel zu

[1]) Albert Schramm. Der Bilderschmuck der Frühdrucke. 2. Die Drucke von Günther Zainer in Augsburg. Leipzig 1920. Verlag Karl W. Hiersemann.

der vorlutherischen Bibel-Übersetzung besprach und dabei feststellte, daß Luther die Zainer'sche Redaktion ausgiebig und regelmäßig bei seiner Arbeit herangezogen hat.

Alles in allem haben wir in der undatierten Ausgabe der Zainer'schen Bibel ein Druckwerk vor uns, das zu den wertvollsten Stücken der Inkunabelzeit gehört.

II.

Die Bibel von Jodocus Pflanzmann um 1475.

An Wert und Bedeutung steht der Zainer'schen Bibel der Bibeldruck des Prokurators und Fürsprechs des geistlichen Gerichts zu Augsburg Jodocus Pflanzmann weit nach. Daß er so bekannt geworden ist, verdankt er wohl nur der Tatsache, daß er lange Zeit unwidersprochen als die erste deutsche illustrierte Bibel angesehen wurde. Seine Datierung ist schwer. Nachweislich beginnt die Drucktätigkeit Pflanzmanns erst 1475, wann er aber die Bibel vollendet hat, ist aus keinem Anzeichen ersichtlich. 55 Holzschnitte zählen wir in seiner Bibel, sie sind aber nur von 21 Holzstöcken abgezogen. Die meisten stehen künstlerisch keineswegs hoch und erinnern an den primitiven Briefmaler-Stil. Nur einigen wenigen, wie der Darstellung der Schöpfung (Abbildung 5) und der Erschaffung der Eva (Abbildung 6) ist mehr Sorgfalt gewidmet. Eine große Einförmigkeit kommt in den Bilderschmuck der Pflanzmannn'schen Bibel durch die häufige Verwendung ein und desselben Holzschnitts für die verschiedensten Personen. Alle Propheten, alle Könige, alle Apostel, alle Evangelisten sind durch dasselbe Bild dargestellt: Die Propheten durch einen alten Mann mit Turban und langem Gewand, an einem Tisch sitzend, die Hand in einem aufgeschlagenen Buch, die Könige durch ein und dieselbe Figur mit einer Krone auf dem Haupt; (siehe Abbildung 7), die Apostel und Evangelisten wiederum durch den Typ eines Mannes auf dem Thron vor einer Mauer in einer bergigen Landschaft (siehe Abbildung 8), zweifellos alle darauf berechnet, zur Unterscheidung von einander koloriert zu werden. Daß Muther in seinem Werk „Die deutsche Bücher-Illustration der Gothik und Frührenaissance" die Farben festlegt: Johannes in rotem Gewand, Micha in blauem, Nahum in grünem, Habakuk in weißem, oder Petrus in rotem Gewand mit blauem Mantel, Paulus in blauem Gewand mit rotem Mantel usw., mag für das Exemplar, das ihm vorlag, richtig sein; ein Beweis, daß alle Exemplare in derselben Weise koloriert worden sind, ist damit nicht gegeben. So ist der Pflanzmann'sche Bilderschmuck recht dürftig und keineswegs ein Fortschritt in der Bibel-Illustration.

III.

Die Sensenschmid-Bibel um 1476.

Auch die dritte illustrierte Bibel der Inkunabelzeit, die sogenannte Sensenschmid-Bibel, ist undatiert und gibt auch keine Kunde von Drucker und Druckort. Eingehende Typenvergleichungen haben es aber ermöglicht, sie einwandfrei als einen Druck von Frisner und Sensenschmid in Nürnberg festzustellen, der um das Jahr 1476 erschienen sein muß. Wie Günther Zainers Bibel, so weist auch unsere dritte Bilderbibel Initialen auf, in die Darstellungen der jeweiligen Begebenheiten des Buches, das sie beginnen, einkomponiert sind. Zwar scheinen sie auf den ersten Blick, zumal ihre Größe von den Zainerschen verschieden ist (Zainer 90:74, Sensenschmid 78:83), Neues zu bringen, ein Vergleich aber, wie ihn Paul Knoblauch in seiner Dissertation „Die Bild-Initialen der Augsburger Zainerbibel und der Sensenschmidbibel", Greifswald 1916, angestellt hat, beweist, daß die Sensenschmid-Initialen *stofflich* von den Zainerschen abhängig sind; freilich *künstlerisch* stehen sie in mancher Beziehung höher als letztere und sind insofern unserer besonderen Beachtung wert. Zwei Beispiele (siehe Abbildung 9 und 10) zeigen aber, daß das nicht immer in jeder Beziehung zutrifft. Auf Näheres einzugehen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum. Über die verschiedenen Streitfragen vergleiche man die oben genannte Schrift Knoblauchs, in der auch die nötige Literatur zusammengestellt ist.



Abb. 5:
Erschaffung der Welt.



Abb. 6:
Erschaffung der Eva.



Abb. 7:
Typ eines Königs.



Abb. 8:
Typ eines Apostels oder Evangelisten.





Abb. 9 und 10:
Aus der Sensenschmid-Bibel.



Abb. 11:
Kampfszene in der Sorg-Bibel.



Abb. 12:
Aus der Sorg-Bibel.

IV.

Zainer-Bibel vom Jahre 1477.

Im Jahre 1477 hat der Augsburger Drucker Günther Zainer seine Bibel mit Bilder-Initialen nochmals aufgelegt, diesmal versehen mit dem Jahr der Fertigstellung des Druckes 1477 und einem Signet (Günther Zainers Druckerzeichen?). Diese datierte Bibel unterscheidet sich im Bilderschmuck von der undatierten dadurch, daß sie eine Initiale mehr verwendet.[1]) Im übrigen hat Günther Zainer auch auf diese zweite Ausgabe viel Mühe und Arbeit verwendet, sodaß auch sie mit zu den größten Schätzen aus der Inkunabelzeit zählt.

[1]) Vergleiche Schramm, Bilderschmuck der Frühdrucke. Band II, Seite 19ff.

V.

Sorg-Bibel vom Jahr 1477.

Inzwischen war in Augsburg Augsburgs fruchtbarster Drucker Anton Sorg auf den Plan getreten. Was irgendwie frei wurde, hat er an sich gezogen. Zunächst übernimmt er in seiner Bibelausgabe, die „am freytag vor sant Johannsentag des teuffers", das ist am 20. Juni des Jahres 1477 erschien, die Pflanzmannschen Holzschnitte, von denen er einige wegläßt, dafür aber 23 neue hinzufügt. Damit ist die Eintönigkeit der Pflanzmann'schen Bibel behoben worden, die Sorg'sche Bibel ist damit aber trotzdem hinter Günther Zainers Bilderreichtum weit zurück geblieben. Was er hinzugefügt hat, ist übrigens mehr oder weniger Entlehnung aus nichtbiblischen Werken (siehe Abbildung 11 und 12).

VI a und b.

Die Kölner Bibeln um 1479.

Was bisher an Bilderbibeln auf den Markt gekommen war, wird völlig in Schatten gestellt durch die Kölner Bibeln, die kurz vor Beginn des 9. Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts erschienen. In zwei Fassungen liegen sie uns vor, in niedersächsischer Mundart und in einer holländisch-kölnischen Ausgabe, wobei die niedersächsische Ausgabe in den verschiedenen erhaltenen Exemplaren gelegentlich eine unwesentliche Variante in der Schlußschrift aufweist. Daß sie in *Köln* gedruckt sind, geht aus der Vorrede hervor, die da sagt: „gedrucket in der louelycker stat Coelne;" daß sie von *Heinrich Quentell* gedruckt wurden, ergibt sich mit Sicherheit nicht nur aus den Typen, wie Ernst Voulliéme zuletzt in seinem Werk „Die deutschen Drucker des 15. Jahrhunderts" (2. Auflage, Berlin 1922. Verlag der Reichsdruckerei, Seite 46 f.) überzeugend dargetan hat, sondern auch aus dem Buchschmuck, besonders aus Zierleisten, die in verschiedenen Drucken Quentells sich wiederfinden. Letztere Tatsache hat Rudolf Kautzsch, wie ich glaube, mit vollem Recht, in seiner wichtigen Arbeit „Die Holzschnitte der Kölner Bibel von 1497" (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 7. Heft, Straßburg 1896) dazu benützt, um auch die *Zeit* des Erscheinens festzulegen. Die Zierleisten, die von hervorragender Schönheit sind, sind für die Bibel und nicht erst für die kleineren Drucke der Jahre 1479 und 1480, die datiert sind, geschaffen worden. So müssen die Bibeln bereits um 1479 fertig gewesen sein. Ob beide Fassungen gleichzeitig oder in rascher Folge hintereinander gedruckt wurden, kann hier nicht erörtert werden, mit Kautzsch und Voulliéme möchte ich die niedersächsische Bibel an erste Stelle setzen.

Außerordentlich reich ist der Bilderschmuck der Kölner Bibeln. Keine Bibel vordem hatte solch ansehnlichen Bilderkreis in solch großen Holzschnitten aufzuweisen. Kein Wunder, daß das Werk sofort beachtet und von größter Wirkung auf die späteren Erscheinungen wurde. Wer die späteren Ausgaben von Bilderbibeln bis hinein in die Luther-Zeit und über sie hinaus daraufhin genauer prüft, wird leicht finden, welch großen Einfluß und wie viele Anregungen sie diesen Ausgaben gegeben haben. Nicht weniger wie 113 Holzschnitte und vier prächtige Zierleisten schmücken die niedersächsische Ausgabe, während die holländisch-kölnische deren 123 aufweist. Bei ihr sind in der Genesis und im Exodus, sowie im Neuen Testament je ein neuer Holzschnitt dazu gekommen, vor allem aber hat die Offenbarung sieben große bemerkenswerte Holzschnitte

Abb. 13: Aus der Jugendgeschichte Moses.

Abb. 14: Bileam und der Engel.

Abb. 15: Die vier Tiere aus der Weissagung Daniels.

Abb. 16: Die himmlischen Reiter über Jerusalem.

erhalten. Auch zwei neue Zierleisten finden sich. Kurz, ein gewaltiges Bildermaterial*), das um so mehr wirkt, als es sich nicht um kleine Holzschnitte handelt, sondern um solche, die die ganze Seitenbreite einnehmen.

Über die Holzschnitte lesen wir im Vorwort, sie seien beigegeben worden, um das Verständnis des Textes zu erleichtern und zum Lesen anzuregen, im übrigen seien es „Bilder, wie sie seit alters noch heute in vielen Kirchen und Klöstern gemalet stehen". Letztere Bemerkung hat viele veranlaßt, darunter auch Muther in seinem Werk „Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance" und in seiner kleinen Schrift: „Die ältesten deutschen Bilderbibeln" die Holzschnitte für *Originalarbeiten* zu halten, die alten Gemälden nachgebildet seien. Mit Recht hat Rudolf Kautzsch in seiner oben erwähnten Arbeit diese Auffassung zurückgewiesen und durch seine Ausführungen überzeugend dargetan, daß die Holzschnitte *Kopien* nach Zeichnungen einer Handschrift sind; er hat dabei glücklicherweise die Handschrift 516 der preußischen Staatsbibliothek in Berlin heranziehen und feststellen können, daß die Holzschnitte der Kölner Bibeln „zwar wohl in Köln entstanden, aber nicht aus der Kölner Kunst erwachsen sind, weder inhaltlich noch technisch: Ein in Frankreich geschulter Formschneider hat sie gefertigt". Seine allgemeinen Bemerkungen, die Kautzsch bei dieser Gelegenheit macht, sind besonders beachtenswert, vor allem die Tatsache: „Die Illustrationen eines im 15. Jahrhundert gedruckten Buches beruhen in den allerseltensten Fällen auf Originalzeichnungen; fast stets sind die Illustrationen aus Handschriften kopiert."

Schließlich noch ein paar Worte über den *Inhalt* der Holzschnitte. Er ist überaus mannigfaltig, was das Alte Testament betrifft, auf das nicht weniger als 99, beziehungsweise 101 Holzschnitte entfallen. Besonders in die Augen fallend ist der Holzschnitt vor dem Beginn der Genesis: Drei Kreise, konzentrisch ineinander gelegt, umrahmen das eigentliche Bild: Der erste Kreis stellt den Himmel dar und ist mit Brustbildern von Engeln geschmückt, im zweiten sehen wir Sonne, Mond und Sterne; im dritten das Wasser, in dem Fische und alle möglichen Wassertiere sich finden; er führt auf das Mittelbild, auf die Erde, wo Tiere aller Art auf einer Wiese, die im Hintergrund von Bergen begrenzt ist, sich tummeln, während im Vordergrund Gottvater Eva aus der Rippe Adams hervorholt.

Alle folgenden Holzschnitte nehmen die ganze Seitenbreite ein. Sündenfall und Vertreibung, der Brudermord Kains, die Arche Noah, Hams Schandtat, der babylonische Turm, Abraham und die Engel, Isaaks Opferung, der blinde Isaak und seine Söhne. Jacob und die Himmelsleiter, Josephs Verkauf, Josephs Einkerkerung, Pharaos Traum, Josephs Brüder in Ägypten bis zu ihrer Entlassung, Jacob vor Pharao, Jacobs Segen und Begräbnis, all das finden wir auf den Holzschnitten der Genesis dargestellt. Noch reicher ist der Bilderschmuck des Exodus. Beginnend mit Josephs Begräbnis, neben dem Pharao und die Ammen auf einem Blatt dargestellt sind, wird in vielen Bildern das Leben Moses geschildert: Seine Jugendgeschichte (siehe Abbildung 13), seine Berufung, die ersten Wunder vor Pharao, die Plagen der Frösche, der Fliegen, der Beulen, des Hagels, der Heuschrecken, der Finsternis, der Tötung der Erstgeburt, das Passahmahl, der Durchzug durchs Rote Meer, der Siegesgesang, das Manna und die Wachteln, das Schlagen des Wassers aus dem Felsen, die Amalekiter-Schlacht, die Übergabe der Gesetzestafeln, die Verpflichtung auf das Gesetz, die Herstellung des heiligen Geräts, die Anbetung des goldenen Kalbs, die Strafe hierfür und Moses Fürbitte, die Inempfangnahme der neuen Gesetzestafeln. Das Buch Leviticus weist nur zwei Holzschnitte auf: Mose vor Gott, Aaron und seine Söhne hinter ihm und den Untergang Nadabs und Abihus. Neun Holzschnitte schmücken das Buch Numeri: Die Zählung des Volks, Mose und Aaron blasen die Trompeten, die Kundschafter mit der Traube, die Bestrafung der Rotte Korahs, Aarons grünender Stab, Aarons Begräbnis, die Aufrichtung der ehernen Schlange, Bileam und der Engel (siehe Abbildung 14) und schließlich die Einsetzung Josuas. Auf den zwei Holzschnitten des Deuteronomiums sehen wir Mose, Gottes Befehle aufschreibend und Moses Begräbnis. Die Bücher Josua und Richter sind mit je drei Holzschnitten versehen: Der Fall Jerichos, die Hinrichtung der fünf Könige und Josuas Begräbnis im ersteren, die Berufung Gideons, die Begegnung Jephthas mit seiner Tochter und die Tötung des Löwen durch Simson, im letzteren darstellend. Im Buche Ruth

*) Das gesamte Bildermaterial der Kölner Bibeln siehe in: *Albert Schramm*. Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Band 8: Die Drucke von Heinrich Quentell. Leipzig 1922. Karl W. Hiersemann.

Abb. 17: Marcus mit dem Löwen. Die Auferstehung Christi. Simson mit den Toren.

Abb. 18: Offenbarung Johannis: Die vier Reiter.

findet sich die Geburt Obeds als einziger Holzschnitt, während die Bücher der Könige wiederum reichen Bilderschmuck aufweisen: Elkana mit seinen beiden Frauen bei Tisch, der Raub der Bundeslade durch die Philister, die Salbung Sauls durch Samuel, die Salbung Davids, der Kampf zwischen David und Goliat, der Kampf mit den Philistern, Sauls Tod und die Überbringung der Botschaft an David, die Ermordung Abners, die Überführung der Bundeslade nach Jerusalem, David und Bathseba, Absaloms Tod, Joabs Tod und David mit dem Pestengel, Davids Begräbnis und Salomo mit Bathseba, Salomos Urteil, Salomo und die Königin von Saba, Asa siegt über die Mohren, Elias Himmelfahrt, die Verspottung des Elisa, Naemans Bad im Jordan, der Tote und Elisas Gebeine, Ahabs Opfer, Hoseas und Israels Wegführung, die Assyrer durch den Engel des Herrn geschlagen, die Zersägung des Jesaias. Die weiteren Bücher des Alten Testaments haben nur noch wenigen Bilderschmuck. Paralipomenon I und II zeigt nur Eleazars Sieg im Gerstenacker und Josias Begräbnis; in Esdras findet sich nur eine Darstellung, die Genehmigung der Rückkehr der Juden (beachte im Hintergrund die Hauptgiebelmauer des Kölner Domes mit dem Domkranen), während das Buch Tobias wiederum mit drei Holzschnitten geschmückt ist: Die Erblindung des Tobias, des jungen Tobias Fischfang, und die Heilung des erblindeten Tobias. Judith, Esther und Hiob weisen je einen Holzschnitt auf: Judith übergibt der Magd das Haupt des Holofernes, Esther vor Ahasver, Hiob und seine Frau. Vor den Psalmen findet sich ein Holzschnitt, der David auf der Harfe spielend, zeigt. Bei den beiden letzten Büchern des Alten Testaments: Daniel und Makkabäer I und II, setzt die Illustration wieder etwas reichlicher ein. Daniel zeigt fünf Holzschnitte (die drei Männer im Feuerofen, die vier Tiere aus der Weissagung Daniels [siehe Abbildung 15], das Gesicht vom Kampf des Widders und des Bocks, Daniels Urteil und Daniels Errettung aus der Löwengrube), die Bücher der Makkabäer deren vier (der Sieg des Judas Makkabaeus, die Unterhandlung mit den Juden, die Auffindung des heiligen Feuers, die himmlischen Reiter über Jerusalem [siehe Abbildung 16]). Beim Neuen Testament halten sich auch die Kölner Bibeln an die Tradition, daß die Evangelien nur durch Darstellungen der Evangelisten und die Briefe durch die Darstellung der Übergabe und Bestellung eines Briefes eingeleitet werden. Neben Matthäus mit dem Engel sehen wir die Vorfahren Christi, neben Marcus mit dem Löwen die Auferstehung Christi und Simson mit den Toren (siehe Abbildung 17), neben Lucas mit dem Ochsen die Geburt, Anbetung, Darstellung Jesu, neben Johannes mit dem Adler die Dreieinigkeit in einer Wolke. Die Darstellung des briefüberbringenden Boten findet sich vor acht kanonischen Briefen und zwar immer von *demselben* Holzstock. Die niedersächsische Ausgabe weist nun nur noch ein Bild zur Offenbarung Johannis auf, während die Offenbarung in der kölnisch-holländischen Ausgabe mit acht Holzschnitten geschmückt ist: Johannes auf Patmos, sein Gesicht und sein Martyrium, die vier Reiter (siehe Abbildung 18), die Versiegelung der Knechte Gottes, die Posaunenengel, der Engel mit den Säulenfüßen, das siebenköpfige Tier und der Drache, der Kampf mit dem Drachen, die Hure von Babel und die Schnitterengel.

Sind auch die Illustrationen der Kölner Bibel keine Original-Kompositionen, wie wir oben gesehen haben, so ist doch ihr Bilderkreis für uns von größter Bedeutung. Die Kölner Bibeln sind und bleiben ein wichtiger Bestandteil in der Geschichte der Bibel-Illustration, insbesondere der Inkunabelzeit.

VII.

Die Sorgsche Bibel von 1480.

Am „montag vor der heyligen drey künig tag", das ist: Am 3. Januar des Jahres 1480 tritt der Augsburger Drucker Anton Sorg mit einer neuen Bibel an die Öffentlichkeit. Nicht benützt er diesmal die Bilder der Pflanzmann'schen Bibel; er ist inzwischen auch in den Besitz der Günther Zainer'schen Initialen gekommen (Günther Zainer ist am 13. April 1478 gestorben), denen er nur eine neue hinzufügt, während er im übrigen die übernommenen Holzstöcke ohne jegliche Änderung in seine Bibel eindruckt.



Abb. 19: Straßburger Bibel: Schöpfungsszene.

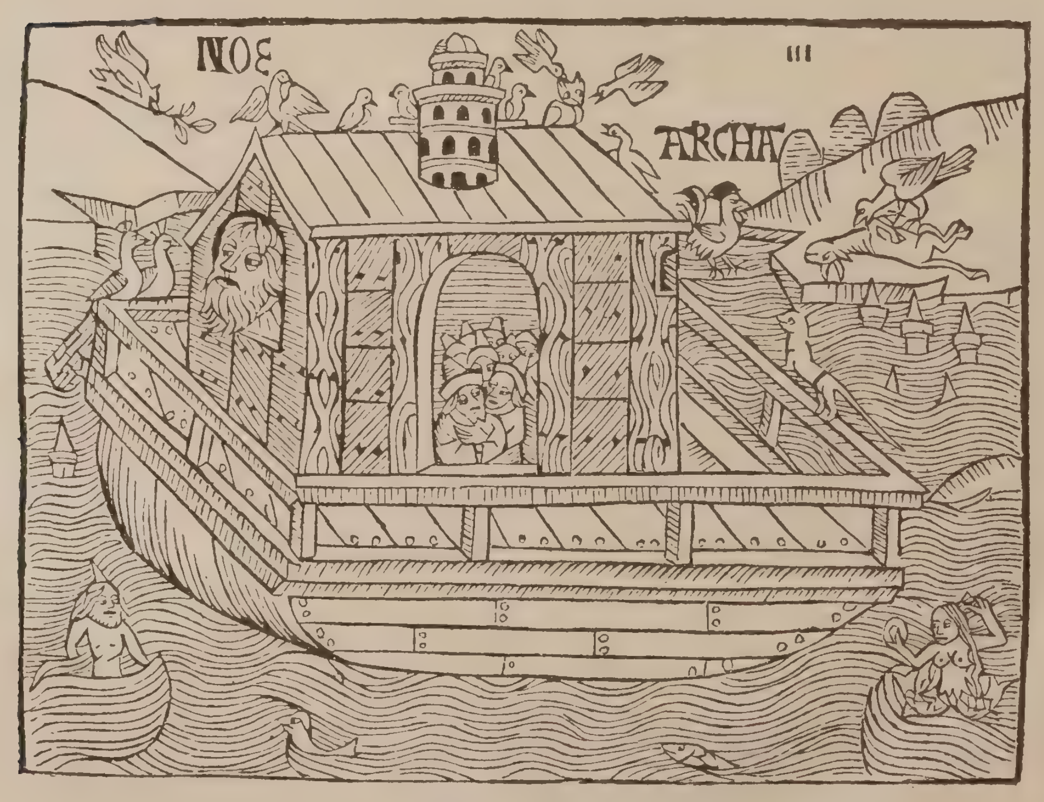


Abb. 20: Straßburger Bibel: Arche Noahs.

VIII.

Die Koberger Bibel von 1483.

Wie der fruchtbare Augsburger Drucker Anton Sorg, so übernimmt auch die große und bedeutende Offizin des Nürnberger Druckers Anton Koberger für ihre Bibel, die sie „am montag nach Inuocauit", das ist am 17. Februar des Jahres 1483, auf den Markt bringt, den Bilderschmuck aus früheren Bibeldrucken. Sie greift auf die Kölner Bibeln zurück. So weist denn Kobergers Bibel dieselben großen Holzschnitte auf, wie die Quentell-Drucke. Einige derselben sind fortgelassen. Ihre Zahl beträgt deshalb nur 109. Ob der Holzschnitt der Apokalypse, auf dem Papst, Kaiser, Kardinal und andere Würdenträger von der Erde verschlungen werden, mit Rücksicht auf den Leser oder aus anderen Gründen weggelassen wurde, mag dahin gestellt sein. Jedenfalls verfehlen die immer noch zahlreichen Holzschnitte auch in Kobergers Druck ihre Wirkung nicht.

IX.

Straßburger Bibel von 1485.

„Gedrucket in der loeblichen keyserlichen freystatt Straßburg. Nach der geburt cristi des gesetzes der genaden. viertzehenhundert vnd in dē fünffvndachtzigsten iar vff montag der zweyt des mondes May (= 9. Mai)" erschien bei Johannes Grüninger „mit schoenen figurē dy historien bedeutende" die neunte illustrierte deutsche Bibel der Inkunabelzeit. Auch sie geht in ihrem Bilderschmuck auf die Kölner Bibel zurück und lehnt sich wohl an Kobergers Druck an. Sie weist wie dieser 109 Holzschnitte auf, die aber alle wesentlich verkleinert, zum Teil im Gegensinn kopiert und auch vielfach abgeändert sind. Zu der Verkleinerung der Holzschnitte zwang schon das kleinere Format. Die zwei Bände der Grüninger'schen Bibel sind keine Groß-Folianten mehr, wenn sie auch das Folioformat beibehalten. So kommt es auch, daß wie übrigens bereits bei der Koberger-Bibel, die Zierleisten weggefallen sind. Verkleinert und im Gegensinn geschnitten, erscheint am Anfang die Schöpfungszene (siehe Abbildung 19); die übrigen Holzschnitte zeigen mehr oder weniger Veränderungen (vergleiche z. B. die Arche Noahs (Abbildung 20), vor allem einzelne der folgenden Bilder, in denen der Zeichner zum Teil sogar auf andere Vorlagen übergreift. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Holzschnitte unserer Straßburger Bibel trotz der Verkleinerung immer noch recht wirksam sind, so reichen sie doch bei weitem nicht an die Bedeutung ihrer Vorlage: der Kölner Bilder heran.

X. und XI.

Die Schönsperger-Bibeln.

Auch die Illustrationen der zwei Bibeln, die der Augsburger Drucker Johann Schönsperger „an sant Vrbans tag", das ist am 25. Mai des Jahres 1487 und am „afftermontag vor Martini", das ist am 9. November 1490, auf den Markt gebracht hat, gehen in ihrem Bilderschmuck auf die Kölner Bibeln zurück; auch ihre Holzschnitte sind wie die der Straßburger Bibel verkleinerte Kopien der großen Kölner Vorlagen. Ihr Anschluß an die Vorlage ist viel enger als der der Grüninger'schen Bibelausgabe. Bemerkenswert ist, daß der letzte Holzschnitt des Alten Testaments, wie auch der letzte des Neuen Testaments das Monogramm HБ trägt. Im übrigen weisen die Schönspergerischen Bibeln einen neuen Holzschnitt auf, der Hiob und seine Freunde darstellt. Daß Schönsperger die Bibel innerhalb weniger Jahre zweimal herausbringen konnte, zeigt, welch großen Anklang die Bibeln auch mit den verkleinerten Holzschnitten gefunden hat.

XII.

Die Lübecker Bibel.

Das buchreiche Jahr 1494 bringt die letzte deutsche illustrierte Bibel der Inkunabelzeit: ein außerordentlich bedeutungsvolles Holzschnittbuch mit großen, eindrucksvollen Bildern. „Vp den dach der hilghen wedewen sunte Elizabeth, de dar was de XIX. dach des manten Nouembris",

Abb. 21: Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradies.

Abb. 22: Lot und seine Töchter.

Abb. 23: Joseph wird von seinen Brüdern verkauft.

Abb. 24: Die Kundschafter mit der Traube.

das ist: am 19. November des Jahres 1494, hat sie Steffen Arndes herausgegeben. Nur eine so leistungsfähige Offizin, wie die von Arndes, die finanziell kräftig durch den Staller auf Nordstrand Lorenz Leve unterstützt wurde, konnte solch ein gewaltiges Werk schaffen. Wieder liegen zwei gewaltige Foliobände vor uns, wieder tut sich vor unseren Augen reichster Bilderschmuck auf. Der Bibeldruck ist das bedeutendste Werk der Lübecker Buchkunst des 15. Jahrhunderts.

Die zahlreichen Holzschnitte geben uns eine große Anzahl Rätsel auf. Unverkennbar sind sie von denen der Kölner Bibeln beeinflußt, ikonographisch und hinsichtlich der Kompositionen zeigen einzelne sogar engsten Anschluß, und doch sind sie höchst beachtenswerte Neuschöpfungen. Adolf Tronnier ist ihnen in seiner Schrift: „Die Lübecker Buchillustration des XV. Jahrhunderts" nachgegangen, Axel L. Romdahl hat sie in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" 1905/1906 mit viel Geschick behandelt, Hans Wahl hat sie durch eine Ausgabe des Verlags Kiepenheuer-Weimar weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Bei aufmerksamem Betrachten zeigt sich ein nicht unwesentlicher Unterschied nicht nur in der Technik, sondern auch im Stil der Holzschnitte. Diese Tatsache hat dazu geführt, sie in zwei Gruppen zu zerlegen und verschiedene Künstler anzunehmen. Ein sicheres Resultat hat sich aber daraus nicht ergeben. Zur Zeit müssen wir uns bescheiden und können uns nur freuen an den kräftigen und lebensvollen Darstellungen, für die keine Kolorierung mehr in Frage kam. Der alte Holzschnittstil ist verlassen, an seine Stelle ist eine gut angewandte Strichzeichnungmanier getreten. Was bei den besten Stücken vor allem in die Augen springt, ist die bis dahin kaum beobachtete sichere Gestaltung der Menschen. Kraftvolle und sehnige Männer, würdige und anmutsvolle Frauen treten uns entgegen, aber auch die Landschaft ist bemerkenswert behandelt. Im großen und ganzen schließen sich die Bilder in der Reihenfolge den Kölner Holzschnitten an, sodaß sie hier nicht im einzelnen aufgeführt zu werden brauchen. Wir zeigen nur in unseren Abbildungen den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies (Abbildung 21), Lot und seine Töchter*) (Abbildung 22), Joseph wird von seinen Brüdern verkauft (Abbildung 23), die Kundschafter mit der Traube (Abbildung 24), Bileam und der Engel (Abbildung 25) und schließlich: Die Begegnung Jephthas mit seiner Tochter. Insbesondere der letztgenannte Holzschnitt zeigt die Kraft der Lübecker Holzschnitte: Die Tochter, ohne zu wissen, was ihr Vater Gott zum Dankopfer versprochen, tritt Jephtha als *erste* entgegen; verzweifelt zieht er sein Schwert und zerreißt sein Gewand. Nicht alle Holzschnitte sind freilich so kraftvoll, manche sind sogar recht schematisch. Alles in allem liegt in der Lübecker Bibel von Steffen Arndes ein kostbares Gut der Inkunabelzeit vor, das zu wahren und zu schützen unser ernstes Streben sein muß.

*) ist, wie vier weitere Holzschnitte, in den Kölner Bibeln nicht vorhanden.

Lateinische, in Deutschland gedruckte Bibeln der Inkunabelzeit.

Zwölf deutsche illustrierte Bibeln sind nach unseren bisherigen Ausführungen in der Inkunabelzeit, das heißt, also vor 1500, erschienen. *Deutsch* war ihr Text; *deutsche* Texte sind es gewesen, die auch sonst in der Inkunabelzeit mit Vorliebe mit Bilderschmuck versehen wurden, weil sie für ein größeres Publikum bestimmt waren. *Lateinische* Texte, die dem Gebildeten zur Lektüre dienten, wurden selten mit Holzschnitten versehen. Und doch finden sich auch einige lateinische Inkunabelbibeln deutscher Drucker, die Bilderschmuck aufweisen. Zunächst findet sich in der lateinischen Bibel, die Johann Zainer am 29. Januar des Jahres 1480 herausgab, eine prächtige Initiale F, die Hieronymus vor einem Pult sitzend und in einem Buch lesend zeigt. Hieronymus finden wir auch in der Biblia cum concordantiis bei Johannes Froben in der Ausgabe von 1495, sowie in der Biblia cum concordantiis aus dem Jahr 1497, die Johannes Grüninger am 26. April dieses Jahres erscheinen ließ.

Schließlich muß aber eine Gruppe von weiteren sieben lateinischen Bibeln mit Bilderschmuck genannt werden, deren Charakter ihre Illustration sofort als wissenschaftliche Illustration kennzeichnet. Die Biblia cum postillis zeigt in sieben Ausgaben Bilder, die für den Archäologen und Kulturhistoriker nicht uninteressant sind. Als erste kommt die Ausgabe Anton Kobergers in Nürnberg vom 7. Mai 1485 in Betracht; Koberger selbst hat sie

Abb. 25: Bileam und der Engel.

Abb. 26: Die Begegnung Jephthas mit seiner Tochter.

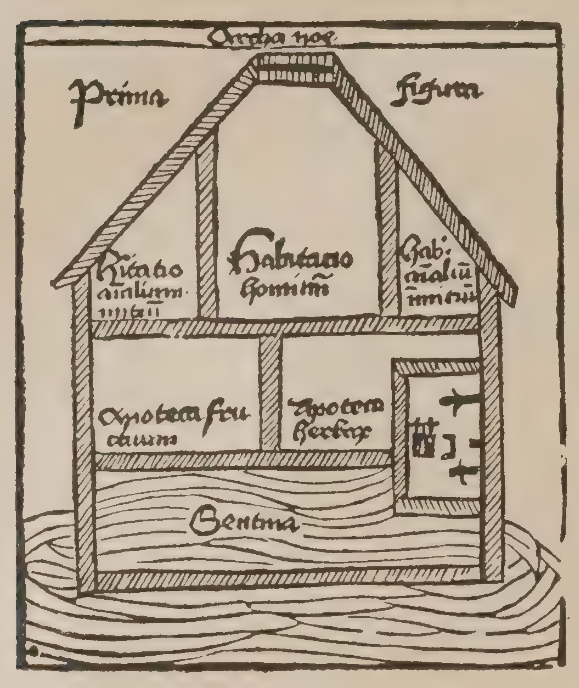


Abb. 27:
Arche Noahs.



Abb. 29:
Hohepriester.



Abb. 28:
Arche Noahs.

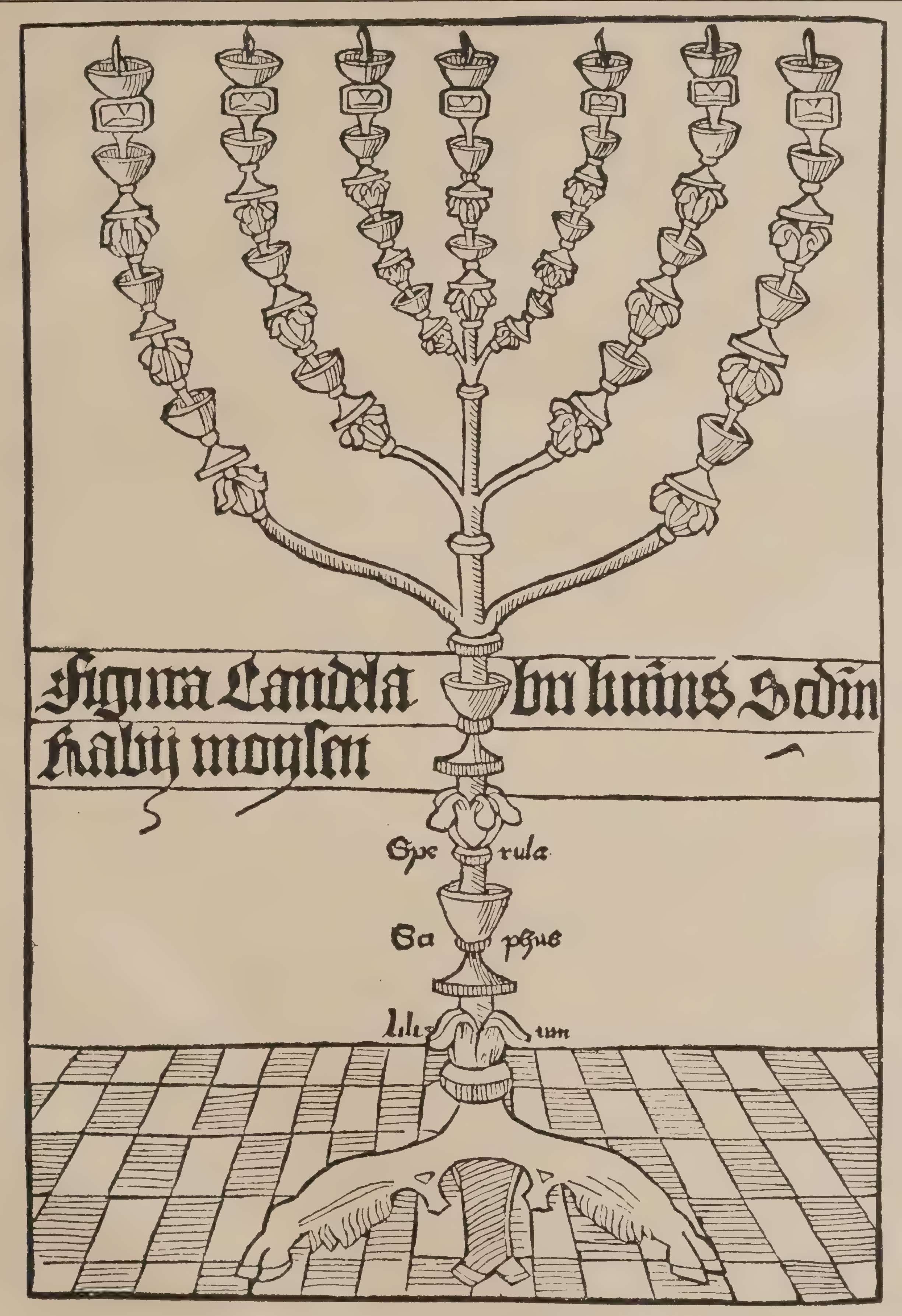


Abb. 30: Siebenarmiger Leuchter.

am 3. Dezember 1487 nochmals aufgelegt, am 12. April 1493 und am 6. September 1497 ist bei ihm eine dritte und vierte Ausgabe erschienen. Eine Biblia cum postillis hat aber auch Johann Grüninger am 3. November 1492, Langendorff und Froben in Basel am 1. Dezember 1498 erscheinen lassen. Die letzte illustrierte Ausgabe brachte Johann von Amerbach 1498 und in den folgenden Jahren auf den Markt. Bei ihm ist sie auf sieben Bände Großfolio angewachsen. Die Illustration dieser Bände ist weniger beachtet worden. Wandte sie sich doch von allem Anfang an nur an Bibelforscher, denen sie mit den Abbildungen weitere Belehrung geben wollte. Die Darstellungen sind im großen und ganzen in allen sieben Drucken dieselben.*) Ganz primitiv ist die Arche Noahs abgebildet: handelt es sich doch weniger um schöne, als um genaue Darstellung derselben. Die Habitatio hominum, die Wohnung der zahmen und der wilden Tiere, die Apoteca fructuum und die Apoteca herbarum und noch anderes mehr wird uns vorgeführt (Abbildung 27 und 28) und der Hohepriester wird in seinem Gewand, das bis ins einzelnste durchgeführt ist, uns gezeigt. Wir sehen den siebenarmigen Leuchter (Abbildung 30), die verschiedenen Kultus-Stücke, den Tempel in den verschiedensten Ausmaßen, die heilige Stadt usw., kurz Bilder, die mehr den Archäologen interressieren, als den Freund der Bibel überhaupt. Und doch sind diese Illustrationen für jeden Kenner und Freund der Inkunabezeit keineswegs ohne Interesse.

*) Sie sind sämtlich abgebildet in *Schramm*, Bilderschmuck der Frühdrucke unter den betr. Druckern.

* * *

Eine stattliche Reihe von illustrierten Inkunabelbibeln, — mehr als mancher Leser wohl in der Inkunabelzeit vermutet hätte, — ist an uns vorübergezogen. Möchte die kurze Aufzählung, die an Hand unserer Ausstellung gemacht wurde, dazu beitragen, daß sie alle mehr geschätzt und beachtet werden. Sie sind ein kostbarer Besitz unseres deutschen Schrifttums und verdienen wohl nicht nur in der Konservierung — wie manche Inkunabelbibel habe ich verwahrlost in Bibliotheken gefunden! — sondern auch bezüglich ihrer dauernden Erhaltung — ist doch kürzlich eine Kölner Bibel aus Unwissenheit des Besitzers um 1500 M an einen Schweizer Händler verkauft worden — die volle Aufmerksamkeit nicht nur der Bibliothekare und Antiquare, sondern auch all der Theologen, die draußen auf dem Lande gar manche Gelegenheit haben, einen solchen Schatz zu retten.

Zur Totentanzausstellung

im Deutschen Museum für Buch und Schrift.

August / September 1922.

„Mit Stiller Stund
Gehn wir zu Grund".

Ein Auswahl von Totentänzen aus sechs Jahrhunderten zu zeigen und damit die Wandlungen vorzuführen, die der Totentanzgedanke in der graphischen Kunst in den verschiedenen Epochen erfahren hat, war die Absicht.

Nicht in Frage kamen Bilder des Todes schlechthin, wie sie in Einzelholzschnitten, Kupferstichen und Zeichnungen oder Gemälden seit dem 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart von einer großen Anzahl von Künstlern geschaffen worden sind, sondern lediglich Totentänze in dem Sinne, wie diese Bezeichnung von alters her und heut noch allgemein verstanden wird: als Folgen von Darstellungen, in denen der Tod die verschiedenen Kategorien der Menschen zum Tanze zwingt oder in denen überhaupt irgendwie das Verhältnis des Menschen zum Tode abgewandelt wird: denn das Tanzen hat der Tod schon vor Holbein nahezu verlernt und erst in neuerer Zeit ist das Tanzmotiv hier und da wieder aufgenommen worden.

Beginnend mit Reproduktionen nach dem Heidelberger Totentanzblockbuch*) von ca. 1465 führte der Weg über die typographisch hergestellten Totentänze aus der Inkunabelzeit zu Holbeins Totentanzalphabet von 1524 und zu seinem größeren Totentanz von 1538 in der Trechselschen Ausgabe.

Aus der Inkunabelzeit konnten Faksimiles des vermutlich 1486 bei Knoblochtzer in Heidelberg gedruckten Totentanzes gezeigt werden, die dem jüngst von A. Schramm im Verlage von K. W. Hiersemann veranstalteten Neudruck in Strichätzung entnommen

*) Anläßlich der Ausstellung fertigte die Leipziger Glasmalerei C. G. Müller gut gelungene in Größe und Farbe originalgetreue Glasmalereien nach den ausgestellten Faksimiles an die in Sammlerkreisen vielfach Liebhaber fanden.

wurden. Helmuth Bossert hatte bereits 1921 in Wasmuths Kunstheften auf die künstlerischen Qualitäten der Heidelberger Inkunabel hingewiesen und eine Anzahl Abbildungen beigegeben, die den Wunsch weckten, das ganze Werk in einer einwandfreien Nachbildung zu besitzen. Die sorgfältig hergestellte Ausgabe Schramms füllt die bei der Seltenheit des Druckes doppelt empfindliche Lücke nunmehr aus. Dieser Totentanz ist auch deshalb bemerkenswert, weil in ihm fast auf jedem Bilde der Tod mit einem anderen Musikinstrument auftritt, von denen einige noch der näheren Bestimmung harren. Der Lübecker Totentanz lag vor in der von Friedländer besorgten Lichtdrucknachbildung der Graphischen Gesellschaft.

Von den Danses macabres der Frühdruckzeit konnten Nachbildungen von Blättern der Danse macabre des hommes et des femmes von Guy Marchant (1485) und der Danse macabre historiée von Couteau et Ménard (1492) gezeigt werden, von dem letzteren auch zwei Blätter der schönen kolorierten Pergamentausgabe, in der die Holzschnitte nicht einfach übermalt, sondern miniaturenartig auskoloriert worden sind. Beide sind künstlerisch den fast gleichzeitigen deutschen Totentänzen bei weitem überlegen, zeigen auch wesentlich engeren Anschluß an die ursprüngliche Reigenform, wie sie auf den alten Totentanzgemälden an den Kirchhofsmauern zur Darstellung gekommen war.

Der lyoneser Totentanz von 1499, von dem einige Faksimiles geboten wurden, bringt erstmalig die Verwendung des Motives des Todes, wie er in die Offizin des Druckers eindringt und die Gesellen von Presse und Setzerkasten wegholt. (Vielleicht die früheste Darstellung einer Drucker-Offizin mit Presse überhaupt).

Diesen Gedanken hatte der Leipziger Graphiker Walter Freiberger in einem Holzschnitt wieder aufgegriffen, den er anläßlich der Ausstellung dem Museum stiftete und der in 20 Exemplaren auf Japanquart abgezogen wurde.

Von Holbein und den zahlreichen Nachschnitten seines Totentanzes im 16. Jahrhundert weiter zu Eberhard Kiesers Kupferstichfolge von 1617. Dieser Frankfurter Künstler, dessen Totentanzwerk uns von Herrn Hofrat Dr. Baensch-Drugulin zur Verfügung gestellt wurde, hat sich eng an Holbein angeschlossen. Seine in hübschen Umrahmungen sauber gestochenen Blätter stehen freilich zurück hinter den lebensvollen Darstellungen, wie sie später Wenzel Hollar, der Böhme, Merians gelehriger Schüler, 1650 geschaffen hat, die auch die von dem Züricher Brüderpaar Conrad und Rudolf Meyer 1631 gestochenen weit überragen. Die schönen Hollarschen Blätter, die der Charlottenburger Sammler Friedrich Gutfreund dankenswerter Weise zur Verfügung stellte, sind zugleich auch von tadelloser Erhaltung. Merians Kupferstiche nach dem Basler Totentanz, erstmalig 1621 erschienen, lagen aus in einer Ausgabe von 1725, die ihren Abschluß findet mit einem Porträt-Kupferstich, der sich, umgekehrt betrachtet, als Totenkopf erweist.

Daß der auf unzerschnittenem Bogen befindliche Totentanz Chodowieckis ausgestellt werden konnte, verdanken wir der Sammlung Alfred Klemenz-Großzschocher. Er stellt unzweifelhaft eine der besten Arbeiten des Meisters dar, die leider in weiten Kreisen wenig bekannt ist; denn er führt ein verstecktes Dasein in dem Großbritannisch genealogischen Kalender auf das Jahr 1792, vereint mit Modekupfern und ähnlichen wichtigen Dingen.

Chodowiecki hat hier auf engem Raume Bilder von einer Kraft und Tiefe geschaffen, wie sie nicht häufig vorkommen. Sein Plan zu einem Totentanz geht ins Jahr 1780 zurück, und zu dem dann 1791 fertiggestellten Totentanz gibt er selbst in seiner hausbackenen Art eine drollig anmutende Beschreibung der 12 Kupfer: „Beym König ist's die Ambition und der Geitz, die ihn abrufen, im augeblick, da er von seinen Unterthanen fussfallich angebethet wird. Den Bettler zieht die Armuth, so sehr er sich auch dagegen sperrt, in die Grube. Der Ahnenstolze Edelmann wird von seinem Gegner mit einem Knochen seines Stammhalters Todgeschlagen. Das Kind das seine Wärterin im Schlaf zu stark gewiegt worden und herausgefallen war, hascht der Tod auf und trägt es davon. Die Schildwache wird in einem feindlichen Ueberfall abgelöst. Der Artzt hat seinen Kranken das Leben abgesprochen; der Tod läßt den Kranken sitzen und holt den Arzt. Die Mutter stirbt in Wochen. Der General im Krieg. Die Königinn vor Eifersucht. Das Freudenmädchen, der Tode geißelt es mit den franz. Lilien der Lustseuche, die Hausmutter sucht ihm umsonst mit dem Mercurius-Flaschgen zu verscheuchen, die Liebhaber laufen lamentirend davon. Das Fischweib stirbt in einer Zänkerey mit ihren Nachbarn vor Zorn. Dem Pabst tödtet der Aberglaube zur Zeit, da einer seiner Untergebenen ihm den Pantoffel küßt, und andere ihm ihre devotion bezeugen. Der dabei stehende Kardinal freut sich seiner Abfahrth, vielleicht kommt er an seine Stelle".

Das neunzehnte Jahrhundert hat an Totentänzen nicht allzu viel Gutes aufzuweisen. Immer neu bleiben Alfred Rethels aus dem Jahre 1849 stammende, „Auch ein Totentanz“ betitelte Blätter, die zugleich auch in dem 4 Wochen nach der ersten Ausgabe erschienenen, quadratmetergroßen Plakatdruck, der bei Wigand zu dem volkstümlichen Preise von „5 Silbergroschen“ zu haben war, zur Ausstellung gelangten. Dagegen befriedigen ein Totentanz von Pocci (1862) ebensowenig wie der von Barth 1867 entworfene. Sattler erst bringt wieder eine neue Note in die reichlich konventionell gewordenen Arbeiten seiner Vorgänger.

Im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts sind zwei Totentänze von Jentzsch (1905) und Meyer (1906) zu verzeichnen, die indessen keine hervorragenden Leistungen darstellen. Dann aber ist es der Krieg, der eine Reihe von Künstlern angeregt hat, das alte Thema wieder aufzugreifen. So hat Otto Wirsching Holzschnitte geschaffen, die auch das den alten Totentänzen eignende satirische Moment wieder stärker zur Geltung kommen lassen.

Die in allerjüngster Zeit entstandenen Arbeiten von Corinth, Heßhaimer, Kubin, Hasemann und Drechsler konnten dank dem Entgegenkommen der Künstler und Verleger alle in handsignierten Originalblättern ausgelegt werden. Um Alfred Kubins bei Br. Cassirer erschienenen und bereits vergriffenen Totentanz, die „Blätter mit dem Tod“, in den Originalfederzeichnungen zeigen zu können, stellte sie der jetzige Besitzer Herr Felix Grafe, Wien, freundlichst zur Verfügung, darunter zwei verschiedene Fassungen der Blätter „Zeichner und Tod“, die einen Einblick in Kubins geniales Schaffen gewähren.

Die fünf im Vernis mou-Verfahren hergestellten Radierungen von *Corinth*, zu einer Mappe vereint, die im *Euphorion Verlag* in Charlottenburg kürzlich erschien, ebenso die Radierungen von *Ludwig Heßhaimer*, dessen Kriegstotentanz bei der *Wiener Literarischen Anstalt* herauskam, sowie die Holzschnitte von *Arminius Hasemann* „Eros Thanatos — ein Totentanz“ im Verlage *Seitz & Co.* in Berlin, verdankten wir dem Entgegenkommen der betreffenden Verleger.

Erich Drechsler-Gera stellte die vierte Fassung seines Kriegstotentanzes in für Lithographie bestimmten Kreidezeichnungen, die noch eines Verlegers harren, zur Verfügung, während die früheren Fassungen bereits vom Kupferstichkabinett in Greiz angekauft worden sind. Corinths Radierungen weichen von den üblichen Darstellungen insofern ab, als auf ihnen der Tod nur durch einen Totenkopf leise angedeutet wird, der im Hintergrunde der Blätter Tod und Künstler, Tod und Weib, Tod und Paar, Tod und Greis und Tod und Jüngling lauert. Heßhaimer hat sich wie Drechsler in die Greuel des Krieges versenkt. Beide geben, jeder in seiner Art, auf monumentalen Blättern oft Szenen von erschütternder Tragik. Arminius Hasemann dagegen läßt den Tod seines schaurigen Amts vorzugsweise inmitten der Gesellschaft walten. Seine aus „Himmel und Hölle auf der Landstraße“ und dem „Zirkus“ bekannte meisterliche Handhabung des Holzschnitts hat ihn auch hier wieder Blätter von hervorragender Wirkung schaffen lassen.

Dr. Hans H. Bockwitz.

Neuerscheinungen des Büchermarktes.

Exlibris.

Den zahlreichen Freunden des Exlibris sind während der letzten Jahre mehrere recht erfreuliche Veröffentlichungen beschert worden. Dr. Kuno Waehmer in Halle, der ja bekanntlich mit besonderer Liebe und großem Verständnis die Entwicklung des Bücherzeichens im Laufe der Zeiten verfolgt, hat im *„Kentaur“ Verlag-Leipzig und Wolgast* ein Buch „Bücherzeichen deutscher Ärzte. Bilder aus 4 Jahrhunderten“ herausgegeben, zu dem Max Sauerlandt ein kurzes Begleitwort geschrieben hat. Das Buch zeigt so richtig, welch mannigfaltige Kenntnisse ein ernster Exlibrissammler haben muß, wenn er seine Sammlungen richtig aufbauen und ausbauen will. Das bloße Sammeln genügt nicht, um eine Sammlung wertvoll zu gestalten. Da gilt es Kultur und Kunst, Gedanken und Lebensanschauungen der jeweiligen Zeiten kennen zu lernen und zu erforschen. Erst dann werden die Ex-libris-Blättchen in ihrem Inhalt von Bedeutung. Deshalb ist das Waehmersche Buch für jeden Freund des Exlibris von nicht geringer Bedeutung.

Ein anderer Name, der unter den Exlibrissammlern einen guten Klang hat, ist Richard Braungart. Von ihm liegt in *Gustav Bosses Verlag-Regensburg* eine Veröffentlichung „Hans Wildermann Exlibris“ mit 56 Abbildungen (Preis geheftet 24 M.) vor. Gedruckt mit der Ingeborg-Antiqua nach Zeichnungen von Professor F. W. Kleukens in der graphischen Kunstanstalt Heinrich Schiele in Regensburg, präsentiert sich das Buch schon rein äußerlich außerordentlich geschmackvoll. Braungart gibt aber mehr, als der Titel ahnen läßt. Zu freudiger Überraschung aller Sammler bekommen wir neben den prächtigen Reproduktionen der Exlibris eine überaus wertvolle Einleitung, außerdem ein vollständiges Verzeichnis der Wildermannschen Exlibris sowie ein Verlagsverzeichnis seines graphischen Werkes mit einem Verzeichnis der Bücher und Schriften von und über Hans Wildermann, sodaß eine besondere Empfehlung für den Exlibrissammler nicht notwendig ist.

Im Verlag von *Otto Wigand-Leipzig* ist eine neue Folge Exlibris von Josef Sattler erschienen und zwar 20 ein- und mehrfarbige Handpressen-Kupferdrucke zum Preise

von 150 M für die Freunde Sattlers eine hochwillkommene Bereicherung ihrer Sammlung.

„Deutsche Exlibris und andere Kleingraphik der Gegenwart“ betitelt sich Band 1 von *„Hugo Schmidts Kunstbrevieren* 5. Reihe: Allgemeine Kunstabhandlungen (Preis 80 M, in Halbleder 160 M). Über das Exlibris hinausgehend hat Braungart mit diesem prächtigen Bändchen etwas geschaffen, was in reizvoller Weise all die Graphik der Neuzeit behandelt, die man als „Familiengraphik“ zu bezeichnen pflegt und damit zahlreiche Anregungen gegeben. Einladungskarten, Neujahrswünsche, Verlobungs-, Vermählungs-, Geburtstags-, Umzugs- und Besuchsanzeigen von Händen unserer besten Graphiker führt er im Bilde vor und plaudert dazu in anregender und gewinnender Weise. So recht ein Buch für Sammler, die mit wahrer Freude an ihren Sammlungen hängen.

Notgeld-Literatur.

Im Kommissionsverlag von *R. Pirngruber-Linz* erschienen aus der Feder von Josef Reith 4 Hefte „Notgeld-Literatur. Beiträge zur Literatur des Notgeldes von den ältesten Zeiten bis auf die Neuzeit“. Das bairische Kriegsnotgeld hat im Verlag der Buch- und Notgeldhandlung *B. Röttinger, Bamberg* in verdienstlicher Weise eine besondere Darstellung erhalten, ebenso das schlesische Notgeld durch die „Siebente Flugschrift des *Schlesischen Bundes für Heimatschutz*“, deren Verfasser Rudolf Hildebrand ist. Das Keller'sche Buch „Das deutsche Notgeld 1915—1921. II. Teil Hartnotgeld“ liegt in 2. vervollständigter Ausgabe, bearbeitet von Fritz Gieseke im Verlag der Münzsammlung *Adolf E. Cahn-Frankfurt a. M.* vor. Der Verlag *„Das Notgeld“-München* hat in einer besonderen Broschüre „Drei Jahre Notgeld“ einen Nachdruck aller Artikel und Abhandlungen von bleibendem Interesse und Wert“ aus den ersten drei Jahrgängen der Zeitschrift für Notgeldkunde „Das Notgeld“ zusammengestellt, was viele Sammler mit Freude begrüßen werden.

Kunst und Kunstgewerbe.

Kunst und Kunstgewerbe ist wiederum in reichem Maße in kleineren und größeren Veröffentlichungen behandelt worden. Einen „Versuch einer Kunstanschauung“ legt F. Max Anton in *Otto Elsners Verlagsgesellschaft Berlin* (63 Seiten, Preis 12 Mk.) vor. Nach dem Verfasser können, „Geschmacksurteile, da sie subjektiv sind, keinerlei Anspruch auf Allgemeingültigkeit machen“. Er sucht deshalb eine Grundlage des Kunstschaffens aus naturwissenschaftlichen Erkenntnissen heraus zu entwickeln, um Gesetze, die allgemein gültig sind, zu erhalten. Er überträgt deshalb die Wellenenergetik der modernen Physik auf die physiologischen Funktionen des Künstlers, entwickelt Konsonanz und Dissonanz aus der Statik und Dynamik sinnlicher Energien und stellt so das Kunstschaffen auf den Boden der Naturwissenschaften. Die Ausführungen des Verfassers verdienen in mehr als einer Beziehung Beachtung.

Einen „Grundriß der Kunstgeschichte“ zum Gebrauch an höheren Lehranstalten, Hochschulen und Seminarien, sowie zum Selbstunterricht hat der vormalige Dozent der Kunstwissenschaften an der Königsberger Akademie zu Posen Walter Rothes mit 174 Abbildungen im Verlag von Ferdinand *Schöningh-Paderborn* auf den Markt gebracht. „Eine gedrängte Übersicht der allgemeinen Entwicklung der bildenden Künste von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ will Rothes bieten. „Nur das, worauf es ankommt, das Wesentliche, Hauptsächlichste ist möglichst allgemein verständlich, möglichst klipp und klar festgehalten“. Kurz: wir haben ein Schulbuch vor uns, das für die Kreise, für die es bestimmt ist, sicherlich seinen Zweck nicht verfehlt.

Von Georg Dehio's Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, begründet vom Tage für Denkmalspflege liegt eine 2. Auflage des 2. Bd. Nordostdeutschland, bearbeitet von Julius Kohte im Verlag von *Ernst Wasmuth A.-G., Berlin* vor. Nicht ohne Bewegung nimmt man diesen Band zur Hand. Ist doch Dehio vom Feind aus der Stätte seines Lebensschaffens vertrieben worden, sind doch große Teile von Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen und Schleswig dem Deutschen Reiche seit der 1. Auflage genommen worden. Julius Kohte danken wir es gern, daß er die 2. Auflage übernommen hat. Was er uns vorlegt, zeigt, daß gerade auf dem Gebiete der Denkmalspflege wir Deutschen das Licht der Welt nicht zu scheuen brauchen.

Eine „Einführung der Jugend in die Kunst“ wollen Heinrich G. Lempertz und Karl Becker in einem im Verlag von *J. P. Bachem-Köln* erschienenen Hefte von 52 Seiten geben, die als Heft 1 einer Serie „Der Weg zur Kunst für Schule und Haus“ bezeichnet wird und zunächst die Einführung in die Baukunst bietet. Wieder wird der Versuch gemacht, durch Veröffentlichungen zu ermöglichen, das Kind „in das Reich des Schönen“ einzuführen. Der Grundsatz, vom Naheliegenden auszugehen, „von der Umgebung, in der das Kind lebt und sich bewegt“ und dann erst allmählich den Kreis zu erweitern, ist gesund und glücklich durchgeführt. Besonderes Gewicht wird aber auch auf die Selbstbetätigung des Kindes gelegt. Wir werden, sobald alle Lieferungen des Werkes vorliegen, auf dasselbe noch ausführlicher zurückkommen.

„Kunst, Künstler, Publikum“, von Christoph Spengemann aus dem Verlag *„Der Zweemann-Hannover“* will in 5 Kapiteln einführen in die heutige Kunst, die „von Unzähligen nicht verstanden wird“, deren „herrlichen Kampf der Entwicklung wir erleben“; „Die neue Zeit schreitet. Sie trägt uns. Wir tragen sie“. Ein nicht uninteressantes Heftchen von 77 Seiten kl. 8°, das manchem Kunstliebhaber Freude machen wird.

Die Begeisterung für die Kunst hat auch W. Krefting veranlaßt, im Verlag von *Hermann Schlag Nachf.-Leipzig* ein Buch „Das Kunstschaffen im Wandel der Zeit“ als allgemein verständliche Einführung in die Kunstgeschichte herauszugeben. Seine Schrift ist aus der Praxis kulturgeschichtlichen Unterrichts herausgewachsen. Für das „Volk“ will er schreiben; „Laien auf künstlerischem Gebiete und bes. der Jugend“ will er einen Einblick geben in die Grundzüge kunstgeschichtlicher Entwicklung. „Die Kunst ist nicht nur zur Freude des Feiertagsmenschen da, sie kann auch den erwerbenden Arbeitsmenschen erheben und fördern in seinem Menschentum“. So gewagt ein solches Unterfangen auf 74 Seiten ist, so muß man es dem Verfasser doch lassen, daß er dem „Volke“ fürs erste ein gewisser Wegweiser ist.

Ueber „Die neue Schönheit. Von Not und Zukunft deutschen Stils und Geschmacks“ handelt Otto Lademann im *Charon-Verlag Berlin-Lichterfelde.* Wenn man auch nicht all seinen Ausführungen zustimmen kann, so darf doch gesagt werden, daß der Kunstfreund sie mit sichtlichem Interesse lesen wird.

Im Verlag *„Der Sturm“-Berlin W 9* ist in 4. und 5. Auflage von dem Direktor Herwarth Walden ein Heft „Die neue Malerei“ erschienen, das wie die früheren Auflagen recht bemerkenswert ist.

Den „schönen Jüngling in der bildenden Kunst aller Zeiten“ behandelt Otto Kiefer in einem hübschen Bändchen, der Verlags- und Versandbuchhandlung *Adolf Brand — Der Eigene — Wilhelmshagen-Berlin.* Seine kurzen Ausführungen mit einer Anzahl Abbildungen geschmückt entbehren nicht des Reizes und werden sicherlich gern gelesen.

Eine recht beachtenswerte Gabe stellt das durch das kunstgeschichtliche Seminar in Marburg verlegte und durch die *von Münchowsche Buchhandlung Otto Kindt Wwe-Gießen* ausgelieferte Heft „Kunst und Kultur der Gegenwart“ von Richard Hamann, dar, dessen Lektüre weitesten Kreisen zu empfehlen ist.

Der „Gegenwartskunst“ sind Veröffentlichungen des Verlags *„Literaria“-Wien* gewidmet, von denen Band 1: Fritz Karpfen, „Gegenwartskunst. I. Rußland“ mit zahlreichen Tafeln und Textzeichnungen vorliegt. „Eine neue Kunstbücherei“ soll damit entstehen, die eine „zusammenfassende Darstellung des neuen europäischen Kunstschaffens

in 10 Bänden" geben soll. Neben der russischen Kunst soll in rascher Folge: skandinavische, französische, slavische, italienische, spanische, ungarische, deutsche, österreichische und als Sammelband europäische Kunst behandelt werden. Sobald mehrere Bände vorliegen, kommen wir auf das Unternehmen zurück.

Aus dem Verlag von *S. Hirzel-Leipzig* liegt in 2. Auflage mit 68 Abbildungen „Die Kunst der Griechen" von Arnold von Salis vor. Die rasche Folge dieser 2. Ausgabe zeigt, daß der Verfasser einem wirklichen Bedürfnis entgegengekommen ist. Gewiß war es ein Wagnis, ein solches Buch zu schreiben; wo sollten wir aber hinkommen, wenn niemand mehr wagte, neue Bahnen zu gehen, wenn jeder den Widerspruch scheute! So danken wir dem Verfasser gern, daß er durch eine Neuausgabe die Weiterverfolgung seiner Art ermöglicht.

Über chinesisches Porzellan berichtet Otto Pelka in einem Buch aus dem Verlag von *Schmidt und Günther-Leipzig.* Was der Verfasser beabsichtigt hat, hat er erreicht: dem deutschen Leser in Anschluß an die vorhandene Literatur einen kurzen Einblick in die verschlungenen Wege der Geschichte der vielgestaltigen chinesischen Porzellankunst zu geben. Das Buch ist deshalb besonders wertvoll, weil es geeignet ist, dem deutschen Publikum die Augen zu öffnen über die vielen modernen minderwertigen Erzeugnisse ostasiatischer Fabrikate, die in Massen den europäischen Markt überschwemmen, und das kaufende Publikum zum Erkennen der schönen Stücke Alt-Chinas zu erziehen.

Wilhelm Goldmann-Verlag-Leipzig hat aus der Feder von Dr. Otto Höver-Hagen ein Buch über die „Kultbauten des Islam" auf den Markt gebracht, das recht bemerkenswert ist und allen Freunden des Islams empfohlen werden kann, zumal es mit einer großen Anzahl Bilder geschmückt ist.

Ludwig Heilmaier, Kurat und Kirchenvorstand bei St. Stephan in München hat im Verlag von *Dr. Franz A. Pfeiffer & Co.-München* eine kleine Broschüre „Die Gottheit in der alten christlichen Kunst" erscheinen lassen, deren Wert vor allem in dem zahlreichen Stoff und den vielen Literaturangaben beruht und infolgedessen in einer Kunstbibliothek nicht fehlen darf.

Die „Philosophie der Kunst" behandelt Woldemar Döring in einem hübschen Bändchen des Verlags *Quelle und Meyer-Leipzig.* Tief führt der Verfasser in die eigenartigen und eigengesetzlichen Erscheinungen ein, die wir die Welt der Kunst nennen. Er untersucht zunächst die Eigenart des schöpferischen Menschen, des Künstlers; er forscht nach dem Werden künstlerischen Schaffens und kommt so zu dem Wesen rechter Kunst. Wem Kunst mehr bedeutet als nur angenehme und bildende Unterhaltung, der greife zu dem Werkchen; er wird viel Wertvolles darin finden.

Der Entwicklungsgeschichte des Stils sind 8 Bändchen des *Hyperion-Verlags-München-Berlin* gewidmet, die Robert West zum Verfasser haben. Bis jetzt liegen 4 Bändchen vor: I. Die klassische Kunst der Antike; II. Frühchristliche Antike der Völkerwanderungskunst; III. Die römische Periode; IV. Gotik und Frührenaissance. Robert West bietet damit eine jedermann verständliche, klare und übersichtliche Geschichte der Kunst in ihren stärksten Ausdrucksformen. Jeder Band enthält 24 ganzseitige Abbildungen, die den Wert der Veröffentlichung besonders erhöhen. Übersichtlich geordnet, in handlichem Format, gut gedruckt, verhältnismäßig billig sind die hübsch gebundenen Bändchen für jeden Bücherfreund und Kunstliebhaber eine wahre Freude.

„Die Baustile. Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Kirchenbaus" behandelt Nicolaus Spiegel in einem Buche des Verlags von *Ferdinand Schöningh-Paderborn.* Die vorliegende Ausgabe ist die zweite, vermehrte und verbesserte mit 164 Abbildungen, die in kurzem der 1. Auflage gefolgt ist. Diese Tatsache beweist zur Genüge, daß der Verfasser gut getan hat, speziell den deutschen Kirchenbau für seine Ausführungen über die Baustile in weitestem Maße heranzuziehen. Ist doch der Kirchenbau derjenige, der die allergrößte Aufmerksamkeit weitester Kreise genießt. Wir wünschen dem Buche bald eine 3. Auflage, damit es, wie wir hoffen, auf besserem Papier und in besserer Ausstattung erscheinen kann.

Eine literarisch-ikonographische Studie zur altchristlichen Zeit legt Hildegard Heyne im Verlag *H. Haessel-Leipzig* vor: „Das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen". Es ist eine Doktorarbeit, die aber weit über das hinausgeht, was man gewöhnlich in einer solchen zu finden gewöhnt ist. Die Verfasserin hat es ernst mit ihrem Thema genommen. Die Drucklegung der Arbeit ist deshalb mit besonderer Freude zu begrüßen. Sollte die Arbeit wirklich weiter geführt werden, so wird sich noch manche wertvolle Erkenntnis ergeben.

In 3. verbesserter und erweiterter Auflage liegt mit 26 Abbildungen das Heft: Bürgerliche Heraldik aus dem Verlag von *Willy John-Breslau* von Paul Knötel vor, ist damit den Freunden der Heraldik erfreulicherweise wieder zugänglich.

Über die Miniatur plaudert Lothar Brieger in einem Bändchen *des Holbeins Verlags-München,* dem 2 mehrfarbige und 15 einfarbige Tafeln beigegeben sind. In seiner gewohnten Art versteht er es, das reizvolle Thema in knapper Form vorzutragen, die nicht nur für den Augenblick fesselt, sondern immer wieder zum Lesen auffordert.

Der Verlag *Ernst Wasmuth A. G.-Berlin* hat aus der Feder von Hugo Koch sein wertvolles Buch „Gartenbaukunst im Städtebau" in 2. Auflage auf den Markt gebracht. Das Buch darf des Interesses aller Freunde des Städtebaus sicher sein, behandelt es doch ein Problem, das mehr wie je im Brennpunkt des heutigen Lebens steht. Ausführung und Bildschmuck sind wie bei der 1. Auflage einwandfrei, der Preis mäßig.

Dem speziellen Gebiet der bairischen Rokokoplastik ist eine Arbeit von C. Giedion-Welcker über „J. B. Straub und seine Stellung in Landschaft und Zeit" im Verlag *O. C. Recht-München* gewidmet. Drei Jahrzehnte sind es her, daß man die eigentlichen Werte des Barock erkannte, später die Besonderheit des deutschen Barock. Trotzdem sah man noch über die Plastik hinweg. Das ist jetzt besser geworden. Mehr und mehr häufen sich die Arbeiten auf diesem Gebiete. Eine ihrer wertvollsten ist die vorliegende, die deshalb von besonderer Bedeutung ist.

Die Anfänge der burgundischen Schule behandelt in einem „Beitrag zum Aufleben der Antike in der Baukunst des XII. Jahrhunderts" Gottfried von Lücken im Verlag von *Benno Schwabe & Co.-Basel,* ein interessanter Versuch, die Baukunst des Mittelalters in ihrer Entwicklung klar zu legen, der zu dem Resultat führt, daß dieselbe sich überall, wo wir es verfolgen können, allmählich aus dem, was ihr überliefert war, entwickelte. Kunsthistorikern sei dieser Band besonders zur Beachtung empfohlen.

Über die Madonna von Loretto hat J. Pfau eine kunstgeschichtliche Untersuchung mit 12 Abbildungen im Verlag *Art. Institut Orell Füssli-Zürich* geliefert, die für jeden, der S. Vögelins Arbeit über dasselbe Thema aus dem Jahre 1870 kennt, von hervorragendem Interesse sein muß.

„Die Kunst zur Zeit der Hochrenaissance" von Karl Woermann ist mit 36 Abbildungen im Text, 26 Abbildungen auf 12 schwarzen Tafeln und 1 Farbendrucktafel vom *Bibliographischen Institut-Leipzig* herausgegeben worden, ein Band, der aus Woermanns umfassendem 6bändigen Werk „Die Kunst aller Zeiten und Völker" hervorgegangen ist. Er macht uns vertraut mit der klassischen Kunst nördlich und südlich der Alpen in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, die man in der Regel als Hochrenaissance bezeichnet. In leichtfasslicher Sprache und in knappem Rahmen ist hier für die Allgemeinheit ein fesselndes und außerordentlich plastisches Gesamtbild jener für die Entwicklung der Kunst so bedeutsamen Epoche erstanden. Das Buch, das wegen der Behandlungsart des Stoffes kaum seinesgleichen haben dürfte, bedarf keiner Anpreisung, es empfiehlt sich selbst.

Den deutschen Holzschnitt behandelt K. Zoege von Manteuffel in Band I der „Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen" von *Hugo Schmidt-Verlag München* mit 77 Abbildungen in hübschem Überblick. Schade nur, daß dem Bändchen jeder Literaturnachweis fehlt, der doch manchem recht willkommen wäre.

Über die Silhouette handelt Lothar Brieger mit vielen Abbildungen in einem kleinen Bändchen des *Holbein-Verlags-München* und wirbt damit weitere Kreise für den Scherenschnitt und seine besonderen Reize. Die flüssige Darstellung und die geschickte Auswahl der Silhouetten tun das ihre, um dem Büchlein von selbst den Weg zu ebnen.

Die österreichische Verlagsgesellschaft *Ed. Hölzel & Co.-Wien* hat ihre Serien „Österreichische Kunstbücher", „Die Kunst in Tirol", „Die Kunst in Holland" usw. fortgesetzt. Es liegen uns vor von der „Kunst in Tirol": Band 5—6, Bozens Bürgerhäuser, von Dr. Josef Weingartner. Band 7, Aus Innsbrucks Altstadt, von Dr. Heinrich Hammer. Band 9—10, Bruneck im Pustertale, von Dr. Heinrich Waschgler. Band 12, Der Bildhauer Alexander Colin von Mecheln. Von Dr. Heinrich Hammer. Band 18. Tiroler romanische Bildhauerkunst. Von Dr. Heinrich Waschgler. Von der Serie „Kunst in Holland" sind erschienen Band 11, Die niederländische Medaille des 17. Jahrhunderts. Von August Loehr. Band 12—13, Rembrandt, Selbstporträts und Porträts seiner Angehörigen. Von Anny E. Popp. Band 14, Vincent van Gogh. Von Hans Tietze. Die Serie „Süddeutsche Kunstbücher" ist vermehrt worden durch Band 5, Bad Reichenhall und Umgebung. Von Dr. Franz Martin. Band 6—7. Die niederbairischen Donauklöster. II. Oberaltaich. Die Straubinger Klöster. Von Dr. Rudolf Guby. Schließlich liegt von den „Österreichischen Kunstbüchern" Band 31 vor: Die Handzeichnungen der Albertina. Von Dr. Anton Reichel. I. Einführung. Wie wir schon in früheren Überblicken sagten, sind diese hübschen kleinen Bändchen für den Kunstfreund eine willkommene Gabe, zumal sie außerordentlich handlich und den Zeiten entsprechend verhältnismäßig billig sind.

Von dem „Orbis Pictus" des Verlags *Ernst Wasmuth A.-G.-Berlin*, dieser außerordentlich wertvollen Serie der „Weltkunst-Bücherei", die von Paul Westheim herausgegeben wird, sind uns folgende weitere Bände zugegangen: Band 7. Karl Einstein, Afrikanische Plastik; Band 8. Walter Lehmann, Alt-mexikanische Kunstgeschichte. Ein Entwurf in Umrissen; Band 9. Otto Weber, Die Kunst der Hethiter. Auch diese 3 Bände erfüllen, was man von ihnen erhoffte: sie erweitern den Gesichtskreis und behandeln Abschnitte des Kunstschaffens, die bisher in Einzel-Monographien nicht zugänglich oder überhaupt nicht bekannt waren.

Auch die „Comenius-Bücher" des Verlags *Grethlein & Co.-Leipzig* haben Fortsetzungen erhalten, zunächst mit Band 7: Alfred Rethels Zeichnungen, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Willibald Franke, sodann mit Band 8: Anselm Feuerbachs Zeichnungen von demselben Herausgeber. Es ist eine wahre Freude, in den Büchern zu blättern und die Zeichnungen der beiden Künstler in den prächtigen Wiedergaben zu genießen.

Im Verlag *Artis G. m. b. H.-München* beginnt eine Schriftenfolge über Kunst von Dr. Karl Thomas, von der uns ein Heft „Kunstwege" vorliegt. Die Artishefte wollen nach dem Vorwort „das Verständnis weiter Kreise des kunstliebenden Publikums für wahre Kunst vertiefen; sie wollen die großen Richtlinien der Entwicklung der Kunst zeigen und durch Wort und Beispiel sowohl einzelne bedeutende Künstler als auch ganze Gruppen künstlerisch Schaffender erklären". Solange nicht weitere Bändchen vorliegen, können wir uns ein Urteil nicht bilden.

Bernhard Hartung-Verlag-Dresden hat die ersten zwei Hefte seiner „Dresdner Künstlermonographien" auf den Markt gebracht. Band I behandelt Georg Wrba mit einem Text von Guido Leo von P.-Suchen und 24 Abbildungen, Band 2 Ferdinand von Rayski mit Text von Ernst Siegismund und ebensovielen Abbildungen. Weit über Dresden hinaus werden diese Bändchen bald ihre Freunde finden, wenn sie in der bisherigen außerordentlich glücklichen Form weitergeführt werden.

Von den „Graphikern der Gegenwart" des Verlags *Neue Kunsthandlung-Berlin* liegt Bändchen 9: Lesser Ury von Lothar Brieger mit 36 Abbildungen in der bekannten Aufmachung vor. Jedes neue Bändchen bringt dem Kunstfreund neue Anregung und Freude!

„Die Kunst dem Volke" Heft 43/44, herausgegeben von der *Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst-München*, ist „Dantes göttlicher Komödie" gewidmet; den Text hat Franz Josef Bayer geschrieben: 118 Abbildungen schmücken das schön ausgestattete Heft. Die Aufgabe, dem Volke die Gründe der Bedeutung Dantes zu erklären, gelang dem Verfasser des Textes trefflich in seiner allgemein verständlichen Einführung. Wir dürfen wohl sagen, dieses Heft gehört zum Besten, was die Reihe „Kunst dem Volke" bisher geboten hat. Der Preis von 9 M ist für die heutige Zeit erstaunlich billig.

Von der Sammlung „Hansische Welt", die von Professor Hans Much für den niederdeutschen Bund herausgegeben wird, ist im Verlag von *Georg Westermann-Braunschweig* ein neuer Band erschienen: Das niederdeutsche Dorf. Der Heimatbücher 3. Band von Hilde von Beckerath mit 78 Bildtafeln und einer Titelzeichnung von Fritz Dibbert. Für Laien geschrieben, vermeidet der Band alle Fachausdrücke und sucht das Wesen niederdeutscher Dorfkunst weiteren Kreisen nahe zu bringen, was ihm in der Tat gelungen ist. Auch das Ziel der Sammlung, „nicht nur ästhetisch, sondern auch ethisch" zu wirken, ist im neuen Band wiederum in schönster Weise erreicht.

„Rheinische Heimatbücher" werden von Fr. A. Jungbluth im Verlag von *Friedrich Cohen-Bonn* herausgegeben, von denen eben Heft 4: Eugen Lüthgen, Gothische Plastik in den Rheinlanden zur Auslieferung kommt. 80 ganzseitige Abbildungen sind dem wertvollen Heft beigegeben.

„Brandenburgische Fahrten" nennt sich eine Reihe Bände, die im Verlag *Schoetz & Parrhysius-Berlin* zu erscheinen beginnen. Bis jetzt liegt Band 1: Südlicher Teil. 1. Heft. 90 märkische Bilder mit einleitendem Text von Werner Köhler vor, der mit Unterstützung des Märkischen Museums zu Berlin herausgegeben wurde, ein verdienstvolles Unternehmen, das zeigt, daß die Mark genau soviel an Schönheiten bietet wie jedes andere deutsche Land. Für die Schönheit märkischer Erde will das Buch mit seinen prächtigen Abbildungen Zeuge sein, und das ist ihm vollkommen gelungen!

Von den „Arbeiten des Kunsthistorischen Instituts der Universität Wien (Lehrkanzel Strzygowski)" ist Band XII: Probleme des Wölbungsbaus 1, Die Bäder Konstantinopels aufgenommen, beschrieben und historisch erläutert von Heinrich Glück im Verlag von *Halm und Goldmann-Wien* ausgegeben worden, wie in dieser Sammlung nicht anders zu erwarten, eine tiefschürfende, außerordentlich beachtenswerte Arbeit, die bleibende Bedeutung hat.

Von den „Kunstgaben für Schule und Haus", herausgegeben von W. Günther-Hamburg im Verlag von *Georg Wigand-Leipzig* sind weitere Hefte erschienen: 51/52. Hans Holbein der Jüngere. Bilder zum alten Testament. 53. Alexander Straehuber. Religiöse Meisterbilder (Auswahl). 54. Ludwig Richter. Allerlei Erfreuliches. 55. Albert Hendschel. Erlauschtes und Geschautes. Wie bekannt, verfolgen diese kleinen Hefte die Aufgabe, alle Freunde des wahrhaft Guten, Edlen und Schönen teilhaben zu lassen an der reinen Freude, die künstlerisches Genießen gewährt, und diese Aufgabe wird auch in den vorliegenden Bändchen wieder trefflich gelöst.

Über eine Marmorstatuette der Großen Mutter mit der ältesten Inschrift des Rheinlandes in keltischer Sprache läßt sich Friedrich Marx an Hand von 2 Tafeln und 2 Textabbildungen in einer Broschüre des Verlags *Ludwig Röhrscheid-Bonn* des Näheren aus, ein interessantes Kapitel für den Streit über Echtheit und Unechtheit und die sich daran schließenden Kontroversen.

Vom *Reichspostministerium-Berlin* ist eine kleine Schrift auf den Markt gebracht worden: Die Briefmarke als Kunstwerk. Ergebnis des Wettbewerbs für Freimarken-Entwürfe mit Geleitwort von Max Osborn, die wegen ihres Inhalts weiteste Beachtung verdient. Nicht weniger als 43 Abbildungen sind dem Bändchen beigegeben, was insbesondere den Briefmarkensammlern sehr wertvoll sein wird. In dem Bändchen liegt eine Art Rechenschaftsbericht über den großen Briefmarkenwettbewerb vor, der uns allen willkommen sein muß.

Im *Gelben Verlag-Dachau* ist, ausgewählt von Oskar Lang ein neuer Band erschienen: „Die guten Meister des deutschen Hauses“ mit vielen Gedichten und über 100 Bildern. Richter, Schwind, Speckter, Pocci, Rethel und Neureuther ist der Bilderschatz entnommen, und neben sie treten die Dichter Claudius, Hebel, Uhland, Kerner, Hauff, Hölderlin, Arndt, Paul Gerhardt, Goethe und viele andere. Ein wahres Hausbuch für das ganze Volk!

„Bards Bücher der Kunst“ *(Verlag Julius Bard-Berlin)* bringt in Band 6: Salzburg von Hermann Bahr, wiederum ein sehr schmuckes Bändchen, das dem Verlag alle Ehre macht.

Über Alfred Kubin haben wir in *Hugo Schmidts Verlag-München* in dessen Kunstbrevieren I. Reihe: Einzelkünstler ein neues recht wertvolles Werkchen aus der Feder von E. W. Bredt mit 63 Abbildungen erhalten, das zunächst von Kubins Persönlichkeit handelt, dann einen Überblick über Kubins Leben gibt und schließlich von Kubins künstlerischer Entwicklung spricht. Daß neben einigen kleineren Anhängen ein Verzeichnis der Lithographien Kubins, nach des Künstlers eigenen Angaben, dem Bändchen beigefügt ist, wird besonders dankbar begrüßt werden. Das hübsche Bändchen ist ein weiterer Beweis, mit welcher Liebe Hugo Schmidt Verlag seine „Kunstbreviere“ bearbeiten läßt und in angemessener Form auf den Markt bringt.

Die Moderne Galerie *Thannhauser-München* hat mit einer Einleitung von Emil Waldmann ein kleines Heftchen „Max Slevogt“ herausgegeben, das trotz seines geringen Umfangs einen reich illustrierten Katalog von Slevogts neuen Arbeiten darstellt und so allen Freunden Slevogtscher Kunst hochwillkommen sein wird.

Im Verlag *Karl Konegen Wien-Leipzig* ist ein sauberes Heftchen: Mathias Grünewald von Joris Karl Huysmans, in deutscher Übersetzung von Artur Rößler, erschienen. Damit ist die Grünewald-Literatur wieder um eine Nummer vermehrt, aber um eine Nummer, die wirklich in deutscher Sprache bekannt zu werden verdient. Huysmans ist der erste gewesen, der auf den in Vergessenheit geratenen Meister von Aschenburg hinwies. Erst nach ihm hat sich ein Kunstforscher nach dem anderen mit ihm beschäftigt. So ist das Erscheinen des Bändchens nur mit Dank zu begrüßen.

Im Verlag der *Reichsdruckerei-Berlin,* die sich immer mehr Verdienste um unsere ältere deutsche Kunst erwirbt, ist ein kleines Heftchen von M. J. Friedländer erschienen: „Der Kupferstich und der Holzschnitt Albrecht Dürers“, mit 8 ganzseitigen Abbildungen. Soviel wir auch über Dürer an Literatur haben, so sehr ist dieses kleine, aber „feine“ Bändchen zu schätzen. Wir wünschten nur, daß die Ausstellung, aus deren Anlaß die Zeilen des Heftchens geschrieben sind, recht vielen nicht nur in Berlin, sondern auch außerhalb Berlins zugänglich wäre; unser Raum für wechselnde Ausstellungen im Museum stünde für Leipzig jederzeit zur Verfügung.

Von der Reihe „Moderne Meister christlicher Kunst“ des Verlags *Parcus und Co.-München* ist Band II: Max Heilmaier, ein deutscher Bildhauer von Georg Lill uns zugegangen. Leicht und genußreich liest sich sein Text trotz der tiefgehenden Darlegung; dazu kommen eine große Anzahl wohlgelungener Abbildungen, sodaß der Band in keiner Bibliothek, in keiner Kunstschule, in keiner Akademie fehlen darf.

„Carl Leopold Müller. Ein Künstlerleben in Briefen, Bildern und Dokumenten“ lautet der Titel eines schmucken Bandes, den Adalbert Franz Seligmann im *Rikola Verlag Wien-Berlin-Leipzig-München* herausgegeben hat. Reiches Material hat der Herausgeber beigebracht, sodaß seine Arbeit einen führenden Platz in der Fachliteratur einnehmen wird.

Im Propyläen-Verlag-Berlin hat Max J. Friedländer ein überaus wertvolles und interessantes Buch über Pieter Bruegel veröffentlicht, das Brüegels Werk erstmalig richtig einzuschätzen lehrt und infolgedessen ein bleibendes Stück der Kunstliteratur für alle Zeiten sein wird.

O. C. Recht-Verlag-München übersandte zwei größere wertvolle Monographien: Otto Zoff, Das Leben des Peter Paul Rubens und Josef Bernhart, Holbein der Jüngere, beides Quartbände mit zahlreichen, trefflichen Abbildungen und knappem, leicht verständlich geschriebenem Text, der schnell orientiert. Soviel Literatur wir auch über diese beiden Künstler haben, die beiden vorliegenden Bände werden ihren Zweck nicht verfehlen und ihre Abnehmer finden.

Peter Paul Rubens gilt auch ein anderes Werk des Verlags *R. Oldenbourg-München,* das Wilhelm von Bode herausgegeben hat: „Peter Paul Rubens. Sammlung der von Rudolf Oldenbourg veröffentlichten oder zur Veröffentlichung vorbereiteten Abhandlungen über den Meister“, mit 131 Abbildungen. Dem viel zu früh verstorbenen Rubens-Forscher Rudolf Oldenbourg hat Wilhelm von Bode mit diesem Buch ein Denkmal gesetzt, das die Jahrhunderte überdauern wird. Die hier zusammengestellten Aufsätze über Rubens zeigen, was Rudolf Oldenbourg nicht nur in der Kritik der Werke des Meisters geleistet hat, sondern auch in der Auffindung verschollener und verkannter Gemälde, in der Darstellung seines Werdegangs usw. Der schmucke Band mit seinen prächtigen Abbildungen gehört zum besten mit, was die kunstgeschichtliche Literatur hervorgebracht hat.

Wie Wilhelm von Bode Oldenbourgs Veröffentlichungen zusammengestellt hat, so hat *R. Voigtländers Verlag-Leipzig* das Verdienst, Karl Budde's, des bekannten Marburger Theologen Aufsätze über Ludwig Richter zusammengestellt zu haben in dem Buch „Ludwig Richter. Altes und Neues von Karl Budde“. Dieses kleine Bändchen von 132 Seiten wird vor allem denen von Interesse sein, die Ludwig Richters Werke sammeln; finden sie doch in Buddes Aufführungen „Von meiner Ludwig-Richter-Sammlung“ das, was zu einem wahren Richtersammler gehört: Nicht der äußere Besitz ist die Hauptsache, sondern die Liebe zur Sache und das Verständnis all der köstlichen Stücke Richters.

Im Verlag von *W. Kohlhammer-Stuttgart* ist mit einem Titelbild „Rembrandts Bildgestaltung, ein Beitrag zur Analyse seines Stils“ von Hans Kauffmann erschienen. Kauffmann umschreibt seine Aufgabe dahin: „Nicht *ob* wir einen Rembrandt vor uns haben, ist nunmehr das Problem, sondern *was* und wieviel von dem Geist des Meisters in diesem oder jenem Werk seiner Hand erhalten sei, soll erforscht werden“, und das führt ihn zu Rembrandts Bildgestaltung; zweifellos eine Arbeit, die größte Beachtung verdient.

Otto Reichl Verlag-Darmstadt hat aus der Feder von Heinrich Wölfflin ein kleines, wertvolles Heftchen „Albrecht Dürer“ auf den Markt gebracht. Der äußere Anlaß dazu war die Festrede anläßlich der Allgemeinen deutschen Studententagung in Erlangen am 30. Juni 1921. Man kann es dem Verlag nicht genug danken, daß er diese Festrede über Albrecht Dürer durch den Druck der größeren Allgemeinheit zugänglich gemacht hat, und das zu einem Preise (9 M), der jedem Kunstfreund die Erwerbung möglich macht.

Abhandlungen über *einzelne Bauwerke* sind wiederum eine große Anzahl herausgegeben worden. Ein schmuckes Bändchen brachte die Österreichische Verlagsgesellschaft *Ed. Hölzel & Co.-Wien* über den Stephansdom in Wien auf den Markt, das zu Gunsten des Wiener Dombauvereins von Wilhelm Weckbecker verfaßt wurde, ein handliches Bändchen, das reich illustriert, außerordentlich geeignet ist, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das alte ehrwürdige Gotteshaus zu lenken. Eugen Abele gibt im Verlag *Dr. F. P. Datterer & Co.* (Sellier)-München und Freising einen „Führer durch die Monumente und Kunstschätze des Doms zu Freising“ in zweiter Auflage mit

49 Abbildungen im Text und einer farbigen Tafel. Anschaulich in der Schilderung zeigt der Verfasser die Schönheit der einzelnen Stile und die Aufgaben der einzelnen Kunstperioden und gibt damit eine vorzügliche Einführung in die Freisinger Kunstwerke. Das Kloster Lorsch behandeln die Professoren Karl Henkelmann und Eduard Anthes in einem im Verlag *Fritz Kaulbach-Bensheim-Bergstraße* erschienenen Bändchen und geben damit die Möglichkeit, sich rasch über die Lorscher Altertümer zu orientieren, wobei sie Geschichte, Sage und Legende leicht verständlich vorführen; zweifellos ein Bändchen, das geeignet ist, Liebe zur Heimat und ihren Schätzen in höchstem Maße zu wecken. Die Buchhandlung *Paul Schön-Dinkelsbühl* nimmt sich mit großer Liebe des „Fränkisch-schwäbischen Schmuckkästleins" Dinkelsbühl an. Aus ihr liegt ein mit zahlreichen Illustrationen versehener Führer durch die Stadt und ihre nächste Umgebung mit besonderer Berücksichtigung der Stadtgeschichte von dem Hauptlehrer Josef Greiner vor, außerdem aber eine Geschichte und Beschreibung der St. Georgskirche in Dinkelsbühl von Friedrich Ritter. Beide Bücher werden nicht nur dem Reisenden, der Dinkelsbühl besucht, sondern auch dem Kunstfreund willkommener Wegweiser sein.

Im Kommissionsverlag der Buch- und Kunststube *Maximilian Avenarius-Breslau*, veröffentlicht Dr. Günter Grundmann einen Beitrag zur Geschichte der protestantischen Kirchenbaukunst in Schlesien: Die Bethäuser und Bethauskirchen des Kreises Hirschberg, den er mit 52 von ihm angefertigten Zeichnungen und Rissen geschmückt hat, ein für die Freunde des protestantischen Kirchenbaus recht erfreuliches Heft, das den Wunsch nahe legt, auch für andere Gebietsteile Deutschlands ähnliche Arbeiten zu erhalten. Für schlesische Geschichte liegt ein weiterer wertvoller Beitrag aus dem Verlag Hellmann-Glogau vor als Heft 1 der „Beiträge zur schlesischen Kunstgeschichte": Die Jesuitenkirche zu Glogau und die Kirche zu Seitsch, zwei schlesische Barockbaudenkmäler von Bernhard Patzak. Die Entstehungsgeschichte der Glogauer Jesuitenkirche war bisher in Dunkel gehüllt; Patzak gibt nun auf Grund archivalischer Studien eine vollständige Baugeschichte und Beschreibung dieses schönen Werkes schlesischer Baukunst, während er im zweiten Teile der Probstei des Zisterzienserstifts Leubus gerecht wird. Es ist sehr erfreulich, daß Professor Patzak mit seinen „Beiträgen" uns Schlesiens Kunstgeschichte mehr und mehr aufhellt.

Zu der „Beschreibenden Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler in Sachsen" ist ein Ergänzungsheft erschienen im Verlag von *C. C. Meinhold & Söhne-Dresden*, in welchem Cornelius Gurlitt das Zisterzienser-Kloster Altenzella behandelt. Gurlitt hat damit eine weitere wertvolle Studie zu Sachsens Kunstgeschichte geschaffen, die sich würdig den einzelnen Bänden des Unternehmens anschließt.

An Jahrbüchern gingen bei uns ein: Band XII des „Münchener Jahrbuchs der bildenden Kunst", des offiziellen Organs des bairischen Vereins der Kunstfreunde (Museumsverein) und der Münchener kunstwissenschaftlichen Gesellschaft, erschienen im Verlag *Georg D. W. Callwey-München*, wiederum mit reichem wertvollen Inhalt, von dem Halms Ikonographische Studie zum Armen Seelen-Kultus und Kömstedts Aufsatz: Der Georgenchor des Bamberger Doms besonders genannt seien. Das Jahrbuch für Kunst- und Denkmalspflege in Hessen und im Rhein-Main-Gebiet ist im 16. Jahrgang im Verlag von N. G. Elwert-Marburg auf den Markt gekommen, herausgegeben von Chr. Rauch und mit Bilderschmuck von Otto Ubbelohde. Mitarbeiter von besten Namen, die dem Hessenlande nahe stehen, haben mit diesem Jahrgang wieder ein wertvolles Stück für Hessens Kunstgeschichte geschaffen. Zum 11. Mal geleitet und in Verbindung mit zahlreichen Gelehrten und Sachverständigen bearbeitet von Wolfgang Schumann erschien der „Literarische Jahresbericht des Dürerbundes" im Verlag *Georg D. W. Callwey-München*, der wiederum eine Unsumme von Mitteilungen bietet, wie es nicht anders sein kann bei der außerordentlichen Rührigkeit des Dürerbundes.

Von Museumspublikationen erhielten wir in der Berichtsperiode: Vom *Städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig* einen „Illustrierten Führer durch die prähistorische Abteilung" herausgegeben von der Direktion, verfaßt von Johannes Richter mit Zeichnungen von Paul Germann, ein sehr hübsches, außerordentlich instruktives Bändchen. Der Verlag *H. Haessel-Leipzig* hat inzwischen seine „Leipziger Museumsführer" fortgesetzt. Es liegt jetzt vor: Das Stadtgeschichtliche Museum von Friedrich Schulze. Friedrich Schulze ist kein Neuling auf diesem Gebiet. Das merkt man Schritt für Schritt beim Durchlesen des Buches, das wohl zu den besten Museumsführern gehört, die wir überhaupt besitzen. Die *Meyersche Hofbuchhandlung Detmold* hat aus der Feder von Professor Dr. O. Weerth einen Führer durch die zoologische Sammlung des Lippischen Landesmuseums erscheinen lassen, der den Besuchern recht willkommen sein wird. Für die Staatliche Gemäldegalerie in Dresden liegt jetzt ein Führer von Hans Wolfgang Singer vor, der im Verlag von *Bernhard Hartung-Dresden* erschienen ist. 75 Abbildungen und ein Grundriß sind diesem überaus wertvollen Führer, dem die größte Verbreitung zu wünschen ist, beigegeben. Eine prächtige Publikation aus dem Kaiser-Friedrich-Museum ist in der *G. Groteschen Verlagsbuchhandlung-Berlin* erschienen: „Die Ergebnisse der Ausgrabungen von Samarra" von Friedrich Sarre, die durch gut gelungene Abbildungen in ihrem Wert besonders erhöht werden. Daß die Staatliche Bildstelle uns im „Deutschen Kunstverlag-Berlin" ein Verzeichnis der Lichtbilder beschert hat, ist sehr dankenswert. Schließlich ist noch ein sehr hübsch ausgestattetes Heft: Franz Gareis und das Kaiser-Friedrich-Museum in Görlitz von Richard Förster zugegangen, das in der Verlagsanstalt *Görlitzer Nachrichten und Anzeiger Görlitz* erschienen ist, und das bekannte Zeichnungen von Gareis bringt.

Auch *Mappen* sind wieder eine ganze Reihe auf den Markt gebracht worden, so von *E. Beutelspacher & Co. (M. Heinzmann)-Dresden*. „An der Frauenkirche in Dresden". Sechs Federzeichnungen von Erich Hemmerling mit einer Einleitung von Otto Mörtzsch. Rampische Straße, Am Neumarkt, Münzgasse, Salzgasse, Am Coselpalais, Von der Brühlschen Terrasse, das sind die 6 Stücke, die jedem Freunde Dresdens ja bekannt sind und die er mit Freude in dieser hübschen Mappe begrüßen wird. Der Verlag *Bernhard Hartung-Dresden* ließ eine Mappe „Der Zwinger zu Dresden", 8 Federzeichnungen von Fr. Rowland, Text von Karl Großmann erscheinen, die ebenfalls ihre Freunde finden wird. In der *N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung Marburg* wurden in 4. Auflage 20 Zeichnungen von Otto Ubbelohde „Städte und Burgen an der Lahn" herausgegeben, die von der Schönheit der Landschaft an der Lahn ein beredtes Zeugnis durch die Ubbelohdesche Kunst geben. „Heimatbilder aus dem Harz. 1. Reihe. Abdrucke der wiedergefundenen Originalplatten aus dem Jahre 1836" betitelt sich eine Mappe des Verlags *F. Schwanecke-Quedlinburg* mit erläuterndem Text von Artur Richter-Heimbach, die besonders von Richterfreunden mit großer Freude begrüßt werden wird. Dasselbe gilt für Freunde Otto Speckters mit der Mappe „Altes und Neues von Otto Speckter für große und kleine Kinder" aus *dem Hanseatischen Kunstverlag-Hamburg*. In der Reihe „Aus deutschen Landen", die der *Stiftungsverlag-Potsdam* herausgibt, ist Mappe 36: Städte im Neckartal, Federzeichnungen von Wilhelm Zadow erschienen. Ihr Inhalt ist: Besigheim, Heilbronn: Rathaus; Marbach, Eberbach, Neckarsteinach, Heidelberg. Für den Verlag *Fritz Heyder-Berlin-Zehlendorf* hat Carl Thiemann-Dachau 10 prächtige Originalholzschnitte „Dinkelsbühl" geschaffen. Im Heimatverlag *M. Hiemesch & Co. Berlin-Steglitz* ist die dritte Mappe von „Wanderungen durch die heimische Kunst": Zieh' hinaus im Morgengrau'n: 6 Kunstblätter nach Gemälden M. von Schwind's neu aufgelegt worden. Als 7. Mappe erschien: Von Leuten, die glücklich ihre Wege gehen. 6 Kunstblätter nach Bildern des Malerpoeten am Bodensee Hans Dieter mit 3 Umschlag- und Textillustrationen, drei Gedichten und kurzem Lebensbild des Künstlers von H. Sepp. Der Verlag von *Walter Seifert-*

Stuttgart-Heilbronn hat in seiner Reihe „Religiöse Kunst" eine Mappe: Die Erzväter. Zehn Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld erscheinen lassen. „Kunst der Jugend" heißt eine Folge neudeutscher Schwarzweißkunst, die Willi Geißler im *Greifen-Verlag zu Rudolstadt* herausgibt. Von dieser Folge liegt Heft II: Leo Tilgner, Schnitte und Zeichnungen, vor. Recht wertvolle Mappen hat der Kunstverlag *Georg D. Callwey-München* uns wieder beschert: Eine Wolfgang Müller-Mappe und eine Mediz-Pelikan-Mappe, letztere besonders wertvoll wegen ihrer Reichhaltigkeit und Schönheit. Dinkelsbühl, das wir schon erwähnten, hat im Verlag von *Paul Schön-Dinkelsbühl* noch eine besondere Mappe von 12 Zeichnungen von Professor Ernst Liebermann erhalten, die mit Recht viel beachtet wird. Alois Kolb veröffentlichte in der *Hanseatischen Verlagsanstalt-Hamburg* eine Mappe „Das Jahr", die 12 Federzeichnungen und eine Radierung in Netzätzung enthält und den Freunden Kolb'scher Kunst eine wertvolle Ergänzung sein wird.

Was die *Technik* betrifft, so bekamen wir in der Berichtsperiode erfreulicherweise eine zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage des Buches „Der Original-Holzschnitt. Eine Einführung in sein Wesen und seine Technik". Von Max Bucherer und Fritz Ehlotzky, verlegt bei *Ernst Reinhardt-München.* Das Buch füllt wirklich eine Lücke aus, zumal seit etwa zwei Jahrzehnten die graphischen Künste größte Beachtung finden. Nicht nur der Künstler, sondern auch der Freund der graphischen Künste wird das auf bestem Papier gedruckte, mit zahlreichen Abbildungen versehene Werk mit Freude begrüßen. Der Versuch, „eine sachliche Darstellung der modernen Holzschnitt-Technik zu geben und zugleich ihre Entwicklung aus der Vergangenheit zu zeigen", ist völlig geglückt. Besonders dankbar zu begrüßen sind die Reproduktionen, die in Originalgröße als Anschauungsmaterial dem Buche beigegeben sind.

Flachschnitt in Holz und Linoleum behandelt Hans Nolpa in einem Bändchen des Verlags *Otto Maier Ravensburg* und will damit eine „Anleitung für Anfänger mit vielen Beispielen, Bildern und Vorlagen" geben, was ihm trefflich gelungen ist. Der Verlag Maier hat damit seinen übrigen Bändchen der Technik eine verdienstvolles neues hinzugefügt.

Als 7. Stück der „Monographien zur Maltechnik, herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für rationelle Malverfahren" liegt ein Beitrag zur Bildpflege von A. Eibner im Verlag *B. Heller-München* vor: „Physikalische Untersuchung von Ölfarben auf Strichen durch Th. Petruscheffski" mit 7 Tafeln. Diese Studie bereichert die kleine Sammlung wesentlich und ist außerordentlich dankenswert.

Emy Gordons „Praktische Anweisung zur Ölmalerei in ihren verschiedenen Arten für Anfänger und Dilettanten" aus dem Verlag *E. Haberland-Leipzig* liegt in 6. durchgesehener Auflage vor, eine Tatsache, die zeigt, daß ihr Zweck, „Anfänger in der Ölmalerei in das rechte Fahrwasser zu bringen" von Erfolg begleitet gewesen ist.

Ähnlichen Erfolg weist die Arbeit „Figurenzeichnen" von Ludwig Warning, dem Lehrer für Architektur und Kunstgewerbe am Technikum Strelitz auf, die die polytechnische Verlagsgesellschaft *Max Hittenkofer Strelitz* eben in 7. vollständig umgearbeiteter Auflage vorlegt, eine kurz gefaßte Anleitung, die rasch in die Probleme einführt und mit vielen Abbildungen ein wertvolles Hilfsmittel für den Lernenden darstellt.

Mit einem Band „Die Technik in der Kunst" von R. W. Schmidt eröffnet Franckhs technischer Verlag *Dieck & Co.-Stuttgart* eine Buchreihe „Wunder der Technik", die ebensowohl dem Fachmann wie dem Laien ein anschauliches Bild von der Entwicklung und dem Hochstand der Technik geben soll und sich nicht nur auf die Grenzen des deutschen Reiches beschränkt, sondern „sich auch ganz besonders an das Ausland wendet". Es lag nahe, dieser Buchreihe einen Band vorauszuschicken, der die vielfältigen und engeren Beziehungen zwischen Kunst und Technik in vielen Abbildungen festlegt. Diese Abbildungen stellen ein außerordentlich wertvolles, geschickt zusammengestelltes Material dar, sodaß das Buch weiteste Verbreitung verdient.

Ein neues Verlagswerk, das sich an die breiteste Öffentlichkeit wendet, weil es ein Problem von allgemeinstem Interesse behandelt, hat der *Delphin-Verlag-München* auf den Markt gebracht: Die Schönheit der Farbe in der Kunst und im täglichen Leben. Von M. Bernstein. In klarer und allgemeinverständlicher Form wird das Problem, das heute als eine der brennendsten Tagesfragen bezeichnet werden darf, erörtert. Das Bändchen ist ein guter, praktischer Ratgeber für jedermann, der sich für theoretische oder praktische Zwecke über das Wesen der Farbe und ihre Wirksamkeit im menschlichen Leben unterrichten und Klarheit verschaffen will.

In der Schriftenreihe „Wissenschaft und Zukunft", herausgegeben vom Bund für Anthroposophische Hochschularbeit im Verlag *„Der kommende Tag" A. G. Stuttgart* ist von H. Wohlbold ein Heft „Raumerlebnis und Farbenlehre" erschienen, das den Vortrag wiedergibt, den der Verfasser bei dem anthroposophischen Hochschulkurs in Berlin im März 1922 gehalten hat. Es ist recht erfreulich, daß dieser durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde.

Der Direktor des Instituts für Warenkunde an der Handelshochschule und Leiter der Akademie für Drogen- und Stoffkunde in Mannheim Viktor Pöschl hat in der Verlagsbuchhandlung *G. A. Glöckner-Leipzig* eine „Farbwarenkunde nebst Grundlagen der Giftlehre" mit 52 Abbildungen auf den Markt gebracht und damit einem längst empfundenem Bedürfnis nach einer kurzen übersichtlichen Darstellung des ganzen Gebietes in geschickter Weise abgeholfen. Nach einer wertvollen Einleitung gelangen die wichtigen einzelnen Teilgebiete zur Besprechung: Die Farben, es folgen die Bindemittel, die Lacke und Firnisse; sodann wird das Wesentliche über die Erzeugung der gebrauchsfertigen Farben angefügt. Der Namengebung der Farben ist besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Zur Erhöhung der Anschaulichkeit des Gebotenen sind zahlreiche bildliche Darstellungen beigegeben. Alles in allem ein Buch von großer Vielseitigkeit, das die besondere Aufmerksamkeit der Fachleute verdient.

Der *Verlag-Unesma-Leipzig* legt in 5 Büchern die Farbenlehre von Wilhelm Ostwald, dem bekannten Vorkämpfer dieses Gebietes vor und zwar I. Mathetische Farbenlehre; II. Physikalische Farbenlehre; (III. noch in Vorbereitung: Chemische Farbenlehre); IV. Physiologische Farbenlehre; (V. Physiologische Farbenlehre. Noch in Vorbereitung). Von Band I liegt bereits eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage mit 38 Figuren im Text vor. Band IV ist nicht von Ostwald selbst geschrieben, sondern von Oberregierungs-Medizinalrat Podestà, der als einer der ältesten Mitarbeiter an der neuen Lehre und als selbständiger Forscher auf dem Gebiete der Augenheilkunde hierzu besonders berufen erschien. Auf die Bedeutung des Werkes aufmerksam zu machen, heißt Eulen nach Athen tragen. Wir kommen im übrigen, sobald alle Bände vorliegen, in einer besonderen Arbeit von berufener Seite auf das überaus wertvolle Werk zurück, ebenso auf die im selben Verlag erschienene „Harmonie der Farben" von Wilhelm Ostwald.

Kinder- und Märchenbücher.

An Bilderbüchern für die Jugend ist trotz der hohen Herstellungskosten kein Mangel. Die Preise sind natürlich entsprechend der allgemeinen Teuerung auch ziemlich hoch, aber doch nicht so, daß unsere Kinder auf ihr Recht, gute Bilder- und Märchenbücher zu besitzen, verzichten müßten.

In bekannter Güte bringt *Rütten & Loening in Frankfurt a. M.* einen gereimten Robinson, „Der Robinson in Reim und Bild" (geb. 80 M) auf den Markt. Friedrich Stern hat in knappen Versen und reizenden farbigen Bildchen Robinsons Leben und Schicksal in aller Kürze für die Kleinen geschaffen, denen die ganze Geschichte zu lesen noch zu schwer fällt.

In zweiter Auflage erschienen bei *Georg Westermann in Braunschweig* Robert Walters Kindergedichte „Wir wollen ins Himmelsschlößlein fahren“ mit farbigen Bildern und Zeichnungen von Theodor Herrmann. (geb. 52.— Mk.)

Lustige Tierbilder mit 5 drolligen Geschichten bringen Karl Dobler als Maler und Raban Sylvius als Verfasser der Verse in der Süddeutschen *Verlagsbuchhandlung E. Greiner-Stuttgart* heraus. Auf den wenig hübschen Umschlag folgt ein um so hübscheres Vorsatzpapier. Das Buch selbst wird der tierliebenden Jugend Spaß machen. Auch das „Welt-Kino-Bilderbuch“ derselben Verfasser im gleichen Verlag bringt lustige Tierbilder mit knappem Text, der allerdings nicht sehr geistreich ist.

Else Wenz-Viëtor hat die Kinderreime von Charles Dieck „Sonnenschein und Blumenduft, das ist ein Vergnügen“ (Gerhard Stalling, Oldenburg, geb. 35.— Mk.), die in zweiter Auflage vorliegen, mit einer Fülle niedlicher Bilder geschmückt, die das Buch Eltern und Kindern gleich lieb machen werden.

Im *Wiener Burg-Verlag* sind für Weihnachten 1922 vierzehn farbige Original-Steinzeichnungen erschienen, denen Professor Franz Cizek ein Vorwort vorausgeschickt hat, aus dem wir entnehmen, daß das reizende Buch eine Veröffentlichung der Klasse für Jugend-Kunst an der Kunstgewerbe-Schule des österreichischen Museums in Wien ist, die von Kindern im Alter von 6—14 und von Jugendlichen von 14—16 Jahren besucht wird. „In freier Selbsttätigkeit haben die Schüler unseres Jugendkursus Gelegenheit, alle schöpferischen Kräfte zur Entfaltung ihrer persönlichen Eigenart zu entwickeln“. Das vorliegende Buch ist von einer Gruppe jugendlicher Schülerinnen gemeinsam entworfen und ausgeführt worden. Jede Schülerin hat sich das Thema selbst gewählt und diese vollkommen selbständigen Arbeiten werden von den einzelnen Schülerinnen selbst auf den Stein gezeichnet. Die ganz ausgezeichneten Arbeiten können allerdings das Staunen des Fachmanns hervorrufen, sie sind sämtlich als gelungen zu bezeichnen. Das schöne Vorbild wird hoffentlich weitere Anregungen geben.

Ein hübsches Mal- und Zeichenbuch hat L. F. Göbelbecker im Verlag von *Otto Nemnich in München* unter dem Titel „Unser Liebling lernt Malen und Zeichnen“ erscheinen lassen, das für Kinder von 5—12 Jahren bestimmt ist. Das Buch kann warm empfohlen werden.

Der Gebrüder Grimm alte und immer wieder neue Märchen hat der Verlag *Franz Schneider in Berlin* von einer Reihe von Künstlern illustrieren lassen und damit die alten Geschichten überaus reizvoll belebt. Die vierbändige Serie zu durchblättern, ist ein wahres Vergnügen. Ein Sammelband „Von Königen und Königskindern“, mit Buchschmuck von Willy Jüttner eröffnet die Reihe. Dann folgt eine Geschichten-Sammlung „Von glückhaften und geplagten Leuten“, die Professor Hans Looschen illustriert hat, ferner eine ebensolche „Von pfiffigen und plumpen Gesellen“, denen Kurt Lange ganz reizende Bilderchen mit auf den Weg gegeben hat. Beschlossen wird die Reihe mit Erzählungen „Von sonderbaren und spaßhaften Käuzen“ die Franz Wacik in wahrhaft spaßhafter Weise im Bilde festgehalten hat. Alles in Allem, eine erfreuliche Leistung von Herausgeber, Künstlern und dem Verlag, der für eine würdige Ausstattung Sorge getragen hat. (Preis geb. je 150.— Mk.)

In vornehmem Gewande, gut gedruckt und auf gutem Papier, begegnet uns „Bruder Lustig und anderes“, erzählt von den Gebrüdern Grimm, mit Zeichnungen von Leopold von Kalckreuth im Verlag von *Bruno Cassirer-Berlin*, als zwölftes Buch in der Reihe „Das Märchenbuch“, die uns schon so viel Schönes gebracht hat.

Im „Märchengarten“, einem Bilderbuch mit Bildern von Fernande Biegler im Verlag von *A. Anton & Co. in Leipzig*, ist eine kleine Anzahl von Märchen der Gebrüder Grimm und Andersens vereinigt. Die farbenprächtigen, ganzseitigen Abbildungen gereichen dem sauber gedruckten, gut ausgestatteten Buch zu einem besonderen Schmuck.

Weniger entzückt ist man hiernach von „Ludwig Richters Holzschnitten zur schwarzen Tante“, von den alten Holzstöcken, mit deren Hilfe der *Einhorn-Verlag in Dachau* bei München auf dem Plan erscheint; aber immerhin sind darunter eine ganze Anzahl erträglicher Bildchen. Das Buch ist vornehm ausgestattet, der Verlag hat es an nichts fehlen lassen. Ein weiteres Richter-Bändchen, zusammengestellt von A. Göß, kam bei *Georg Wigand in Leipzig* heraus „Ludwig Richter, der Maler der deutschen Seele und des deutschen Gemütes, ein Lebensbuch für die deutsche Jugend“. Das ist ein bißchen viel gesagt von Richters Art und Können; so süß und weichlich ist unsere Jugend Gott sei Dank nun denn doch nicht, wie sie Richter in ewiger Wiederholung uns vorgemalt hat. Diese immerfort braven Kinderchen mit ihren langweiligen Physiognomien und ihrem ewigen Beten, Tanzen, Spazierengehen und Schlittenfahren kriegt man recht satt. Das Buch ist gut in Leinen gebunden und sauber gedruckt.

„Der Märchenbrunnen“ nennt sich eine Sammlung von Märchen (*Kösel u. Pustet, Kempten,* die ein Lehrer, Josef Eckerskorn, erfunden hat und denen Vierfarbendrucke nach Originalen von K. M. Schultheiß beigegeben sind. Die Märchen lesen sich recht flott und werden den Kindern Freude machen, desgleichen sind die guten Abbildungen, in denen oft ein lebhafter Humor durchbricht, eine erfreuliche Bereicherung des Werkchens.

In der Serie „Jugend-Bücher“ im Verlag der Buchhandlung *Ludwig Auer in Donauwörth* sind die Bände 3, 4, 5, 6: „Des Kindes fröhlicher Tag“, „Baum und Wald in allen Ecken“, „Kasperl-Geschichten“ und „Wichtelgeschichten“ mit Bildern und Versen von Joseph Kiener und Emmy Giehrl, ausgewählt von Anna Niedeck, erschienen. Die lustigen Büchlein in hübschen farbigen Umschlägen sind in der Ausstattung zwar einfach, aber gut und können zur guten Kinder-Literatur gerechnet werden.

Eine drollige Hundegeschichte mit Bildern von Cäcil Aldin ist bei *Julius Hoffmann in Stuttgart* erschienen. R. Presber hat Walter Emanuels Tagebuch eines Hundes, der als „Der Engel im Hause“ allerhand lustige Streiche vollführt, verdeutscht. Das gut ausgestattete Büchlein wird allen Hundefreunden Spaß machen.

Charles Perrault's „Gänsemütterchens Märchen“ hat Hans Krause nach der ersten Buchausgabe von 1697 übersetzt und dem Bändchen Gustave Doré's Bilder beigegeben. Die bildlichen Wiedergaben sind ganz ausgezeichnet. Satz und Druck des Büchleins ebenfalls. Der Verlag *C. O. Recht in München* hat damit ein Buch geschaffen, das zu durchblättern einen wahren Genuß bereitet. Drucküberwachung und Ausstattung lag in den Händen von Ferdinand Kramer.

„Sieben Jahre bei den Zwergen“ läßt uns ein Märchen von Walter Schweter verleben, dem Illustrationen von Professor Hans R. von Volkmann beigegeben sind, die sich der Stimmung des Märchens recht schön anpassen. Das Bändchen ist in der Sammlung „Neuer Märchenbücher“ im Verlag *Dr. F. P. Datterer & Cie (Sellier) in München* erschienen und wird den Kindern eine angenehme Stunde bereiten.

Im gleichen Verlag und in der gleichen Serie ist ein Märchen von Gertrud Dopffel, „Die Fischerkinder und die Meerkönigin“ mit Bildern von Agnes Schultz erschienen, von dem sich dasselbe wie von dem vorgenannten sagen läßt.

„Hundert Gedichte für Kinder und Kinderfreunde“ benennt I. I. Meyer seine Sammlung „O du Kinderland“ mit ganz reizendem Buchschmuck, zart ausgetuschten Federzeichnungen, von Max Zschoch. Das schöne, auf gutes Papier gedruckte Buch ist eine erfreuliche Leistung des Verlags *W. Vobach & Co., Berlin.*

„Max Bußiwackel, der Ameisen-Kaiser“, ein Buch für Kinder und große Leute hat Luise von Koch nach Luigi Bertelli übersetzt und bearbeitet. Den Buchschmuck des stattlichen Bandes besorgte Karl Elleder. Das für größere Kinder geeignete Buch ist bei *Herder, Freiburg im Breisgau* erschienen und hat bereits das 12. Tausend erreicht.

„Ingebücher" nennt der Verlag *Georg Westermann, Braunschweig* eine neue Serie, in der Band I mit Heinrich Scharrelmanns „Inges Weihnachten" eine nette Weihnachtsgeschichte, erschienen ist. Die farbigen Abbildungen stammen von Theodor Hermann.

Die „Italienischen Märchen" Paul Heyses mit Zeichnungen von Max Wechsler führen unsere Jugend in eine sie zunächst etwas fremdartig anmutende Welt. Bald aber werden sie mit „Geppone" und der „Königin Angelica", mit „dem klugen Mädchen" und „den beiden Bukligen", um nur einige heraus zu greifen, vertraut sein und mit Genuß diese in ein ausgezeichnetes Deutsch übertragenen Märchen verschlingen. Die Zeichnungen von Max Wechsler tragen zur Erhöhung des Wertes der schönen Sammlung wesentlich bei. Der Verlag *I. F. Lehmann-München* hat den Preis mit 80 Mk. für den Band gewiß nicht zu hoch gestellt.

Nordwärts wieder führen die „Friesischen Märchen" die uns Georg Ruseler, Wilhelmine Siefkes und Wilhelm Scharrelmann erzählen, die von den Malern Siehl-Freystett und Harms-Rüstringen einen schönen Bilderschmuck, Wiedergaben von Radierungen und Steinzeichnungen, erhalten haben. Die hübsche Sammlung, die bereits in dritter Auflage im *Friesen-Verlag Ad. Heine in Wilhelmshaven* erschienen ist, ist in jeder Beziehung dem „guten und schönen Buch" zuzurechnen.

I. H. Albers „Deutsche Götter- und Heldensagen" zu denen Erich Gruner acht kraftvolle Bilder geschaffen hat, liegen in 15. Auflage vor. Dieses schöne Buch aus dem Verlag von *R. Voigtländer* wird namentlich unseren Knaben eine rechte Weihnachtfreude sein.

Als ein Märchenbuch, das namentlich auch den Erwachsenen ein Vergnügen sein wird, stellt sich dar Lisa Wengers „Altweibermühle", eine Reihe Frauen-Märchen mit Buchschmuck von Gertrud Meyer im Verlag von *Grethlein & Co.* (32.— M). Die reizenden Märchen bergen Probleme, die zu allen Zeiten Frauen ganz besonders angingen: Die Furcht vor dem Altern, der Ehrgeiz, die Prüderie, die Mutterliebe und anderes. Humor und Ernst reichen sich hier die Hand, um nachdenkliche Gedanken zu wecken. Die beigefügten Schwarz-Weiß-Bildchen sind oft recht niedlich.

Inhalts-Verzeichnis.

An unsere Mitglieder!

Mit vorliegender Nummer schließt der 5. Jahrgang der „Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum". Daß diese Schlußnummer den Mitgliedern für den von ihnen gezahlten Jahresbeitrag noch geliefert werden konnte, ermöglichte **nur** *die Tatsache, daß der Text der Brochüre: „Albert Schramm, Die illustrierten Bibeln der deutschen Inkunabeldrucker" im Satz noch stand — sie war so schnell abgegangen, daß eine zweite Auflage gedruckt werden sollte — und für die letzte Nummer übernommen werden konnte. Die Druck- und Papierpreise sind, wie allgemein bekannt, in den letzten Wochen derart rapid gestiegen, so daß der Neusatz eines Schlußheftes allein mehr Herstellungskosten verursacht hätte, als der Jahresbeitrag des Mitgliedes beträgt, ganz abgesehen von Porto, Verpackungskosten usw.*

Der 6. Jahrgang, der eine ganze Anzahl wichtiger Arbeiten bringen wird, — in Nr. 1 zunächst eine reich illustrierte Arbeit von Hofrat Dr. Bohatta-Wien über „Livres d'heures" — kann infolge der anormalen Teuerung nur noch an Mitglieder geliefert werden, die einen Jahresbeitrag von mindestens 2000 ℳ (Ausland 5000 ℳ) bezahlen. Die erste Nummer des neuen Jahrgangs wird **erst** *übersandt, wenn der Mitgliedsbeitrag bei uns eingelaufen ist. Zur Einsendung desselben liegt dieser Nummer ein Postscheckformular bei.*

Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum.
Prof. Dr. Schramm, Schriftführer.

Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum. — Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig.
Druck von Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

ZEITUNGSGESCHICHTLICHE MITTEILUNGEN

BEIBLATT ZUR ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 1. 2. 3. | Januar / März | 1922

Brief- und Zeitungsboten des 17. Jahrhunderts.

Vom Fürstl. Oberarchivrat Dr. FREYTAG, Regensburg.

(Die erwähnten Flugschriften befinden sich in der F. Thurn- und Taxisschen Hofbibliothek.)

Die Erforschung des Post- und Zeitungswesens hat in den letzten Jahrzehnten einen erfreulichen Aufschwung genommen und zahlreiche neue Gesichtspunkte in der Behandlung dieser beiden Wissenszweige in den Vordergrund gestellt. Grundlegende und erschöpfende Werke aber vermissen wir noch, vielleicht ist auch noch gar nicht die Zeit gekommen, diese Gebiete wie von einer überragenden Warte aus zu überschauen und in einer einheitlichen Darstellung zusammenzufassen. Zu wenig ist noch die vielfach schwer zugängliche und meist auch lückenhaft erhaltene Kleinliteratur der früheren Jahrhunderte ausgeschöpft, wenn auch hierin nunmehr vielversprechende Anfänge gemacht worden sind mit Katalogisierung der Einblattdrucke und ähnlichen Unternehmungen.

Beschäftigt man sich etwas eingehender mit derartigen Druckerzeugnissen früherer Zeiten, so wird man unschwer erkennen, welch große Bedeutung im täglichen Leben der Postbote und der Postillon im 16. und 17. Jahrhundert gehabt hat; war er doch damals fast der einzige Übermittler der Neuigkeiten aus Nah und Fern. Nicht selten finden wir darum in den Neuen Zeitungen, Relationen, Flugschriften und auf den Einblattdrucken die Abbildungen der Nachrichtenübermittler, die damals bei der Allgemeinheit sich wohl noch einer weitaus größeren Beliebtheit erfreuten als heutzutage, wo, wenigstens in den Städten, die persönliche Berührung mit den Postboten und Briefträgern bereits verschwunden ist und Telegraph, Telephon usw. neue Arten der Nachrichtenübermittlung mit sich gebracht haben.

Die folgenden Ausführungen wollen, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, auf solche Abbildungen von Boten aus dem 17. Jahrhundert hinweisen und die bisher bekannten durch noch nicht veröffentlichte und besprochene Darstellungen ergänzen.

Im Jahr 1885 hat die Reichsdruckerei zu Berlin auf Veranlassung des Reichspostamtes 15 gut ausgestattete Tafeln mit Abbildungen zur Post- und Verkehrsgeschichte aus Druckwerken des 15. und 16. Jahrhunderts hergestellt. Außerdem bringt eine Reihe solcher Abbildungen das 1894 zu Berlin im Verlag von Herm. J. Meidinger erschienene Buch von der Weltpost, verfaßt von Veredarius. Es enthält unter anderem den reitenden Boten nach Dürer und den „Neuen Allamodischen Postpot.“ Dieser Stich stammt von dem Nürnberger Kunsthändler und „Briefmaler“ Paulus Fürst, der nach dem Künstler-Lexikon von Thieme-Becker um 1605 geboren wurde und 1666 starb.[*] In die Reihe der von ihm verlegten volkstümlichen Kupferstiche, meist Flugblätter mit Text, gehört auch unser Allamodischer Postpot. Die männliche Gestalt desselben trägt einen steifen Hut, einen kurzen Rock, kleinen weißen Kragen, Lederhandschuhe und schwere Stulpstiefel. Umgehängt hat er seine Brieftasche und auf der rechten Brust ist das Nürnberger Botenzeichen, das Stadtwappen, angeheftet, in der Rechten hält er einen langen Spieß und in der Linken ein Blatt mit der Aufschrift: Gute Zeutung auss Türckey und Ostindien. Sein treuer Begleiter, ein zottiger Hund, springt neben ihm her. Im Hintergrund aber erblicken wir die Burg und die türmereiche Stadt Nürnberg. Besonders bemerkenswert sind die unterm Stich angebrachten Verse, welche auf die Dienstauffassung des Boten ein eigenartiges Schlaglicht werfen. Sie lauten:

Ich bin die Post zu Fuß: Ich trage diß und das:
Denk an den kühlen Wein, so bald ich werde naß.
Geh ich durch einen Thal und höre Vögel singen,
so denk ich zu dem Tisch, da die Schalmeyen klingen.
Ich gehe durch den Wald und manchen Dörner Strauß
und traure, daß noch weit ist zu deß Wirthes Haus.

Geh ich auf einen Weg da fleußt ein Wässerlein
So denk ich morgens gleich an den gebränden wein
Sobald ich angelangt, will jeder Zeitung fragen.
Da kan ich unverschnaufft 12 Dutzend Lügen sagen.
Frau wirtin traget auf und setzt das beste zu,
Es zahlen diese Zech deß Botten neue Schuh.

Recht anschaulich ist das Bild eines „Boten mit den neuen Zeitungen“ aus dem 17. Jahrhundert; wir finden es in dem im Verlag Wilhelm Borngräber erschienenen Buch: Die Straße vom Urwald bis zur Eisenbahn. Es zeigt einen Boten auf dem Marsch über Land, überbepackt mit allen möglichen neuen Zeitungen, er trägt sie in einem mächtigen Rucksack, in den vom Gürtel herabhängenden Taschen, in den Strumpfbändern, ja sogar auf dem Schlapphut. Die derbe bärtige Gestalt seufzt unter der Last der Flugblätter und stützt sich auf den langen Spieß.

Wie es vor einem Posthause in jener Zeit zuging, zeigt uns eine Abbildung des Augsburger Posthauses aus dem Jahre 1628, gezeichnet und gestochen von Jakob Custodis. Wir sehen darauf einen reitenden Boten, sowie einen Mann, der, an einem Geländer lehnend, die eben empfangenen „Neuesten Nachrichten“ liest.

Eine andere Ansicht dieses Posthauses, wohl aus der gleichen Zeit und vom gleichen Künstler, fand ich im Aufsatz von C. Sokolowsky, Aus der Geschichte des Postwesens in: Alte und neue Welt. (Benziger & Co., Einsiedeln. 54. Jhg. 1919/20 Nr. 1). Wir erblicken darauf außer drei reitenden Boten, wovon der eine das Posthorn bläst, auch einen vierspännigen Frachtwagen. Der Zeitung lesende Mann ist auch vertreten. Derselbe Aufsatz bringt noch ein weiteres Bild, auf dem wir außer einem Boten zu Pferd und einem zu Fuß auch einen Reisewagen vor einer hügeligen Landschaft erblicken. Nach dem Abzeichen haben wir es auch hier mit Nürnberger Boten zu tun. Auf wen der Stich zurückzuführen ist, läßt sich nicht feststellen.[**]

Verwiesen sei ferner auf die Darstellung des Postboten in Christoff Weigels „Abbildung der Gemeinnützlichen Hauptstände etc. 1698“; der mit C. L. signierte Stich führt uns einen Boten mit Hut, langem Rock und Mantel mit einem großen Sack unterm linken Arm vor Augen. An einem Häuschen im Hintergrund sehen wir einen Briefkasten angebracht, dem eben ein Mann einen Brief anvertraut. Es ist dies wohl die erste Abbildung der uns so vertrauten Einrichtung. Die Überschrift zum Stiche

---

[*] Vgl. Schottenloher Flugblatt und Zeitung (Berlin, Richard Carl Schmidt & Co. 1922), S. 275: Der Nürnberger „Bildermann“ Paul Fürst.

[**] Nach Schottenloher (a. a. O. S. 248) hat der Kupferstecher B. Kilian bereits 1616 ein Flugblatt mit der Abbildung des Augsburger Posthauses herausgegeben, das Raphael Custodis mit den Versen versah: „Aus diesem als dem Haupthaus hat / Gsetzt Kaiserliche Majestat / Durchs ganz Reich teutscher Nation / Aller Ends hie, die Post zugohn“. (Abb. Henne am Rhyn S. 130).

lautet: Der Postilion und Bott. Versaumt nicht in der Zeit des Heils Gelegenheit, und drunter stehen die Verse:

Wie forscht und sucht man mit Verlangen,
Von Freunden Briefe zu empfangen,
die Feinde sind der Tück und List:
Ach! laßt uns so begierig lieben
Den Brief, den Christi Treu geschrieben,
Woran sein Blut das Siegel ist.

Anläßlich der internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik zu Leipzig 1914 (Bugra) hat das F. Thurn und Taxissche Zentralarchiv zu Regensburg eine Sonderausstellung postgeschichtlicher Dokumente veranstaltet und gleichsam als Führer durch dieselbe eine Zusammenstellung der einzelnen Stücke in Regestenform zugleich mit einer einleitenden Übersicht im Druck herausgegeben.*) Unter Nr. 23 (S. 20ff.) sind dort 25 gedruckte Flugblätter und neue Zeitungen aus den Jahren 1609—1644 aufgeführt, also aus der Zeit kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege und des Krieges selbst. Die politische und religiöse Erregung jener Jahre war für die Entwicklung des Nachrichtenverkehrs ungemein günstig und hat einen starken Aufschwung des Flugschriftenwesens herbeigeführt. Das eingehender auszuführen und zu begründen, dürfte überflüssig sein; haben wir doch alle die bösen Jahre des großen Krieges und die darauffolgenden Revolutionszeiten mit erlebt und mit Staunen gesehen, welchen gewaltigen Einfluß die Presse auf die öffentliche Meinung ausgeübt hat und wie sehr die kriegführenden Teile und die Parteien bestrebt waren durch Massen bedruckten Papieres die weitesten Kreise für sich und ihre Bestrebungen einzunehmen. Ähnlich war es auch damals im Dreißigjährigen Kriege.

Aus der großen Zahl der politischen Flugschriften jener Zeit sei in diesem Zusammenhang nur auf diejenigen verwiesen, welche in ihren Titelbildern auf die Nachrichtenübermittlung Bezug nehmen und nach dieser Richtung hin für die Kulturgeschichte von einiger Bedeutung sind. Soweit ich sehe, ist auf die Darstellungen dieser Titelblätter noch nicht hingewiesen worden; auch die Postgeschichte hat sich anscheinend damit noch nicht beschäftigt.

Ein Augsburger Druck aus dem Jahre 1620 enthält in 34 Abschnitten die Ratschläge eines „alten getrewsten, in Kriegs- und Regierungssachen vielfaltig erfahrenen Dieners", des gewesten Hofmeisters, an den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, wie er „den Kaiser in die Schranken bringen, ja gar das Kaisertum ergreifen werde". Die Aufschrift lautet folgendermaßen:

Allergeheimbste / Instruction, / So den / Durchleuchtigsten / Hochgebornen Fürsten vnd Herrn / Herrn / Friederichen Pfaltzgrafen beyn Rhein / des H. / Römischen Reichs Churfürst / etc. Vnd an jetzo er / wehlten König in Böhmen / Von einem wolerfahrnen Politico, auss / Frantzösischer / Engelländischer vnd Holländischer / Regierkunft / in seinem jetzigen Regiment / praesentirt worden. /

Zu Augsburg Nachgedruckt / bei Sara / Mangin Willib. Anno 1620. 4° 36 S.

Der Titelholzschnitt zeigt einen türkischen Pascha mit gewaltigem, federgeschmückten Turban. Ein türkischer Bote naht sich untertänig mit abgenommenem Turban und übergibt ein Schreiben. Vielleicht ist das eine Anspielung auf das in der Mahnschrift abgedruckte Schreiben des Bethlen Gabor an den Vezir Nakas, Hassan Bassa.

Anschließend hieran sei bemerkt, daß uns der gleiche Holzschnitt auf der Flugschrift begegnet, welche die Aufschrift trägt:

Eher Türkisch als Päpstisch:

Die alte / vnd von vielen / Jahren her gebräuchliche Rede vmb / etwas geleutert vnd erkläret. / Sampt beygefügter Trewhertzigen vnd / freundlicher Erinnerung an die Catho- / lischen in Teutschlande. / Bey diesen itzigen wunderbahren Zeiten nicht / vndienstlich zu lesen. /

Spannewe zusammen geflikt / gestickt vnd gedruckt /
Im Jahre Christi 1627. 4° 56 S.

*) Rübsam-Freytag, Postgeschichtliche Dokumente des F. Thurn und Taxisschen Zentralarchivs zu Regensburg 1914. Als Manuskript gedr. 48 S.

Der Titel des zu Antwerpen 1621 gedruckten Stückes: Extra ordinari / Postilion. / Zu suchen den von Prag verlohrnen Palatin. Erstlich gedruckt zu Anttorff im Jahr 1621, verkündet uns bereits das Unglück des Winterkönigs. In einem längeren Gedichte wurden Friedrich von der Pfalz und die Böhmen, die in der Schlacht bei Prag dem Kurfürsten Maximilian von Bayern und dem Grafen von Bucquoi erlegen waren, reichlich mit Spott überschüttet. Das Lied hebt an:

Ich reit und ren starck auf der Post /
Das mich viel Mühe vnd Arbeit kost /
Zu suchen den der König war /
In Böhaimb jetzt verloren gar /
Dessen Khriegsvolck vnlengst vor Prag /
Getroffen hat ein großer Schlag /
Von dem er heimlich ist verruckt /
Sein Kopff hat aus der Schlingen zuckt /
Sagt an habt ihr nicht angetroffen /
Den Palatin so sich verloffen? /

Fragend und forschend wendet sich der Bote an die Behaimischen Soldaten, an die Bürger Prags, an die Bauern, an Bethlen Gabor, an die deutschen Protestanten und so weiter und schließt mit der Aufforderung:

Ich bin schon müdt von so viel suchen /
Möcht einer schier vor vnlust fluchen /
Hört alle / dann Ich alle frag /
Wer waiß wo Khönig Fritz sein mag /
Der wöls Graf Bucquoij zaigen an /
Werdt von Ihm haben guten Lohn.

Der kleine Holzschnitt auf dem Titelblatt zeigt zwei Boten im dichten Wald, den einen zu Pferd das Hörnlein blasend, den anderen zu Fuß mit seinem Spieß, begleitet von einem Hunde. Ein zweites Stück dieses Flugblattes aber führt auf dem Titel einen galoppierenden Ritter vor Augen, ohne Zweifel ist es der „verlorene Palatin", der, eben aus dem Hradschin wegreitend, das Weite sucht.

Eine weitere politische Flugschrift berichtet uns das Schicksal der unglücklichen Stadt Magdeburg, die im Mai 1631 von Tilly erobert worden war. Der vollständige Titel lautet:

Außführlicher und Gründtlicher / Bericht: / Was sich bey vergangner Beläger: vnd Eroberung der fösten vnd weit- / berühmbten Statt Magdeburg / verloffen. /

Darbey Herrn Generaln Grafen von Tylli / trewhertzige Warnungsschreiben zu lesen / welche sein Excell: vor hero an den vermeinten Administratorn: / Item / dene von Falckenberg / vnd die Statt / Magdeburg abgehen lassen. /

Auch wessen jhre Excell: von denen verstockten Ge- / müthern widerumben beantwortet worden:

Worauss / dann klar zu sehen ist / daß sie jhnen allein selbsten / diesen ruin vnd Jammer zu klagen / haben.

Gedruckt im Jahr Christi / 1631. 4° 28 S.

Auf dem Holzschnitt sehen wir den Grafen Tilly in schwerer Ritterrüstung mit Helm, Schwert und Lanze vor seinem mutig scharrenden Rosse. Eben übergibt er ein gesiegeltes Schreiben einem Boten der, in der Rechten seinen Spieß haltend, die Linke anscheinend grüßend zum Haupte führt. Im Hintergrunde erblickt man ein Tor der festen Stadt.

Mit dem Beginn des schwedischen Krieges (1630—1635) befaßt sich eine Flugschrift mit folgendem Titel:

Dänischer Nachklang. Schwedischer Fürgang. / Das ist / Gründliche Erweisung / daß der Anfang dess jetzigen Schwedischen Kriegs- / wesens dem Dänischen / was die Vrsachen anlanget / bey weitem / nicht gleich. Dahero auch der Ausgang / so viel die Billigkeit betrifft / nicht ersprießlicher zu hoffen.

Durch einen Aventurirer, so an jetzo Relation vmbtregt.

Zur newen Zeitung aus den Pommerschen Guarnisonen angebracht.

Gedruckt im Jahr Christi / 1631. 4° 16 S.

Auf dem Titelblatte hat sich der Aventurier selbst im Holzschnitte abkonterfeien lassen. Nach Art unserer Zeitungsverkäufer auf den Bahnhöfen trägt er an einem Riemen um den Hals vor sich her einen Kasten, der mit den neuesten Zeitungen und Relationen angefüllt ist. Die Linke aber hält dem Beschauer eine solche Relation entgegen.

Recht unterhaltlich liest sich, was unser Aventurier in der Einleitung zu seiner gründlichen Erweisung scherzhaft von seiner bisherigen Tätigkeit berichtet; da erzählt er, daß er vor seinem jeßigen Beruf (als Zeitungsverkäufer) „ein Aviso: oder New Zeitungs Schreiber" (also Kriegsberichterstatter) gewesen sei. „Zumal als der Krieg mit Dennemarck vnd denen von der Liga angieng (1625), zu welcher Zeit ich mich dann meisterlich gebrauchen ließ, schrieb ich nicht allein dasjenige nach, was mir anders woher eingebracht wurde, sondern sprengete daneben mit auss, was mir nach meinen dazumaligen passionirten Gedanken vnd Calvinischen Affecten in die Feder kam. Machte dadurch getrewen einfeltigen Patrioten große Hoffnung zu einer gewünschten güldenen Zeit, gedachte, was man gern erfahret, das glaubet man bald. Solches trieb vnd continuirte ich so lang, bis vor 2 Jahren der Aussgang weit ein anderes weisete. Da befand ich allererst, daß ich mit meinen Vnzeitigen Auffschneiten viel ehrliche Leuthe vnd mich selbst vmbgeführet vnd gröblich betrogen hatte. Frembde damit, daß sie indeme mit Lügen vmbgangen vnd mit Schanden bestanden, da sie mir etwas nachgesaget. Mich aber, daß ich durch solche gebrauchte Vaniteten bey allen vorstendigen den Glauben verlohren, dahero in folgenden Zeiten meine Avisen nicht wie vorhin wolten Stadt finden. Da mußte ich mein vnverschampte Lügen mäßgen vnd einstellen vnd eine weil neutral vorbleiben". Bald aber verfiel er wieder in seinen alten Fehler und wußte in der Magdeburger Angelegenheit, „vor hochwichtigen starcken Einbildungen und new zugeschnittenen Speranzen fast nicht, wie er hochgenug herfahren sollte", bis dann „Kayserischen Spaniolisirte Crabaten kamen und ihm seinen Kram gantz zu nichte machten", worauf er dann sein Glück weiter bei der kaiserlichen Armee in Pommern suchte. Dieser Berichterstatter, der „mit seinen günstigen Herrn Lesern also Schertz treiben will, daß auch der Ernst dabey mit abgehandelt werde", kann sicherlich mit der launigen Schilderung solcher Mißgeschicke leichter sich Dank erwerben, als wenn er wichtigere Sachen ernsthaft zu tractieren anfängt; trotz des Scherzes aber müssen wir annehmen, daß solche Pressritter, wie wir einen in unserem Aventurier vor uns haben, in jenen Kriegszeiten häufig anzutreffen waren, wie sie ja auch im leßten großen Kriege allüberall wieder aufgetaucht sind.

Nachrichten von den Kriegsschaupläßen, wie sie auch uns Tag für Tag in gedruckten Telegrammen dargeboten wurden, enthält ein 8 Seiten umfassendes Flugblatt mit der Aufschrift:

> Wahrhafftige Beschreibung / Was sich zu Aldenburg / Zwicka / vnd Ronnenberg / mit / dem Feind / im hin vnd wider marschiren / begeben vnd zugetragen. / Dessgleichen wird bericht / dass auff 4. / Wochen ein Stillstand der Waffen / zwi- / schen beyden theilen gemacht / Friede / zu tractiren.
>
> Gedruckt im Monat Augusti / MDCXXXIII.

So beginnt gleich das Copeyschreiben aus Aldenburg vom 13. Augusti 1633 in dem auch uns nicht unbekannten Stile:

> Vergangenen Mittwoch ist der Feind plößlich mit 4000 Pferden anhero kommen / alles geplündert / die Weiber geschendet / die Männer geprügelt vnd zu tode gemartert.

Der Titelholzschnitt zeigt uns wieder einen Boten zu Pferd mit dem Horn in der Rechten, wie er eben mit einem Boten zu Fuß sich unterhält. Der Hintergrund läßt eine gebirgige, wohl befestigte Küstenlandschaft und das von zwei (Kriegs?)-Schiffen befahrene Meer sehen.

Die gleiche Abbildung finden wir bereits auf einer Flugschrift aus dem Jahre 1621 mit dem Titel:

> Königlicher Mayt: in / Böhmen Ehrenrettung / wider die bisshero / ausgesprengten Passquillen / auch noch vnverzag / ten Löwenmuth wider alle seine Feinde.
>
> Psalm 18.
>
> Ich wil meinen Feinden nachjagen etc. etc.
>
> Im Jahr:
>
> AVssgang VnD enDe VVIrDs aLLes geben.

Das fünf Seiten lange Gedicht bezweckt, den erschütterten Mut der Freunde des Winterkönigs aufzurichten und sie auf eine Wendung des Geschicks in der Zukunft zu vertrösten. Es stellt wohl die Antwort dar auf das bereits angeführte Spottgedicht auf Friedrich von der Pfalz. Den Schluß bildet ein aus Distichen bestehendes lateinisches Gedicht mit einem Gebet für den Sieg.

In diesem Zusammenhange sei schließlich noch auf einen Einblattdruck mit einem Kupferstiche hingewiesen, der auf den Tod Gustav Adolfs Bezug nimmt und ihn selbst in vollster Verherrlichung darstellt. Gedruckt ist das Blatt im Jahre 1633 und überschrieben ist es: Der Schwede lebet noch. Unter dem Bilde aber werden in zwei Kolumnen die „Trawer Posten" und die „Freeden Post" einander gegenübergestellt. Mit den Klagen hebt an „die wehmütige Postmeisterin" Fraw Famose und die Fraw Uranose, die Himmelsbürgerin und die Fraw Sulamitin, die Christliche Klagemutter ergänzen ihrerseits das Trauerbild, worauf die Fraw Melpose die Trostmeisterin, neu die Hoffnung entfacht und die „wandelmüthige Postmeisterin" Frau Famose zur Frewdenpost umstimmt, welche die Fraw Unemose, die „Gedenkmeisterin", die Fraw „Mechtilde, die Heldenmeisterin und Fraw Uranose, die Himmelsbürgerin" mit Jauchzen und Frohlocken aufnehmen. Stecher und Drucker sind auf dem Blatte leider nicht angegeben.

Literatur zum Zeitungs- und Zeitschriftenwesen.

1. Festnummern von Zeitungen.

Aachener Post — Aachen.

Fünfundzwanzig Jahre auf Vorposten. Zum Tage des 25jährigen Bestehens der „Aachener Post."

In: Aachener Post, Lokal- und Anzeigenblatt für Aachen u. f. d. Reg.-Bezirk vom 30. November 1915.

Albbote — Münsingen.

Schnerring, C. A., Der „Alb-Bote" in bewegten Zeiten.
Klaiber, Max, Der „Alb-Bote" und die Landwirtschaft.
Fischer, Johannes, Persönliche Erinnerungen an den Alb-Boten.
Strebel, E., Der „Alb-Bote" in seinen ersten zehn Jahren.

In: Alb-Bote. Münsinger Tageblatt. Jubiläumsausgabe vom 14. Mai 1921. 85. Jg. Nr. 110.

Das Amtsblatt für den Oberamtsbezirk Münsingen erschien 1827 erstmalig in Ehingen als „Intelligenzblatt für die Oberämter Ehingen und Münsingen" und wurde seit 1838 in Münsingen gedruckt. Seit 60 Jahren ist das Blatt im ununterbrochenen Besiße der Familie Baader.

Altenburger Zeitung für Stadt und Land — Altenburg.

C. Winkler, 75. (Jahre A. Z.).

In: Altenburger Zeitung Nr. 1 vom 1. I. 1922. 75. Jg.

Anklamer Zeitung — Anklam.

R. Bäumer, Wie die Anklamer Zeitung vor 75 Jahren aussah.

Ed. Oehmichen, Vom Werdegang der Buchdruckeeri der Anklamer Zeitung.

In: Anklamer Zeitung, Vorpommersche Volkszeitung, — Anklam, 76. Jg. Nr. 1. 1. I. 1922.

Duisburger Volkszeitung — Duisburg.

Fünfzig Jahre Duisburger Volkszeitung. Zum goldenen Jubelfest.
W. *Th. Kreyenberg*, Die Geschichte der Duisburger Volkszeitung.
Das Programm der Volkszeitung. S. A. a. d. Duisb. Volksz. v. 17. III. 1872.
A. Frese, Auf der Redaktion.
H. Hülsmann, Der Nachtdienst.
K. Mönzmann, Wie entsteht die Zeitung.

In: Duisburger Volkszeitung und Handelsblatt. Fest-Ausgabe v. 27. November 1921.

Eberswalder Offertenblatt — Eberswalde.

Eberswalder Offertenblatt. Nr. 3000. Eberswalde, 13. Januar 1921. Jubiläumsausgabe.

In: Festschrift zur 3000. Nummer — 13. Jan. 1921. (IX) Wie das „Eberswalder Offertenblatt" wuchs. (S. XI) Ein Rundgang durch den Müllschen Druckereibetrieb. (S. XII) Unsere Exportausgabe. (S. XIV) Was die beteiligten Kreise über unser „Eberswalder Offertenblatt" sagen. (S. XV) Die letzten 10 Jahrgänge werden gebunden im Redaktionsarchiv aufbewahrt.

Ermländische Zeitung — Braunsberg.

Franz Buchholz, Zur Geschichte d. Ermländischen Zeitung.
F. Gehrmann, Die Ermländische Zeitung in der Revolutionszeit.
H. *Lindenbaum*, Wie unsere Zeitung wird.

In: Ermländische Zeitung. Jubiläums-Nummer 1870—1921 vom 1. Januar 1922. 51. Jg. Nr. 1.

Eschweiler Anzeiger — Eschweiler.

H. M-rer, 75 Jahre „Eschweiler Anzeiger".

In: Eschweiler Anzeiger vom 1. Januar 1922. 75. Jg. Nr. 1.

Frankfurter Nachrichten — Frankfurt a. M.

200 Jahre Frankfurter Nachrichten von M. M.

In: 2. Beiblatt der Frankfurter Nachrichten und Intelligenzblatt Nr. 1. 1. Januar 1921. 200. Jahrgang. Frankfurt a. M.

Alexander Diez, Aus der Geschichte der Frankfurter Nachrichten.
Julian Lehmann, Die Frankfurter Nachrichten im Kriege.

In: Frankfurter Nachrichten und Intelligenzblatt. Jubiläumsnummer vom 5. Januar 1922 (1722—1922).

Über die von A. Diez bearbeitete Festschrift der Frankfurter Nachrichten vgl. den Abschnitt: Lokales Zeitungswesen. S. .. dieser Nummer.

Frankfurter Volkszeitung — Frankfurt a. M.

H. Heil, 50 Jahre Frankfurter Volkszeitung. Vorgeschichte und Geschichte. (Auch ersch. als selbständiger Sonderabdruck unter dem Titel: Zur Entwicklung der katholischen Presse in Frankfurt a. M. Carolus-Druckerei 1921. 28 S. 8°).
W. Nicolai, Beda Weber u. d. kathol. Frankfurter Presse.

In: Frankfurter Volkszeitung (Jubiläumsnummer) vom 1. Oktober 1921. Nr. 226 des 51. Jahrgangs.

Helmstedter Kreisblatt — Helmstedt.

s. Lokales Zeitungswesen: Helmstedt.

Illustrierte Neue Zeit — Charlottenburg.

50 Jahre „Neue Zeit"

In: Illustrierte Neue Zeit, Berlin, vom 1. II. 1921. Jg. 53, Nr. 56 (Festnummer).

Das Blatt hat sich aus dem „Intelligenzblatt für Charlottenburg" entwickelt, dessen erste Nr. am 2. Februar 1870 erschien. Bereits ein Jahr später wurde es umgeformt und erschien als „Neue Zeit, ein Politisches und Unterhaltungsblatt für jedermann". Die „Probenummer" kam am 21. Januar 1871 in Charlottenburg und Nr. 1 am 1. Februar ebenda heraus. Beide Nummern sind in der Festnummer in Faksimile wiedergegeben.

In der die Festnummer begleitenden Morgenausgabe vom 1. Februar 1921 finden sich interessante Beiträge zeitungskundlicher Art, wie: Das letzte Jahrzehnt „Neue Zeit", ferner „Politik und Presse" von Dr. Walter Simons (Reichsminister des Äußeren), „Polizei und Presse" von Wilhelm Richter (Polizeipräsident von Berlin) und im Sportblatt „Neue Sport-Zeit" vom gleichen Datum schreibt der Generalsekretär des Reichsausschusses für Leibesübungen Carl Diem über „Sport und Presse".

Klingenthaler Zeitung — Klingenthal.

Von der Klingenthaler Zeitung.

In: Klingenthaler Zeitung, Tageblatt für Klingenthal und Umgegend. 51. Jg. Nr. 141 v. 19. IV. 1921.

„Der Geburtstag unserer „Klingenthaler Zeitung" ist in Vergessenheit geraten. Man kann nicht einmal Monat und Jahr mit Bestimmtheit angeben, in dem sie ins Leben trat".

Für eine in den 70er Jahren gegründete Zeitung ist es immerhin nicht alltäglich, daß man so mangelhaft über ihre Entstehung unterrichtet ist. Denn auch wer der Gründer und erste Herausgeber war, kann die Redaktion nicht angeben. Der älteste bekannte Jahrgang von 1878 befindet sich zu Händen des Klingenthaler Stadtrats.

Königsberger Hartungsche Zeitung — Königsberg.

Ein halbes Jahrhundert. Aus der Geschichte der Königsberger Hartungschen Zeitung und Verlagsdruckerei Gesellschaft auf Aktien von 1872 bis 1922. Herausg. zu Weihnachten 1921. (Festnummer der K. H. Z.).

Nach einer ausführlichen Geschichte der „K. H. Z." schreibt *L. Goldstein* über „Das Feuilleton der „Hartungschen", *G. Karl* bringt Bilder „Aus der Vergangenheit des Hartungschen Hauses", *Franz Steiner* berichtet über „Ein Vierteljahrhundert Königsberger Tageblatt" und *Fritz Hellermann* über die „Berliner Vertretung". Dem Mitarbeiterkreis einschließlich des Redaktionsstabes sind ausführliche Angaben gewidmet, desgleichen der wirtschaftlichen Basis des Unternehmens und der Technik des Betriebes.

Eine Buchausgabe der reichhaltigen Festschrift, die eine erfreuliche Bereicherung der zeitungsgeschichtlichen Literatur darstellt, ist vorgesehen.

Kuxenzeitung mit Petroleumweltmarkt — Berlin.

C. Bratz, Die erste Nummer der Kuxenzeitung.
C. Moßner, Die Bedeutung des Nachrichtenwesens für Handel und Industrie.

In: Kuxenzeitung. Jubiläumsgabe 1896—1921. Nov. 1921.

Landsberger Tagblatt — Landsberg.

(125 Jahre) Landsberger Tagblatt.

In: Landsberger Tagblatt und Ammersee Zeitung Nr. 1 vom 3. Januar 1921. 125. Jahrgang — Landsberg a. Lech.

Das Landsberger Tagblatt ist eine der ältesten Zeitungen Bayerns und wohl die älteste Provinzzeitung Bayerns überhaupt.

Vorhanden ist die Zeitung seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts im Redaktionsarchiv, die vorhergehenden Jahrgänge fehlen und sind auch im städtischen Archiv nicht mehr vorhanden.

Münchner Neueste Nachrichten — München.

(Festnummer) 75 Jahre Münchner Neueste Nachrichten. Herausg. von Friedrich Trefz. (1. I. 1922.) 184 S. gr. 2°.

Der an Umfang und Inhalt reichhaltigen Festnummer ist ein von Otto Hupp entworfenes Kalendarium voran-

gestellt. Die Nummer ist in einer Auflage von 100000 Exemplaren gedruckt worden — eine stattliche Leistung für die gegenwärtige Zeit — und gibt einen ausführlichen, mit Bildermaterial reich versehenen Abriß der Geschichte und Entwicklung der M. N. N. Die Bearbeiter der einzelnen Kapitel haben vom Wesen und Werden einer deutschen Tageszeitung ein Bild entworfen, das der zeitungskundlichen Forschung ausgezeichnete Dienste leistet.

Neue Zürcher Zeitung — Zürch.

Ein Gedenktag.
Gugenbühl, G. Ein Wort der Erinnerung an Paul Usteri.

In: Neue Zürcher Zeitung vom 3. Juli 1921. Nr. 973 zweites Blatt.

1780 als „Zürcher Zeitung" gegründet und zweimal wöchentlich erscheinend, kam das Blatt seit 2. Juli 1821 als „Neue Zürcher Zeitung", dreimal wöchentlich heraus. Die Tradition der eingegangenen „Aarauer Zeitung" setzte bei der „Neuen Zürcher Zeitung" Paul Usteri fort, der als der bedeutendste Zürcher Staatsmann jener Zeit nachgesprochen werden darf. Ihm ist im Gedenkblatt der N. Z. Z. der obenerwähnte Artikel gewidmet. Ein Faksimile der Nr. 51 vom 26. Juni 1821 ist beigefügt.

Niederschlesische Morgenzeitung — Liegnitz.

50 Jahre „Liegnitzer Anzeiger".
Dohmke, K., Buchdruckergeschichte aus Liegnitz.

In: Niederschlesische Morgenzeitung — Liegnitzer Anzeiger Nr. 254 vom 29./30. Okt. 1921, vgl. Jg. III, Heft 9/10 dieser schrift S. 132.

Ost-Holsteinisches Tageblatt Plön i. H.

Der 100. Jahrgang.

In: Ost-Holsteinisches Tageblatt und Plöner Zeitung. 100. Jg. Nr. 1 vom 1. Januar 1922.

Der Postillon — Marbach.

Zum 75jährigen Bestehen des Postillon.

In: Der Postillon, Amts- und Anzeigenblatt für den Oberamtsbezirk Marbach a. N. und Umgebung. Jubiläumsausgabe, Weihnachten 1920.

Die erste Nummer des Postillon erschien am 2. Sept. 1854 im Format 17½:24½ cm. Das Blatt erschien dreimal wöchentlich in einer Auflage von 220 Exemplaren, um im Laufe von 7 Jahren auf das 3-fache anzuwachsen. Seit 1886 erscheint der Postillon im Format von 21:28 cm, zur Zeit viermal wöchentlich.

Im Redaktionsarchiv sind die Jahrgänge des Postillon vollständig vorhanden.

Reichenhaller Grenzbote — Reichenhall i. B.

Zum Geleit.
F. A., Das Wort hat der Chronist.
Die Aufgaben der Presse (der Lokalpresse im Besonderen).
M. Hell, Zum 80. Wiegenfest.
Ein Besuch im neuen Heim.
Zur Geschichte des Grenzboten.
K. W., Unser Grenzbote.

In: Reichenhaller Grenzbote für den Kurort Bad Reichenhall. Sondernummer zum 80. Wiegenfest der Zeitung, vom 10. August 1921.

Rudolstädter Zeitung — Rudolstadt.

50 Jahre Rudolstädter Zeitung.

In: Rudolstädter Zeitung. Tageblatt und Generalanzeiger für Schwarzburg-Rudolstadt und den Remdaer Kreis Nr. 2 vom 4. Januar 1921. 51. Jahrgang. Rudolstadt.

Infolge der Zeitumstände hat der Verlag der Zeitung von der Ausgabe einer Festnummer abgesehen und gedenkt eine solche in nicht allzuferner Zeit seinen Lesern nachträglich zu liefern.

Schwelmer Tageblatt — Schwelm.

J. B., Fünfundzwanzig Jahre Schwelmer Tageblatt (mit einem Faksimile).
W. Crone, Heimat und Tagespresse.

In: Schwelmer Tageblatt. Jubiläumsnummer. 1896—1921 vom 10. September 1921.

Schwetzinger Zeitung — Schwetzingen.

40 Jahre Schwetzinger Zeitung.

In: Schwetzinger Zeitung — Schwetzingen Nr. 281, 41. Jg., 1. Dezember 1921.

Südlausitzer Nachrichten — Reichenau.

Die Entstehung der Südlausitzer Nachrichten.
H. Scheibler, Aus der Gründungszeit des Reichenauer Wochenblattes.
E. Brückner, Der Jubiläumsgruß eines Landsmannes.

In: Jubiläumsbeilage zum 50jährigen Bestehen der „Südlausitzer Nachrichten" früher Reichenauer und Hirschfelder Nachrichten. 6. I. 1922. Ein Geleitwort zum heutigen Jubeltage.

In: Südlausitzer Nachrichten vom 6. Januar 1922. 51. Jg. Nr. 3.

Volksfreund — Braunschweig.

Altendorf, G., Ein Vorspiel zur Gründung des „Volksfreund".
Altendorf, G., Gustav Jaekh und Samuel Kokosky. Zwei Redakteure des Volksfreund.

In: Volksfreund (50) Organ der alten sozialdemokratischen Partei für den Freistaat Braunschweig. 51. Jg. 1921 Nr. 111.

Ohlendorf, Fr., 1871—1921.

In: 1. Beilage zum Volksfreund. 51. Jg. 1911 Nr. 111.

Anläßlich des 50jährigen Bestehens hat der „Volksfreund" eine illustrierte Festnummer ausgegeben, die interessante geschichtliche Daten aus der Entstehungsgeschichte des Blattes bringt. Bei dem Mangel an Material zu einer Geschichte der sozialdemokratischen Presse in Deutschland sind derartige kurze Abrisse recht zu begrüßen.

Wernigeröder Zeitung — Wernigerode.

Gerhard Bürger, 125 Jahre Wernigeröder Intelligenzblatt.

In: Wernigeröder Zeitung und Intelligenzblatt — Wernigerode. 126. Jg. Nr. 1, 2. I. 1922.

Winzig-Herrnstädter Stadtblatt — Winzig.

Friese, U., 50 Jahre.
Petzold, Wilhelm, Aus der Geschichte unserer Zeitung.

In: Winzig-Herrnstädter Stadtblatt, Nachrichtenblatt für die Kreise Wohlau, Steinau, Guhrau. Jubiläumsausgabe vom 4. April 1921.

Wochen- und Anzeigenblatt für Wermsdorf.

60 Jahre Lokalpresse.

In: Wochen- und Anzeigenblatt für Wermsdorf. Nr. 1, 60. Jg., 4. I. 1922.

2. Lokales Zeitungswesen.

Frankfurt a. M.

Alexander Diez, Frankfurter Nachrichten und Intelligenzblatt. Festschrift zur Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens. 1722—1922. Frankfurt a. M.: Druckerei der F. N. 1922. 143 S. und 16 Tafeln Abbildungen.

Es ist erfreulich, daß zu den wenigen vorhandenen Zeitungsmonographien größeren Umfangs, wie sie uns Elben, Bierbach, Weigelt u. a. gebracht haben, nun auch eine Geschichte der „Frankfurter Nachrichten" kommt, die zu Beginn dieses Jahres das Fest ihres 200jährigen Bestehens feiern konnten.

Nach einem Abschnitt über die „Vorgeschichte" behandelt der Verfasser „Gründung und ersten Jahrgang 1722" und die „Verleger und Drucker bis 1773". Dann

folgen zwei Untersuchungen über „Technisches und Finanzielles“ und „Die Anzeigen nach Form und Inhalt“. Ein Kapitel über den „Zeitraum von 1774—1821“ schließt das erste Jahrhundert des Blattes ab.

Beim zweiten Jahrhundert (1822—1922) wird zunächst die Zeit bis zur 48er Revolution dargestellt, ein 8. Kapitel behandelt „Das Intelligenzblatt mit politischen, wirtschaftlichen und Unterhaltungsbeilagen“, dann folgt die Periode der Reformen unter H. und S. Minjon und schließlich die Umformung der „F. N.“ zur G. m. b. H. im Jahre 1910.

Das Buch ist ein erfreulicher Beitrag für die zeitungskundliche Literatur, der nicht oft genug Monographien dieser Art geboten werden können.

Braunschweig.

Robert Jordan d. Ä., Die Zeitungen der Stadt Braunschweig. Skizze zu einer Chronik. Hildesheim 1921. 37 S. 8°.

Die vom Verfasser beabsichtigte „Skizze“ möchte wohl, besonders für die Anfänge des Zeitungswesens in Braunschweig, noch etwas tiefer gehende Forschungen nötig haben, ehe eine für Braunschweig brauchbare Geschichte seines Zeitungswesens enstehen kann. So verdienstlich die Zusammenstellungen des Verfassers auch sind, so können sie in ihrer Knappheit noch kein zureichendes Bild von der geschichtlichen Entwicklung des Braunschweigischen Zeitungswesens geben. Möchte die vom Verfasser vorbereitete ausführliche Arbeit über diesen Gegenstand recht bald erscheinen, die allen Anzeichen nach eine wertvolle Ergänzung zu Salomon bilden wird.

Erfurt.

Martin Waehler, Die Entwicklung des Erfurter Zeitungswesens S. A. aus: Thüringer Allgemeine Zeitung und Erfurter Allgemeiner Anzeiger. 1921, 52 S. 8°.

Ausgehend von Briefzeitungen, an denen Erfurt insbesondere durch Crotus Rubianus und seinen Kreis Anteil hat, kommt der Verfasser zu den gedruckten „Neuen Zeitungen“, deren er 25 als in Erfurt gedruckt feststellt. Nachrichten aus Erfurt finden sich in einer größeren Anzahl dieser und der späteren ersten Wochenzeitungen (Straßburger 1609, Nürnberger 1628). Eine für die Geschichte des Zeitungswesens bemerkenswerte Persönlichkeit, Caspar Stieler, dessen Zeitungslust und Nuß als „von dem Spaten“ verfaßt 1697 in Hamburg erschien, ist in Erfurt geboren und nach wechselvollen Schicksalen dortselbst gestorben.

Im 3. Abschnitt behandelt der Verfasser das Erfurter Zeitungswesen im 18. Jahrhundert, ein vierter befaßt sich mit der Zeit bis 1848 und ein fünfter bringt die „Erfurter Presse im Zeichen der Preßfreiheit von 1848 bis zur Gegenwart“.

Die Arbeit ist eine brauchbare Ergänzung zu den früher erschienenen Arbeiten über denselben Gegenstand (von denen der Verfasser die von Braun in der Deutschen Buchhändlerakademie hätte nennen dürfen, da sie ihm öfter als Unterlage gedient hat) sowie zu Salomons Geschichte des Zeitungswesens, die das Erfurter Zeitungswesen nur in geringem Umfange berücksichtigt.

Helmstedt.

Wilhelm Eule, Helmstedter Universitätsbuchdrucker. Mit einem Beitrag zur Geschichte des Helmstedter Zeitungswesens. J. C. Schmidt, Helmstedt 1921. 147 S. 8°. Mit zahlreichen Abbildungen und Faksimiles.

Das von der Druckerei und Verlagsanstalt J. C. Schmidt in Helmstedt trotz der Ungunst der Zeit ganz ausgezeichnet ausgestattete Buch, zugleich eine Festschrift zur 100 Jahrfeier des im Schmidtschen Verlag erscheinenden Helmstedter Kreisblattes, befaßt sich im ersten Teile mit der Entwicklung des Buckdrucks in Helmstedt in folgenden Kapiteln:

- I. Die erste Helmstedter Universitäts-Buchdruckerei (Jakobus Lucius). II. Georg Calixt und die Buchdruckerfamilie Müller. III. Schnorr-Fleckeisen. IV. Christian Friedrich Weygand, ein Helmstedter Verleger. V. Aus den Anfängen der Buchdruckerei J. C. Schmidt.

Im zweiten Teile (S. 81—147) wird die Geschichte des Helmstedter Zeitungswesens in folgender Einteilung behandelt:

I. Das Helmstedter Wochenblatt vom Jahre 1813. II. Die Helmstedter Zeitung. III. Johann Christian Schmidt, der Begründer der Firma J. G. Schmidt. IV. Das Helmstedter Kreisblatt. V. Helmstedter Buchdruck- und Zeitungswesen im 20. Jahrhundert.

Forschungen auf dem noch kaum bearbeiteten Gebiet des Helmstedter Zeitungswesens haben den Verfasser dazu geführt, dem Helmstedter Buchdruckgewerbe insbesondere in seinen Beziehungen zur Julia Carolina, der alten Helmstedter Universität, nachzugehen und: „es zeigte sich wie die vielseitige und bedeutsame literarische Produktion der an der Helmstedter Universität wirkenden Gelehrten durch einen Stamm tüchtiger, am Ort ansässiger Buchdrucker in großartig-segensreicher Weise als geistiges Gut der gebildeten Welt vermittelt wurde“.

Wurde auch bei der Anlage des Buches das Hauptaugenmerk auf die Geschichte der Helmstedter Universitätsbuchdruckereien gelegt, so ist dem Helmstedter Zeitungswesen doch ein erheblicher Platz eingeräumt worden, für das die Quellen reichlicher als für den Buchdruck flossen.

Die Arbeit Eules ist eine für die Buchdrucker- und Zeitungsgeschichte gleich wertvolle und fördert die geschichtliche Kenntnis eines Gebietes, das der Aufhellung längst bedurfte.

Der J. C. Schmidtsche Verlag hat der wertvollen Arbeit des Verfassers ein in typographischer und bildlicher Ausstattung hervorragendes Gewand gegeben. Curt Reibetanz hat den Umschlag und die Titel entworfen und mit hübschen Initialen in Rot- und Schwarzdruck, mit Vignetten und Kapitelüberschriften das Werk zu einer buchgewerblich recht erfreulichen Leistung gemacht.

Bei einer neuen Auflage des bereits fast vergriffenen Buches könnte der Buchbinder eine geschicktere Einfügung des Titelblattes versuchen. Dr. H. H. B.

Schönburg-Waldenburg.

Fritz Resch, Die Geschichte des Zeitungswesens im Schönburgischen. Sonderdruck aus der Monatsschrift „Die Heimat“, Glauchau, Verlag von Julius Pickenhahn 1921. 63 S. 8° (mit einem Faksimile).



Glauchauisches
Wochenblatt,
unternommen und redigirt von Albert Schiffner.

Nro. I. am 5. Febr. 1820.

Der Gruß.

I.

Einst schwebt' aus Himmelshöhen sanft hernieder,
Das Haupt geneigt zum liebevollen Kuß,
Mit offnem Arm ein holder Genius,
Von mildem Glanz umflossen, traut und bieder.
Und sieh, kaum weilt sein segenreicher Fuß
Inmitten der sich ehmals fremden Brüder,
So jubelt laut des Dankes Feierlieder;
Denn seine reiche Gabe war — der Gruß.

„Mit diesem Talisman (tönt seine Stimme)
Besänftigt ihr den Leu'n im wilden Grimme;
Mit diesem sanft-gewalt'gen Zauberwort
Gießt ihr des Trostes Schaal' in wunde Herzen,
Und öffnet fröhlich den muntern Scherzen;
Ihn laß' ich euch zum Herold und zum Hort.“

II.

Wohl wird's dem blöden Herzen mächtig enge,
Wenn aus des Hains gewohnter Einsamkeit,
Aus seines Hüttchens trauter Dunkelheit
Es plötzlich tritt in der Gewalt'gen Menge.
Nun regt sich ihm der Fragen wild Gedränge:
Wo find' ich, was mir tröstend Muth verleiht,
Was Freunde mir zu güt'gen Gönnern weiht,
Daß Sie und mich ein süßes Band umschlänge?

Da stillt des Grußes holder Genius
Sein ängstlich Zagen. Seiner Palme Fächeln
Verkündet Euch des Glückes stetes Lächeln;
Er ladet Euch zum fröhlichen Genuß,
Und bittet, dessen Dienst er sich geweiht,
Für mich — um dauernde Gewogenheit.

A. Schiffner.

Aus der Tagesgeschichte

läßt sich allerdings in jetziger Zeit des Erheblichen nicht gar viel berichten. Doch können nur diejenigen, welche die Politik als den eigentlichen Zweck ihres Daseyns, ja wohl der ganzen Weltschöpfung betrachten, daran ein Aergerniß nehmen; der edlere Mensch und gute Staatsbürger freut sich darüber, des weisen Spruches gedenkend, daß die ruhigsten Zeiten gewöhnlich die glücklichsten sind.

Die Fabel läßt das Glück mit einer Maultrommel durch ein ruhiges Dörfchen, den Jammer aber mit Trompeten und Pauken durch eine große Stadt ziehn, — und was

Die Untersuchung von Resch über das Zeitungswesen im Schönburgischen ist ein verdienstlicher Beitrag über ein kleines Sondergebiet.

Resch fußt für die Anfänge des Schönburgischen Zeitungswesens auf einer Arbeit von Reinhold Hofmann, der 1895 in den „Schönburgischen Geschichtsblättern" der Buchdruckgeschichte im Schönburgischen nachgegangen ist und als ersten Drucker Joh. Theod. Heinsius 1702 in Glauchau, seit 1707 in Waldenburg, festgestellt hat.

Noch nahezu 100 Jahre aber mußten vergehen, ehe in den Schönburgischen Landen ein Wochenblatt entstand, als welches Resch die im Jahre 1800 in Waldenburg begründeten „Wöchentlichen Schönburgischen Anzeigen zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" ansieht, denen am 5. Februar 1820 ein „Glauchauisches Wochenblatt" folgte, das von Christian Albert Schiffner herausgegeben wurde, dem der Verfasser auf S. 54 ff. seiner Schrift ein Denkmal gesetzt hat. Ein Verzeichnis der Schiffnerschen Schriften ist beigegeben. B.

3. Wirtschaft und Presse.

Kahn, Ernst und *Naphtali, Fritz,* Wie liest man den Handelsteil einer Tageszeitung? — Frankfurt a. M.: Frankfurter Societäts-Druckerei 1921. 206 S. 8°.

Wie sehr das vorliegende Buch begehrt worden ist, dafür ist das 30. Tausend ein Beweis, das die Schrift bereits im Jahre 1921 erreicht hatte.

In sechs Kapiteln: 1) Kurszettel und Börse, 2) Valuta-Bewegung, 3) Ausländische Börsen, 4) Berichte der Unternehmungen und Verbände, 5) Warenmärkte, 6) Wirtschaftstatistik geben die Verfasser einen Überblick über die Grundlagen des Handelsteils einer Zeitung und ermöglichen auch dem Fernerstehenden in den im allgemeinen als „Buch mit sieben Siegeln" betrachteten Handelsteil einer Zeitung einzudringen.

4. Wesen und Bedeutung der Presse.

Schubert, Harold, Die Weltpresse als Wertmesser der Weltgeltung. Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Hrsg. Franz von Mammen. — Dresden und Leipzig: Globusverlag 1921. 100 S. 8°.

Nach einer Einleitung über „Zeitung und Zeitungswesen" führt der Verfasser in kurzen Abrissen die Presse der einzelnen Kulturländer unter Heraushebung der wichtigsten Organe vor. Für die sachlichen Angaben stützt sich das Buch öfter auf das Handbuch der Auslandpresse, das vom Kriegspresseamt 1918 herausgegeben worden war.

Die Arbeit ist insbesondere zur Orientierung für weitere Kreise geeignet, denen die Macht und Bedeutung der Presse Englands Frankreichs, Amerikas usw. recht anschaulich vorgeführt wird. Natürlich hat sich der Verfasser bei 100 Oktavseiten Text auf das allernötigste beschränken müßen. Wesentlich ist daß wir hier keine trockene Aneinanderreibung von Tatsachen haben, sondern der Verfasser hat es verstanden in aller Kürze die politischen Zusammenhänge aufzuzeigen, unter denen die Presse der einzelnen Länder zu dem geworden ist, was der Verfasser glücklich als „Wertmesser der Weltgeltung" bezeichnet. R. S.

5. Zeitschriftenwesen.

Häring, Oskar — Georg Stilke. Denkschrift und Arbeitsbericht (1872—1922) mit Beiträgen von Crusen, Daniels, Dietrich, Harden, Kaufmann, Lindau, Schotte. — Berlin 1922. G. Stilke 306 S. 8°.

Die anläßlich des 50jährigen Bestehens des Verlages Stilke in Berlin herausgegebene Denkschrift — ein mit Abbildungen geschmückter, gut ausgestatteter Band — bringt außer der Verlagsgeschichte des Hauses bemerkenswerte Beiträge zum Zeitschriftenwesen. Von den im Stilkeschen Verlag erschienenen Zeitschriften seien genannt: *Die Gegenwart,* über deren Begründung Paul Lindau als ihr erster Schriftleiter berichtet, die *Preußischen Jahrbücher,* die jetzt von Schotte geleitet werden, *Nord und Süd* und die *Zukunft* Maximilian Hardens. Bis auf die Preußischen Jahrbücher sind die Zeitschriften des Stilkeschen Verlages in andere Hände übergegangen. Die Gegenwart wurde später von Theophil Zolling gekauft, Nord und Süd gingen über an die Schlesische Verlagsanstalt, Hardens Zukunft nahm der Herausgeber in eigenen Verlag, die „Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik" bestanden nur zwei Jahre und nur Delbrücks Preußische Jahrbücher, die aus dem Verlag von Georg Reimer übernommen worden waren, sind bis heute beim Verlag verblieben. Deren Programm entwickelt Dr. Walter Schotte in einem lesenswerten Aufsatz, in dem der Verfasser interessante Vergleiche zwischen der Auffassung Delbrücks und seiner eigenen zieht. Seine Aufgabe für die Zukunft umreisst der Herausgeber mit den Worten: „Wir sehen unsere Aufgabe mehr den je in schöpferischer Kritik der Gegenwart, statt in fruchtloser, weil verbitternder Kritik der Vergangenheit". H. B.

In Vorbereitung befindliche wissenschaftliche Arbeiten über Zeitungswesen an zeitungskundlichen Instituten.

In Nummer 7—8 des 1. Jahrg. der „Zeitungsgeschichtlichen Mitteilungen" hat mein verehrter Kollege, Privatdozent Dr. Karl d'Ester, mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß durch die bedauerliche Neuerung, daß Dissertationen nicht mehr gedruckt werden, besonders die *Zeitungskunde* hart getroffen wird, und er regt an, daß die Dozenten, die an deutschen Hochschulen Vorlesungen über Zeitungskunde halten und Seminararbeiten über diese Disciplin anfertigen lassen, einen Überblick über die Bearbeitung der Themata geben, um unnötige Doppelarbeit zu vermeiden. Ich halte diese Einrichtung für außerordentlich beachtenswert, und ich würde es sehr begrüßen, wenn jeder der in Betracht kommenden Vertreter der Journalistik an den Universitäten eine Übersicht derjenigen *Seminar-Arbeiten* bekanntgeben würde, die veröffentlicht worden sind und derjenigen, die noch in Bearbeitung sind. Ich gebe nachstehend eine Übersicht derjenigen Seminararbeiten, die bisher im Berliner „Seminar für Zeitungskunde" angefertigt wurden und derjenigen Themata, die zur Zeit noch in Bearbeitung sind. Ich beschränke diese Zusammenstellung ausschließlich auf die Angabe der Arbeiten, die von Studenten angefertigt sind, während ich diejenigen Referate, die die Praktiker des Zeitungswesens an meinem Seminar gehalten haben, nicht aufgebe, da sie nicht hierher gehören.

Dr. Otto Jöhlinger-Berlin.

Verzeichnis von Arbeiten an den Instituten in Berlin, Köln und Münster i. W.

Berliner Seminar für Zeitungskunde:

1. *Marschall:* Die Preßgesetzgebung Friedrichs des Großen. (Auf Grund der Originalakten des Preuß. Staatsarchivs.)
2. *Hückstädt.* Die Beziehungen zwischen Börse und Presse. (Als Dissertation geplant).
3. *Neumann:* Die kommunalen Nachrichtenämter, ihre Aufgaben und Wirksamkeit.
4. *Kanigs:* Die Beurteilung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland in der Presse. (Veröffentlichung geplant.)

5. *Schaaf:* Die Beziehungen zwischen Eisenbahn und Presse in ihrer geschichtlichen Entwicklung.
6. *Koths:* Die Beurteilung des Helgolandvertrages in der deutschen Presse.
7. *Bathe:* Karl Peters, sein Wollen und Wirken und die Widerspieglung in der Presse.
8. *Nahnsen:* Der Straßenhandel mit Zeitungen.*) (Als Dissertation angenommen.)
9. *Dr. Levinson.* Die Frankfurter Nationalversammlung von 1848 und ihre Beziehungen zur Presse. (Auszugsweise abgedruckt in der „Zeitschrift des deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum" 3. Jahrgang, Heft 7/8 ff.).
10. *Ostrowski*: Die Entwicklung des Zeitungsinserats in Deutschland.
11. *Schaaf:* Der Bahnhofsbuchhandel in Deutschland, seine Organisation und Bedeutung.
12. *Kretzschmar*: Die Abonnenten-Versicherung, ihre Aufgabe und wirtchaftliche Bedeutung.
13. *Hahlo:* Die Geschichte des preußisch-deutschen Preßrechts. (Als Dissertation angenommen.)
14. *Schaaf:* Okkultismus und Presse.
15. *Elkan:* Der Zeitungsstempel in Preußen. (Als Dissertation in Würzburg angenommen.)
16. *Kretzschmar:* Die Standorts-Theorie der modernen Presse. (Als Dissertation in Berlin angenommen.)
17. *Schaaf*: Die Inserate der Verleger in den deutschen Tageszeitungen.
18 *Dr. Jahn*: Soziologie der Presse. (Veröffentlichung geplant.)
19. *Dr. Levinson*: Die preußisch-deutsche Preßpolitik in den fünfziger Jahren. (Auf Grund d. Akten d. Literarischen Kabinetts.)
20. *Fränkel*: Recht und öffentliche Meinung.

In Bearbeitung sind folgende Themata:

21. „Gründerperiode und Presse".
22. „Die Beurteilung Richard Wagners durch die zeitgenössische Musik-Kritik".
23. „Die Generalanzeiger-Presse in Deutschland".
24. „Die Zeitungs-Korrespondenzen in ihrer Entwicklung und Bedeutung für die Tagespresse".
25. „Friedrich Dernburg, ein deutscher Feuilletonist".
26. „Die heutige Gestaltung der Theater-Kritik in der großstädtischen Presse".
27. „Buchkritik und Presse".
28. „Die Bedeutung der Zeitungsanzeige für die Kalkulation der Verleger".
29. „Bismarcks Beziehungen zur Kreuz-Zeitung".
30. „Die Haude- und Spener'sche Zeitung in ihrer geschichtlichen Entwicklung".
31. „Sozialisten-Gesetz und Presse".

Am Kölner Institut für Zeitungskunde (Prof. Dr. Martin Spahn) sind folgende Arbeiten in Vorbereitung:

1. Kölner Relationes 1664—1700.
2. Kölnisches Verkehrs- und Postwesen des 18. Jahrhunderts.
3. Die Kölnische Zeitung und die Begründung der nationalliberalen Partei 1866/67.
4. Die Kölnische Zeitung und die innerpolitische Krisis 1877/79.
5. Die Kölnische Zeitung und Bismarcks Wirtschaftspolitik 1877/79.
6. Die Kölnischen Blätter 1866/72.

*) Die Arbeit ist inzwischen unter dem Titel: „Der Straßenhandel mit Zeitungen und Druckschriften in Berlin in Essen", Verlag der wirtschaftlichen Nachrichten aus dem Ruhrbezirk, erschienen (1922. 75 S. 8°).

Historisches Zeitungsseminar und Zeitungsarchiv der Universität Münster i. W.:

1. Die Marokkofrage in der Frankfurter Zeitung (abgeschlossen).
2. Die Cotta'sche Vierteljahrsschrift.
3. F. Weddigen als Journalist.
4. Ernst Moritz Arndt als Journalist.
5. Kotzebues Bedeutung für die Presse.
6. Die Totengespräche als Form der Publizistik.
7. Die schöngeistigen Zeitschriften Westfalens zu Anfang des 19. Jahrhunderts.
8. Die Heimatgedanken in der Presse Wesfalens.
9. Der Kosmopolitismus in der Presse um die Wende des 18. Jahrhunderts.
10. Die Grenzboten in ihrer literarschen und politischen Bedeutung.
11. Die Freie Zeitung und die Ententepropaganda.
12. Entwicklung der Bochumer Presse.
13. Die Satire in den Zeitschriften des Thomasius.
14. Arnold von Mallinckrodt, ein westfälischer Journalist.
15. Haltung der Germania in der Dreibundfrage.
16. Die Presse des Kommunismus im rhein.-westfälischen Industriebezirk.
17. Geschichte und Bedeutung des Münsterischen Intelligenzblattes.
18. Das politische Journal in seiner Stellung zur französischen Revolution.
19. Die westfälische Presse und die Gebildeten bis zu den Freiheitskriegen.
20. Geschichte der Hammer Presse.
21. Studien zur Entstehung der weltlichen Zensur.
22. Die Entwicklung und Kritik der neueren Theaterzeitschriften.

Dr. Karl d'Ester-Münster.

Kasseler Zeitungswesen.

Walter Caulfuß (z. Zt. Köln, Luxemburgerstr. 57) hat bereits in der Zeitschrift „Hessenland" 1911 und in der „Hessischen Chronik" (Darmstadt) zwei Aufsätze zur Geschichte des Kasseler Zeitungswesens veröffentlicht. Für eine von ihm vorbereitete größere Arbeit über denselben Gegenstand hat sich bisher keine Gelegenheit zur Veröffentlichung geboten. Es steht aber zu erwarten, daß die Arbeit späterhin im Druck erscheint. Nach den in den genannten Zeitschriften gegebenen Proben ist eine brauchbare Monographie zu erwarten.

Danziger Zeitungswesen.

Zu einer Arbeit über die Anfänge des Zeitungswesens in Danzig wird um Nachweisung von einschlägigem Material gebeten. In Frage kommt insbesondere die früheste Zeit, für welche die Quellen spärlich fliessen. Das in Danzig, Berlin etc. erreichbare Material ist bereits durchforscht. Sofern sich in Privatbesitz erhebliche Bestände älterer Zeitungen Danzigs befinden, oder Urkunden etc., die auf die Entstehung der Presse in Danzig irgendwie Bezug nehmen, wäre ich für Mitteilung an die Redaktion dankbar.

cand. phil. Gspann-Leipzig.

Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans H. Bockwitz, Leipzig.
Druck von Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

ZEITUNGSGESCHICHTLICHE MITTEILUNGEN
BEIBLATT ZUR ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 4 bis 12 April/Dezember 1922

Die Anfänge der periodischen Presse in Frankreich.

Von Dr. JOHANNES KLEINPAUL,
Ober-Assistent am Institut für Zeitungskunde der Universität Leipzig.

Eugène Hatin hat seiner Bibliographie der französischen periodischen Presse (Paris 1866) ein Bild *Théophraste Renaudots* vorangestellt, den er in der Unterschrift den „Vater der französischen Journalisten" nennt. Später, i. J. 1892, setzte man ihm auch in Paris ein Denkmal. Es war wohlverdient. Von Renaudot (geb. 1586 zu Loudun, gest. am 25. Oktober 1653) wissen wir, daß er schon im Alter von 18 Jahren Arzt war und als solcher einen großen Ruf erlangte. Im Jahre 1624 zog ihn *Richelieu* nach Paris und betraute ihn mit der Leitung des Armenwesens für ganz Frankreich. Wohl in dieser Eigenschaft und infolge der dadurch erlangten Einsichten, kam er i. J. 1612 auf den Gedanken, in Paris einen Arbeitsnachweis einzurichten, ein „Bureau d'adresse et de rencontre", wo Listen aufgelegt wurden, in die jeder Interessent — gegen eine Gebühr von 3 Sous — Einblick nehmen und seinen Namen und Wohnung einschreiben lassen konnte, um so Verbindung mit den Arbeitsuchenden zu bekommen. Bald wurden diese Angebote auch an dem Büro außen angeheftet, — der Anfang der heute noch üblichen „petites affiches", später auch gedruckt ständigen Abnehmern oder gelegentlichen Interessenten zugesandt. Danach tat Renaudot aber auch noch einen Schritt weiter, er gründete ein richtiges Zeitungsunternehmen und gab eine „Gazette" heraus, die in den Straßen ausgeboten, reißenden Absatz fand. Dieses Blatt wurde dann auch noch von seinen Söhnen weitergeführt; es ist die erste Erscheinungsform der späteren „Gazette de France".

So Hatin. In Wirklichkeit liegen aber diese Dinge — wenigstens in letzterer Hinsicht — anders. Mit noch viel größerem Rechte kann man Renaudot den Vater und sein Büro die Wiege der periodischen Presse in Frankreich nennen. Beweis dafür ist eine kleine Sammlung von Zeitungen im Besitze des Instituts für Zeitungskunde der Universität Leipzig, die alle aus diesem Bureau d'adresse hervorgingen; nicht nur „Gazetten", sondern noch viele andere. Sie umfaßt folgende Stücke:

No. 21. Lettre escritte par le roy aux gouverneurs de provinces sur la detention du duc de Puylaurent et ce que s'y est passé. — 17. II. 1635

No. 21. Relation extraordinaire dv XIII Mars MDCXXXIV. Lettre de Christian IV., roy de Dannemarc au directeur général des affaires de Suede en Allemagne. Response du directeur général à la lettre précedente du roy de Dannemarc, de Francfort le 9. Dec. 1833, Axel Oxenstern Lieutenant General de la couronne de Suede. Propositions faites en l'assemblée d'Alberstadt en la Basse Saxe.

No. 77. Le sanglant combat donné entre le duc de Longueville & le duc Charles pres de Poligny. — 30. VI. 1638.

No. 81. Extraordinaire dv V. Jvillet MDCXXXIII, contenant
1. La levée du siege de Lure par les Comtois.
2. La prise de la ville et Chasteau de Poligni et autres places par le duc de Longueville.

Nr. 108 Response à vn libelle de Bruxelles.

No. 113. Journal dv siege de Fontarabie depuis l'arrivée de l'Archevesque de Bordeaux iusqu'au 14. de ce mois. — 26. VIII. 1838.

No. 117 Relation de la bataille de Rhinaut pres de Vvittenvveier, nagueres donnée entre le duc Bernard de Vveimar & des generaux Goeutz & Savelli imperiaux. —'31. VIII. 1638.

No. 118. La victoire obtenüe par l'armee navale du roy, commandee par l'Archevesque de Bordeaux, sur celle du roy d'Espagne dans le port de Catary. — 3. IV. 1638.

No. 130. Le furieux combat des galeres de France & d'Espagne arrive pres de Genes. — 20. IX 1638.

No. 140. Extraordinaire dv VIII. octobre DCXXXVIII. Contenant la defaite de six regimens ennemis par les troupes du duc de Vveimar devant Brisac et la liste des troupes du Mareschalk Banier. — 3. X. 1638.

No. 163. Manifeste de la reine mere. Contenant le suiet de son depart de Flandres. — 19. XI. 1638.

No. 166. Ca defaite entiere dv duc Savelli par le duc de Longueville. — 22. XI. 1658.

No. 90. Articles accordez a messievrs les ecclesiastiques, nobles, magitrats, corps et communautez des villes, banlieues et bailliage de la ville d'Aire par nous seigneur de la Meslerays, grand maistre du roy aux Pais-bas, et promis d'estre ratifiez vn mois par Sa Majesté. — 2. VIII. 1641.

No. 93. Redvction de la ville d'Aire en l'obéissance du roy. Extrait d'vne lettre du camp devant Aire dv 26. Juillet à vnze heures du soir. Articles et conditions accordees. — 3. VIII. 1641.

No. 149. Lettres dv roy de Dannemarc aux ambassadeurs de France et de Suede avec leurs responses sur le sujet de la paix générale.

No. 16. Novvelles ordinaires du 7e Février 1643.
De Vienne, le 4. Janvier 1643.
De Brignitz en Lusace, 1. 11. Janvier 1643.
De Wurtzbourg, le 12. Janvier 1642 (!?)
De Zwickau, ledit jour 12. Janvier 1643.
De Mulhausen en Thuringe, le mesme jour 12. Janvier 1643.
De Jehna, le 13. Janvier 1643.
De Nuremberg, ledit jour 13. Janvier 1643.
D'Arnstadt, le 15. Janvier 1643.
De Worms, le 20. 1643.

No. 17. Gazette. — Paris, le 7. Février 1643.
De Jérusalem, le 20. September 1642.
De Rome, le 3. Janvier 1643.
De Heidelberg, le 14. Janvier 1643.
De Dresde, ledit jour 14. Janvier 1643.
De Schweinfurt, le 17. Janvier 1643.
De Spire, le 17. Janvier 1643.
De Hanau, le 18. Janvier 1643.
De Francfort, le 25. Janvier 1643.
D'Aix en provence, le 26. Janvier 1643.
De Cologne, le 27. Janvier 1643.
D'Avignon, le 28. Janvier 1643.
D'Oxford, ledit jour 28. Janvier 1643.
De Londres, le 29. Janvier 1643.
De Gulze, le I. Février 1643.
De Sant Germain, le 6. Février 1643.
De Paris, le 7. Février 1643.

No. 18. Actes de l'assemblée générale des Catholiques confédérez d'Irlande, commencés au mois d'octobre et finie le 9. Janvier dernier. — 9. Fevrier 1643.

No. 19. Les prodigez rapportez estre n'aguéres arrivez dans la ville de Stutgard. Lerdvit aillemet de Poligny

n'aguéres falt malgré les comtois; extrait d'vne lettre escritte de Louhans le 27. Février 1643.

Das ist ein buntes Gemisch, in dem sich die sämtlichen Anfangs-Erscheinungen des Zeitungswesens spiegeln: Einzelzeitungen (Briefe und Relationen), „Fliegende Blätter“, „Ordinaire“ und „Extraordinaire“, und endlich Nachrichtenblätter mit dem Neuesten aus aller Welt; eins davon unter dem Sammeltitel „Novelles“, das andere unter dem Sammeltitel „Gazette“, — beide merkwürdigerweise von demselben Tage!

Soviel von ihren Inhalt, auf den hier nicht weiter eingegangen zu werden braucht. Noch viel interessanter ist die Sammlung aber in zeitungstechnischer Hinsicht.

Da fällt vor allem auf, daß alle diese verschiedenartigen Erscheinungen fortlaufend numeriert sind, so zusammenhanglos sie sonst hintereinander stehen. Sie stammen ja aus verschiedenen Jahren, aber in den einzelnen Jahrgängen lassen sich erfreulicherweise kürzere oder längere Reihenfolgen erkennen. Um diese deutlicher zu machen, gebe ich noch folgende kurze Zusammenstellung, die gleichzeitig allerlei weiteres Interessante erkennen läßt:

No. 21.	(Paris)	X pag.	81—84	17.	II. 1635
„ 21.	(Paris)	Z (unten beschnitten)	89—92		
„ 77.	Lyon	HHHh IIIi	305—312	30.	VI. 1638
„ 81.	Lyon	NNNn	325—328	5.	VII. 1638
„ 108.	Lyon	TTTtt	441—444		?
„ 113.	Lyon	AAAAaa	461—464	26.	VIII. 1638
„ 117.	Lyon	EEEee FFFFff	477—484	31.	VIII. 1638
„ 118.	Lyon	GGGGgg HHHHhh	485—494	3.	IX. 1668
„ 130.	Lyon	VVVuu	537—540	20.	IX. 1838
„ 140.	Lyon	HHHHhhh	581—585	8.	X. 1638
„ 163.	Lyon	MMMMmmm	689—692	19.	XI. 1638
„ 166.	Lyon	PPPppp	501—504	22.	XI. 1638
„ 90.	(Paris)	EEEEE	481—488	2.	VIII. 1641
„ 93.	(Paris)	(unten beschnitten)	473—476	3.	VIII. 1641
„ 149.	(Paris)	GGGGGggggg HHHHHhhhhh IIIIIiiiii	1089—1100	24.	XI. 1642
„ 16.	(Paris)	Cc	101—104	7.	II. 1643
„ 17.	Paris	Dd Ee	105—112	7.	II. 1643
No. 18.	(Paris)	Ff Gg.	113—120	9.	II. 1643
„ 19.	Paris	DDd	197—200	9.	III. 1643

Das Ganze, so zusammenhanglos und verschiedenartig in seiner Aufmachung es ist, war also, wie die unter die einzelnen Bogen gedruckten lateinischen Buchstaben erkennen lassen, als Buch gedacht; jeder Jahrgang natürlich für sich.

Was aber das Allermerkwürdigste ist, nicht alles das, so sieht es wenigstens aus, wurde (in den auf uns gekommenen Stücken) in Paris gedruckt. Unter allen diesen Drucken — nur zwei sind unten beschnitten — befindet sich auch ein Vermerk ihrer Herkunft. Bei etwa der Hälfte der Stücke lautet er: „Du Bureau d'Adresses“ mit Hinzufügung von „Avec privileg“ und dem Datum der Ausgabe; nur bei zweien ist ausdrücklich weiter hinzugesetzt: „A Paris“, während sich unter allen Stücken des Jahrgangs 1643 der Vermerk findet: „A *Lyon*, à la place de Confort, iouxte la copie imprimée à Paris, au Bureau d'Adresse, (Datum), avec privilege“. Ob es sich in diesen Fällen wirklich um Nachdrucke oder nur um eine Finte handelt, zu der sich Renaudot aus irgendwelchen Gründen veranlaßt sah, ist nicht auszumachen, sehr bemerkenswerter Weise wurden durchgängig dieselben Typen zum Satz benutzt.

Wie sich aus alledem ergibt, war dieses erste derartige Zeitungsunternehmen in Frankreich, von dem wir wissen, schon ein rechter Großbetrieb. Eine ganz bestimmt geregelte Periodizität im jetzigen Sinne ist nicht nachzuweisen. In der Regel erschien in all den Jahren von 1635 bis 1645 wohl jeden zweiten Tag eine Nummer, bisweilen aber auch zwei an einem Tage und mehrere derselben waren zwei, ja drei Bogen stark. Da hatten also die Setzer und Drucker zu tun, und die Schriftleitung erst recht; namentlich die „Novellen“ (Nr. 16) und die „Gazette“ (Nr. 17) — beide von demselben Tage! — lassen erkennen, was für ein reiches Material an Nachrichten in dem Büro zusammenkam, das freilich wohl nur — nach Art der älteren „Geschriebenen Zeitungen“ — einfach, doch sorgfältig nach dem Datum geordnet — unter einander gereiht wurde.

Nach alledem gab also Renaudot nicht ein Wochenblatt heraus; er ließ viel häufiger, so oft ihm passender Stoff vorlag, Zeitungen erscheinen; bis zum Tageblatte war da nur noch ein kleiner Schritt; vermutlich hat er auch den schon bald getan.

Die Deutschen Zeitschriften im 17. und 18. Jahrhundert.

Von Dr. BERTA SCHLESINGER, Halle-Saale.

Die Zeitschriftenbewegung ging von Frankreich aus.[1] Am 5. Januar 1665 erschien zu Paris das „Journal des Scavans“ als die erste anfangs wöchentlich, dann alle 14 Tage oder in längeren Zwischenpausen ausgegebene gelehrte Zeitschrift, von dem Parlamentsrate Denys de Sallo herausgegeben. Ihr Inhalt waren Nachrufe auf verdiente Gelehrte, Berichte über naturwissenschaftliche Versuche und Entdeckungen, Anzeigen und Besprechungen von Büchern, Nachrichten über Entscheidungen gelehrter Körperschaften. Wegen ihres reichhaltigen Inhalts gewann die Zeitschrift bald viele Leser und Mitarbeiter, Nachahmungen folgten. Noch im gleichen Jahre gab die Königliche Gesellschaft in London (Royal Society) „Philosophische Berichte“ (Philosophical Transactions“ heraus, in Italien folgte Francesco Nazzari im Jahre 1668 mit dem „Giornale de Letterati“. In Deutschland erschienen im Jahre 1682 als erste deutsche Zeitschrift in Leipzig die lateinisch geschriebenen „Acta Eruditorum“. Diese „Acta“, die allmonatlich erschienen, wollten für Deutschland ungefähr das sein, was seit 1665 das „Journal des Scavans“ für Frankreich war, der Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Nation. Der Begründer war der Leipziger Professor Otto Mencken. Wenn letzterer auch selbst nicht viel für die „Acta“ schrieb, so wußte er sich doch durch eine umfassende Korrespondenz stets einen großen Kreis bedeutender Mitarbeiter zu erhalten. Die bedeutensten dieser Mitarbeiter waren ohne Zweifel Leibniz und Thomasius. Nach dem Tode Otto Menckens 1707 übernahm dessen Sohn Johann Bernhard Mencken die Redaktion, nach dessen Tode 1732 abermals der Sohn, Otto Friedrich Mencken. Nach dessen Tode blieben die „Acta“ Eigentum der Menckenschen Erben, doch führte jetzt der Leipziger Professor Karl Andr. Bel die Redaktion. In der wissenschaftlichen Welt hoch angesehen, bestand die gelehrte Leipziger Zeitschrift ein volles Jahrhundert, im ganzen waren 93 Quartbände, und 24 Supplement- und Registerbände erschienen. Die Zeitschrift sollte einen Überblick über das ganze geistige Leben geben, doch waren die Grenzen so gezogen, daß vieles, was damals das Volk bewegte, nicht zum Ausdruck kam. Zunächst wurde über alles, was die Fürsten betraf, geschwiegen, ebenso über die Zustände im Lande. Den breitesten Raum nahmen die Mathematik, die Physik, die Botanik und die Medizin ein. Dagegen blieb die Dichtkunst ganz unberücksichtigt. Ein viel frischeres geistiges Leben äußerte sich in den Zeitschriften von Christian Thomasius. Der bewegliche Gelehrte, der die erste Vorlesung in deutscher Sprache hielt, rief auch im Jahre 1688 die erste deutsche gelehrte Zeitschrift in deutscher Sprache ins Leben. Das erste Heft führte den Titel: Schertz- und Ernsthaffter, Vernünftiger und Einfältiger Gedanken, über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen erster Monat oder Januarius, in einem Gespräch vorgestellet von der Gesellschaft der Müssigen. Das Hauptthema der Zeitschrift bildete das, was Thomasius am meisten beschäftigte, der gelehrte Pedantismus, die bornierte Mißachtung des frisch quellenden Lebens und die Scheinheiligkeit. Im Tone übermütigen Spottes spricht der Verfasser über die Menschen und Bücher seiner Zeit, die Ausfälle trugen ihm viele Gegner ein. Seine späteren, alle recht kurzlebigen Zeitschriften

[1] Vgl. Schottenloher, Flugblatt und Zeitung. Berlin 1922.

reichten an Bedeutung nicht mehr an die „Monatsgespräche“ heran. Bei den andauernden Kämpfen des streitbaren Gelehrten wollten Ernst und Sachlichkeit nicht recht gedeihen, es fehlte die Wärme der Überzeugung. Alle weitere Entwicklung des deutschen Zeitschriftenwesens lehnte sich zunächst an die beiden Beispiele, die „Acta Eruditorum“ und die Monatsgespräche an, je nachdem die einzelnen Unternehmungen ausschließlich den Gelehrten oder weiteren Leserkreisen dienen wollten. Die geschickteste der Nachahmungen war die von Wilhelm Ernst Tenßel: Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten, allen Liebhabern der Curiositäten zur Ergößlichkeit und Nachsinnen herausgegeben von A. B. Leipzig. Tenßel verstand es, in einem flotteren Stile zu schreiben, während Thomasius unbeholfen und schwülstig blieb. Auch wußte der Herausgeber der „Unterredungen“ troß seines flachen Urteils, anmutig zu plänkeln, was der Menge gefiel. Doch fehlte diesen Zeitschriften noch der allgemeine Gesichtspunkt, die tiefere Idee, ein bestimmtes großes Ziel. Ein solches ergab sich bald aus der allgemeinen Kulturentwicklung. Der Gedanke die Erziehung des Menschen zu fördern, erfüllte nach und nach alle gebildeten Kreise, und da lag es nahe, nun auch Journale zu gründen, die dieses Ziel verfolgen sollten. So entstanden die „moralischen Wochenschriften“, die ersten deutschen Zeitschriften von ausgesprochener Tendenz. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts gab es bereits in England schon ähnliche Wochenschriften die man sich zum Muster nehmen konnte. Es waren dies hauptsächlich „The Tatler“ 1709—1711 „The Spectator“ 1711—1712 und „The Guardian“ 1713 von Richard Steele und Addison herausgegeben. Diese 3 Zeitschriften übten einen ungeheuren Einfluß aus, sie wurden nicht nur fleißig gelesen, sondern auch bis in alle Einzelheiten nachgeahmt. Unumwunden wurde die Abhängigkeit von dem englischen Vorbilde zugegeben. „An den erlauchten Zuschauer der Engeländischen Nation“ schrieben Bodmer und Breitinger in ihren „Discursen der Mahler“ vom Jahre 1721, „dieses Werk hat auch seinen Ursprung, einen Teil seiner Methode und vielleicht dasjenige zu danken, was es artiges hat.“ Man suchte die anregende kunstvolle Schreibweise des englischen Vorbildes nachzuahmen; der Essay, die neue Aussprache in kurzer geschlossener Abhandlung fand auch in Deutschland eifrige Pflege. Eine ganze Flut von moralischen Wochenschriften ging nun über Deutschland nieder. Gottscheds Zeitschrift „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ gibt in ihrem Jahrgange für 1761 ein „Verzeichnis der in deutscher Sprache herausgekommenen sittlichen Wochenschriften“ und zählt für die Zeit von 1713 bis 1761 allein 178 Titel auf. Im ganzen zählt man über 200 englische und 500 deutsche moralische Zeitschriften. Die erste dieser Zeitschriften trat in Hamburg im Jahre 1713 unter dem Titel „Der Vernunftler“ ins Leben, es folgte dann in Hamburg von 1718 ab die Zeitschrift „Die lustige Fama“. Aber der elegante Vortrag, der souveräne Wiß, der weite Blick der Engländer wurde in diesen Zeitschriften nicht erreicht, dagegen gelang es 3 Zeitschriften besser, das englische Vorbild zu erreichen: den schon erwähnten „Discursen der Maler“ (Zürich 1711 bis 1723) dem „Patrioten“ (Hamburg 1724—26), und den „Vernünftigen Tadlerinnen“ (Halle später Leipzig 1725—26). Die Schweizerische Wochenschrift führte zunächst den Titel „Die Discurse der Mahlern“ bis sie mit Anfang des Jahres 1723 „Die Mahler, oder Discurse von den Sitten der Menschen“ genannt wurde. Die Hamburger Wochenschrift „Der Patriot“ war von einem Kreis bedeutender Männer, die sich zu einer patriotischen Gesellschaft zusammengeschlossen hatten, begründet worden. Der Erfolg war für die damaligen Verhältnisse ein bedeutender, bereits im 1. Jahre hatte sie 5000 Abonnenten. Die dritte der bedeutenderen moralischen Wochenschriften war die von Gottsched herausgegebene Zeitschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen“, die sich einzig und allein an die Frauenwelt wandte. Der große Erfolg, den diese Unternehmungen erzielten, reizte alsbald zur Nachahmung. Es entstand nach und nach eine wahre Flut von moralischen Wochenschriften[1] „Der Frankfurter Patriot“, „Der Leipziger Patriot“, „Die Matrone“, „Der getreue Hofmeister“, „Der Biedermann“, „Der Nordische Aufseher“, „Der poetische Tadler“, “Der Bürger“, „Der Schmäuchler“, „Der Menschenfreund“, „Der Pilgrimm“ usw. Jeder junge Mensch, klagt Lessing, der ungefähr der deutschen Sprache gewachsen ist und hier und da etwas gelesen hat, gibt jeßt eine Wochenschrift heraus. Dabei trat natürlich eine allgemeine Verflachung ein. Die Abhandlungen verloren sich in spießbürgerlichem Moralisieren oder führten zu unangenehmen Streitigkeiten, wie sie vor allem zwischen Gottsched und den Schweizern entstanden. Doch erhoben sich noch zwei Erscheinungen über die allgemeine Plattheit, Sonnenfels „Mann ohne Vorurtheil“ und die von Gedike und Biester herausgegebene „Berlinische Monatsschrift“ mit der die lange Reihe der moralischen Wochenschriften würdig abschließt. Ein Ausläufer dieser Wochenschriften aus dem Ausgang des 18. Jahrhunderts ist die Frauenzeitschrift. Gottsched gab in seiner Vorrede zur Zeitschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen“ als Ziel seines Unternehmens an „dem deutschen Frauenzimmer ein Blatt in die Hände zu bringen, welches ihm zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen und doch von nüßlicherem und lehrreicherem Inhalte sein soll als die gewöhnlichen Romane“. Ihre besondere Bestimmung drückten die den Frauen gewidmeten Veröffentlichungen schon in den Titeln aus „Die Akademie der Grazien“ oder „Magazin für Frauenzimmer“ oder „Wochenblatt für das schöne Geschlecht“ oder „Amaliens Erholungsstunden“ oder „Flora, Teutschlands Töchtern geweiht von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts“. Frauen als Mitarbeiterinnen waren keine Seltenheit mehr. Nachdem die Form der Zeitschrift einmal gefunden war, wurden auch sehr bald weitere Schritte über die moralischen Wochenschriften hinaus unternommen, es entstanden die kritische und die schöngeistige Zeitschrift. Gottscheds Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit (1732—1744) können als das erste deutsche Literaturblatt bezeichnet werden. Sein Schüler, Johann Joachim Schwabe, gab dann ganz im Geiste des Lehrers 1741 zur Ergänzung „Die Belustigungen des Verstandes und Wißes“ heraus. Im Jahre 1744 folgten dann von Karl Christian Gärtner geleitet die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Wißes“ nach ihrem Druckort gewöhnlich „Bremer Beiträge“ genannt. Hier erschienen im Frühjahre 1748 die ersten Gesänge des „Messias“. Seitdem sind die Zeitschriften als Verkünder dichterischer Versuche eng mit der Geschichte der deutschen Literatur verbunden. Eine Blütezeit der literarischen Zeitschriften beginnt dann mit einem Manne der außer der Teilnahme für das geistige Leben auch die nötige geschäftliche Umsicht besaß, es war dies der Schriftsteller und Buchhändler Christof Friedrich Nicolai. Unter Mitwirkung von Lessing und Moses Mendelsohn gab er 1757 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ heraus, worin vor allem die schönen Künste zu Wort kommen sollten. Da die Hoffnungen auf die Zeitschrift nicht in Erfüllung gingen, so veröffentlichten im Januar 1759 Lessing und Nicolai ein neues Unternehmen „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ worin in zwanglosen Briefen über das literarische Leben der Zeit berichtet werden sollte. Diese Briefe wurden dadurch ein Merkstein in der Geschichte der geistigen Entwicklung, daß Lessing in ihnen zum erstenmale die Forderung aufstellte, die deutsche Dichtung müsse vor allem dahin streben, national zu sein. Allein auch dieser neue Versuch wollte geschäftlich nicht gelingen, die „Briefe“ gingen im Jahre 1765 wieder ein. In demselben Jahre noch gründete Nicolai eine neue Zeitschrift die „Allgemeine deutsche Bibliothek“, für die der Herausgeber alle bedeutenden Namen Deutschlands zu gewinnen suchte. Es fand sich auch ein Mitarbeiterstab zusammen, wie ihn noch keine deutsche Zeitschrift besessen hatte. Wegen seines Eintretens für Aufklärung hatte das Unternehmen später schwere Kämpfe mit dem rechtgläubigen Kirchentume und der preußischen Zensurbehörde zu bestehen. Rasch häuften sich nun die literarischen Zeitschriften. Eine gewisse Berühmtheit erlangten

[1] Vgl. Salomon, Geschichte des Deutschen Zeitungswesens. Bd. 1. Oldenburg und Leipzig.

die schon 1736 herausgegebenen „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ als sie im Jahre 1772 durch die Mitarbeit von Heinrich Merck, Georg Schlosser, Herder und Goethe aufgefrischt wurden. Von Bedeutung wurde ferner der „Deutsche Merkur“, den Wieland seit dem Jahre 1773 in Anlehnung an den Pariser „Mercure de France“ herausgab. Es war die erste schöngeistige Zeitschrift Deutschlands mit politischem Einschlag. Ein Zeichen der Zeit war, daß in den Titeln der Zeitschriften jetzt häufig die Bezeichnung „deutsch“ aufgenommen wurde. Noch vor dem „Deutschen Merkur“ war 1771 in Magdeburg „Der Deutsche“ erschienen, 1774 folgte die „Deutsche Chronik“ 1776 das „Deutsche Museum“, das ein deutsches Nationaljournal für alle Gebildeten werden sollte. Zu erwähnen wären hier noch die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften“ begründet von Adolf Kloß-Halle, die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“, herausgegeben von Wilhelm von Gerstenberg, nach dem Druckorte Schleswig meist „Die Schleswigschen Merkwürdigkeiten“ genannt, die jenaische „Allgemeine Literaturzeitung“ 1785 unter Beihilfe von Bertuch und Wieland von Christian Gottfried Schütz begründet, seit 1804 unter dem Titel „Jenaische Literaturzeitung. Eine Umbildung der literarischen Zeitschrift nahm Schiller in den „Horen“ vor, er wollte die Gemüter „durch ein allgemeines Interesse an allem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben, wieder in Freiheit setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder vereinigen“, das war das Ziel der neuen Zeitschrift. Allein das Unternehmen Schillers schlug gänzlich fehl, die neue Zeitschrift ging rasch wieder ein. Die gleiche Erfahrung machte auch Goethe, als er im Jahre 1798 die „Propyläen“ gründete, mit denen er die Menschen aus der unschönen Gegenwart in das göttliche Reich der Kunst entführen wollte. Größeren Erfolg hatte einige Jahre vorher der schwäbische Dichter Ludwig Weckherlin, einer der rührigsten Tagesschriftsteller, gehabt. Sein Ziel war „die Aufklärung des Publikums, die Berichtigung seiner Einsichten und vornehmlich die Vertilgung der Vorurteile.“ Seine Zeitschriften „Chronologen“, „Das graue Ungeheuer“, „Hyperboreische Briefe“ gehörten rasch zu den gelesensten Blättern. Noch bedeutsamer für das Tagesschrifttum wurde August Ludwig Schlözer, der sich 1767 in Göttingen niederließ und dort neben zahlreichen wissenschaftlichen Werken von 1783—94 seine „Staatsanzeigen“ herausgab. Diese „Staatsanzeigen“ wurden die erste politische Zeitschrift Deutschlands mit den neuen Zielen, die politischen Männer und Zustände öffentlich zu beurteilen und das Verständnis für das staatliche Leben zu pflegen. Schlözer sprach in dieser Zeitschrift zum erstenmale den Satz aus, daß in jedem Lande neben dem Willen des Regenten auch der Wille des Volkes zum Ausdruck kommen müsse. Doch der Wirksamkeit Schlözers wurde im Jahre 1794 ein Zeil gesetzt, die „Staatsanzeigen“ wurden verboten und Deutschland durch diese Maßregelung seines begabtesten und einflußreichsten Publizisten beraubt. Außer diesen Zeitschriften erschienen am Ende des 18. Jahrhunderts aber noch mehrere, die teils nur in einseitiger Weise die Weltereignisse besprachen und beurteilten, teils ohne einen selbständigen Standpnnkt einzunehmen, eine Art Sprechsaal des Publikums wurden. Zu nennen sind das „Patriotische Archiv für Deutschland“ von Friedrich Karl von Moser, das „Journal von und für Deutschland“ von Gökingk und Bibra, das „Göttingische historische Magazin“ von Weiners und Spittler. die „Minerva“ von J. W. von Archenholtz und das „Braunschweigische Journal“ von J. H. Campe.

Literatur zum Zeitungswesen.

Die so oft gestellte Frage: „Wie entsteht eine Zeitung?“ beantwortet Dr. Hans Simon in einem Bändchen der „Zellenbücherei“ (Dürr & Weber, Leipzig) in leichtem Plauderton. Neues bringen seine „Tagebuchblätter eines Redakteurs“ nicht bei, aber die Darstellung ist glatt und wird Leser befriedigen, die in den Stoff nicht weiter tief eindringen wollen. Etwas tiefer geht Erich Feldhaus, dessen Reclambändchen über „Das deutsche Zeitungswesen“ in zweiter Auflage vorliegt. Es befaßt sich zumeist mit dem Zeitungswesen überhaupt, dem Begriff Zeitung, der Mitarbeiterschaft, dem Werden der Zeitung in geistiger und technischer Hinsicht und bringt auch Abschnitte über deutsche Zeitungen und Zeitschriften. —

Über Karl Büchers Broschüre: „Zur Frage der Pressereform“ (Tübingen, Mohr 1922) ist man in Fachkreisen in einmütiger Ablehnung zur Tagesordnung übergegangen, ohne daß es irgend welcher Proteste von seiten der Verlegerschaft, die sich am meisten getroffen fühlen konnte, bedurft hätte. — An Spezialuntersuchungen haben wir zwei Dissertationen, eine Berliner von Otto Nahnsen: „Der Straßenhandel mit Zeitungen und Druckschriften in Berlin (Verlag der Wirtsch. Nachrichten aus dem Ruhrgebiet 1922) und eine Leipziger von Max Gottlieb „Weltkrieg und Zeitungswesen unter besonderer Berücksichtigung der in den Jahren 1914—1918 eingegangenen Zeitungen“. (Verlag R. Bühler, Wiesloch 1922) zu verzeichnen. Die Arbeit von Nahnsen gibt interessante Aufschlüsse über ein lange vernachläßigtes Gebiet. Nach einleitenden Kapiteln, die die sozialökonomische und verwaltungsrechtliche Seite des Problems beleuchten, geht der Verfasser ein auf den Straßenvertrieb von Zeitungen, schildert die kurze Geschichte dieses Handelzweiges und legt das Interesse des Verlegers und den Mechanismus des Vertriebes dar. Dann folgen eine Charakterisierung des Personenstandes, aus dem sich die Straßenhändlerschaft rekrutiert und Erhebungen über den Verdienst und die Standesinteressenvertretung. Besonders behandelt wird die Kioskeinrichtung als Unternehmen eines Einzelnen bezw. von Großfirmen. Es ist ein Verdienst Nahnsens, dieses so gut wie nicht behandelte Gebiet des Zeitungwesens klar dargestellt und die Probleme, die auch hier zu finden sind, erschöpfend aufgezeigt zu haben. —

Max *Gottliebs* Arbeit ist vorwiegend statistisch orientiert und kann als Baustein zu einer Arbeit über die Einwirkungen des Weltkriegs auf das Zeitungswesen in Deutschland willkommen geheißen werden. Nach einer statistischen Erhebung über die eingegangenen Zeitungen kommt der Verfasser zum Hauptthema: den Gründen für das Eingehen der Zeitungen, die in dem Rückgang des Anzeigengeschäfts, dem Personalmangel, der Verteuerung des Betriebes und in den technischen Schwierigkeiten bei der Herstellung zu suchen sind. Das Ergebnis ist dies, daß „die Wirkung, die der Krieg auf das Deutsche Zeitungswesen ausgeübt hat, nicht so katastrophal ist, wie vielfach behauptet wird, da von führenden Blättern überhaupt keins und an mittleren Zeitschriften nur verhältnismäßig wenige dem Krieg zum Opfer gefallen sind.“ —

Der Berliner Postdirektor G. von Schumann legt eine Arbeit über das Zeitungswesen im postalischen Verkehr vor (Gerstemann, Berlin 1922) die, da von einem Manne der Praxis geschrieben, recht gute Einblicke in das Verhältnis von Post und Zeitung gewährt. Die geschichtliche Einleitung ist nicht auf der Höhe, der Name Zeitung kommt schon 1502 (nicht 1505) erstmalig vor, auch kann man nicht sagen, daß 1605 die erste Zeitung in Augsburg gedruckt wurde, aber das Wesentliche an der Arbeit ist die sachliche Darlegung des Verhältnisses der Zeitung zur Post und umgekehrt. —

In der Sammlung „Mosers Ausgabe Österreichischer Gesetze hat Ernst Lohsing (Graz 1922) das Pressegesetz von 7. 4. 22 dargestellt und einen Bericht des Justizausschusses beigegeben, sowie die gesetzlichen Vorschriften über die Rechtsverhältnisse der Journalisten. —

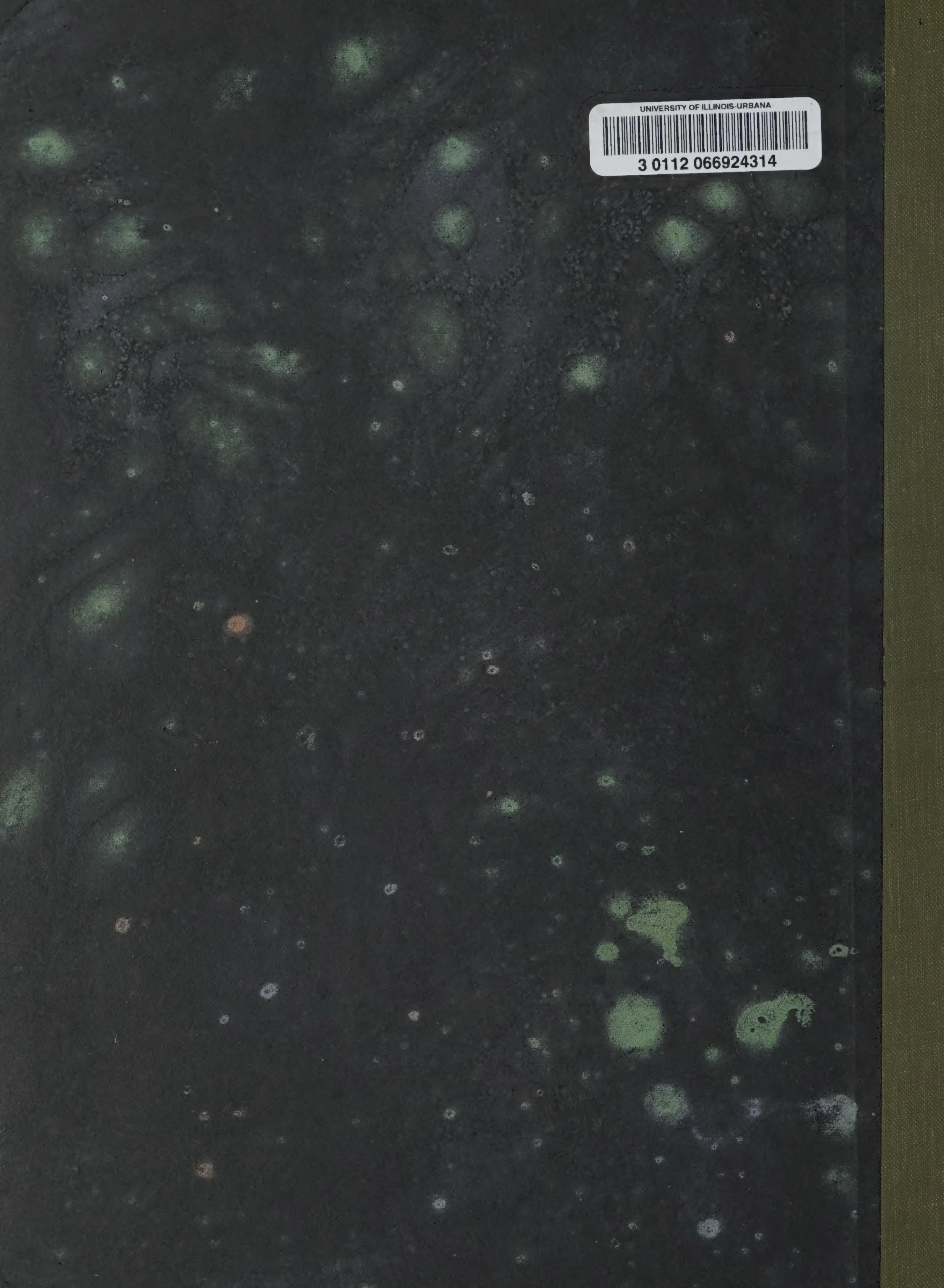
Als Heft 1 der „Abhandlungen aus dem Seminar für Zeitungskunde und Zeitungspraxis“ herausgegeben von Otto Jöhlinger, erschien eine Arbeit von Dr. Georg Elkan über „Die preußische Zeitungssteuer“ die einen Beitrag zur Geschichte der Pressepolitik unter Benutzung von Akten Bismarcks und der preusischen Ministerien darstellt. Die Arbeit ist sehr verdienstlich und behandelt die Einführung und Wirkung des Zeitungsstempels in einer recht übersichtlichen Weise, sodaß auch auf dieses Gebiet des Zeitungswesens nunmehr ein helles Licht fällt.

Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans H. Bockwitz, Leipzig.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 066924314